

Goldene
Klassiker-Bibliothek

Schillers Werke

Auswahl in zehn Teilen

Auf Grund der Hempel'schen Ausgabe

neu herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Arthur Rütcher

Mit drei Bellagen in Gravüre
und zwei Saksimilebeilagen



Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Schillers Werke

Zehnter Teil

Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs

Herausgegeben

von

Hans Heinrich Ziffeler

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

<http://rcin.org.pl>

Schönerer'sche

Verlagsbuchhandlung

in Leipzig, Hauptstadt des Königreichs Sachsen

Alle Rechte vorbehalten

Spamer'sche Buchdruckerei in Leipzig

<http://rcin.org.pl>

Einleitung des Herausgebers.

Mehr als Schillers andere historische Aufsätze und auch mehr als jedes ähnliche andere Werk ist Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ ein Gemeingut des deutschen Volkes geworden. In den hundert Jahren, seit sie zuerst erschienen ist, ist unendlich viel neues Material über diese traurige Zeit aufgefunden und von vielen neuen Gesichtspunkten die Bedeutung dieses Krieges ganz anders aufgefaßt und beurteilt worden, aber immer noch ist Schillers Geschichte im Volke lebendig.

Der Grund dieser außerordentlichen Beliebtheit ist sicher nicht der wissenschaftliche Wert des Werkes. Oft ist in dieser Zeit mit Hilfe besserer Quellen der Tatbestand genauer festgestellt worden, als Schiller ihn kannte, auch konnten einige Fehler in seiner Geschichte nachgewiesen werden, aber das alles hat auf ihre Beliebtheit im Volke nicht den geringsten Einfluß gehabt. Diese ist vielmehr eine Folge der prachtvollen Darstellungsweise Schillers. Sein Werk zeichnet sich durch eine hohe Objektivität aus; niemals nimmt er Partei. Dazu kommt eine packende Schilderung: die ganze Geschichte liest sich fast wie ein großer Roman; immer weiß Schiller den Leser neu zu fesseln. Klar und scharf zeichnet er die Haupthelden des Krieges, und klar und scharf ist auch die ganze Darstellung. Nichts bleibt undeutlich und dunkel. Immer deckt er neue Fäden auf, die die Ereignisse verknüpfen; sogar die trockene und langweilige Vorgeschichte gewinnt bei seiner Schilderung Leben und Interesse. Die Krone des Ganzen ist aber die meisterhafte Behandlung der Sprache; was die Alten am Thukydides rühmten, seine Darstellung rausche dahin, wie ein majestätischer Strom, das kann man mit gleichem Recht von Schiller behaupten. Fein hält er dabei die goldene Mitte zwischen oberflächlicher Popularität und trockener Wissenschaftlichkeit. Das Ganze ist ein großes

Kunstwerk. Und als solches ist es ein Volksbuch geworden, ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Wer jetzt zu Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ greift, will nicht genauen wissenschaftlichen Aufschluß über alle Einzelheiten haben, in erster Linie will er sich an der prachtvollen Darstellung erfreuen.

Daß das Ganze ein so einheitliches Kunstwerk geworden ist, ist bei den vielen Unterbrechungen, die es bei seiner Fertigstellung erfuhr, und bei der geringen Liebe, die Schiller darauf verwandte, sehr verwunderlich. Die Anregung zu der Abhandlung gab der Verlagsbuchhändler Göschen, der Schiller für einen Aufsatz über den Dreißigjährigen Krieg 400 Taler bot. Im Anfang des Jahres 1790 ging er mit viel Eifer an die Arbeit, aber viel Freude hatte er nicht an ihr. „Gegenwärtig fehlt es mir sehr an einer angenehmen und befriedigenden Geistesarbeit,“ schreibt er an Körner. Er beabsichtigte ursprünglich, die ausführliche Darstellung nur bis zum Tode Gustav Adolfs zu führen und arbeitete sehr fleißig, oft 14 Stunden am Tage daran. Aber er kam nur bis zur Breitenfelder Schlacht; mehr konnte er für den Kalender von 1791 nicht schreiben. Der Erfolg seines Werkes übertraf alle seine Erwartungen und ermunterte ihn zur Weiterarbeit; aber den größten Teil des Jahres 1791 wurde er durch schwere Krankheit an der Arbeit gehindert: er kam in diesem Jahre nur bis zur Eroberung von Mainz durch Gustav Adolf; die interessantesten Teile des Krieges hatte er also noch vor sich. Das belebte seine Lust an der Vollendung der Geschichte und er hoffte sie Göschen bis zum November 1792 zu liefern. Während der Arbeit im Jahre 1792 traten jedoch allerlei dichterische Entwürfe immer mehr in den Vordergrund; besonders der Plan zum Wallenstein beschäftigte Schiller sehr lebhaft; daneben trug er sich mit dem Gedanken an ein Epos: „Gustav Adolf“. So beeilte er sich denn, die unangenehme historische Arbeit so rasch wie möglich zu erledigen. Die ganze zweite Hälfte des Krieges wurde in einem einzigen Buche abgetan, die Bedingungen des westfälischen Friedens teilte er gar nicht mit. Später hat er dann das ganze Werk für die letzte Ausgabe noch einmal überarbeitet, in erster Linie stilistische Verbesserungen angebracht.

Bei seinen Zeitgenossen fand sein Werk vielen Beifall. Die meisterhafte Darstellung verfehlte ihren Eindruck nicht; das allgemeine Urteil erklärte Schiller für den größten Historiker Deutschlands und sein Buch für ein deutsches Nationalwerk.

Geschichte
des
Dreißigjährigen Kriegs
Erster Teil

Erstes Buch.

Seit dem Anfang des Religionskriegs in Deutschland bis zum Münsterischen Frieden ist in der politischen Welt Europas kaum etwas Großes und Merkwürdiges geschehen, woran die Reformation nicht den vornehmsten Anteil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche sich in diesem Zeitraum ereignen, schließen sich an die Glaubensverbesserung an, wo sie nicht ursprünglich daraus herfließen, und jeder noch so große und noch so kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derselben empfunden.

10 Beinahe der ganze Gebrauch, den das spanische Haus von seinen ungeheuern politischen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Befenner gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier stürmischen Regierungen in seinen Grundfesten

15 erschütterte, ausländische Waffen in das Herz dieses Königreichs zog und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatz der traurigsten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das spanische Joch unerträglich und weckte bei diesem Volke das Verlangen und den Mut, dieses Joch zu zerbrechen, so wie sie ihm größtenteils auch die Kräfte dazu gab.

20 Alles Böse, welches Philipp der Zweite gegen die Königin Elisabeth von England beschloß, war Rache, die er dafür nahm, daß sie seine protestantischen Untertanen gegen ihn in Schutz genommen und sich an die Spitze einer Religionspartei

25 gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutschland eine fortbauernde politische Trennung zur Folge, welche dieses Land zwar länger als ein Jahrhundert der Verwirrung dahingab, aber auch zugleich gegen politische Unterdrückung einen bleibenden Damm aufstürzte.

30 Die Reformation war es größtenteils, was die nordischen Mächte,

Dänemark und Schweden, zuerst in das Staatssystem von Europa zog, weil sich der protestantische Staatenbund durch ihren Beitritt verstärkte, und weil dieser Bund ihnen selbst unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum füreinander vor-
 handen gewesen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen 5
 Verührungspunkt zu erhalten und sich in einer neuen politischen Sympathie aneinander zu schließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrscher gegen ihre Untertanen durch die Reformation in andre Verhältnisse kamen, rückten durch sie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegeneinander. Und so mußte es 10
 durch einen seltsamen Gang der Dinge die Kirchentrennung sein, was die Staaten unter sich zu einer engeren Vereinigung führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erste Wirkung, durch welche diese allgemeine politische Sympathie sich verkündigte — ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern 15
 des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küsten der Ostsee Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte; ein Krieg, in welchem viele tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Deutschland auf ein 20
 halbes Jahrhundert verlöschte und die kaum auslebenden bessern Sitten der alten barbarischen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus diesem fürchterlichen Krieg, in welchem es sich zum erstenmal als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt hatte; und diese Theilnehmung der 25
 Staaten aneinander, welche sich in diesem Krieg eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu versöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderbliche Spuren dieses Krieges wieder ausgelöscht; aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind 30
 geblieben. Eben diese allgemeine Staatensympathie, welche den Stoß in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem Krieg ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüstung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Osterreichs einen Weg fand, Deutschland, Frankreich, das 35
 halbe Europa zu entzünden, so wird die Fackel der Kultur von diesen Staaten aus einen Weg sich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte dieses alles. Durch sie allein wurde möglich, was geschah; aber es fehlte viel, daß es für sie und 40
 ihrentwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvorteil, nicht das Staatsinteresse sich schnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks so

bereitswillige Fürsten, nie die neue Lehre so zahlreiche, so tapfere, so beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein großer Anteil an der Kirchenrevolution gebührt unstreitig der siegenden Gewalt der Wahrheit oder dessen, was mit Wahrheit verwechselt wurde.

5 Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Abgeschmackte mancher ihrer Lehren, das Übertriebene in ihren Forderungen mußte notwendig ein Gemüt empören, das von der Ahnung eines bessern Lichts schon gewonnen war, mußte es geneigt machen, die verbesserte Religion zu umfassen. Der Reiz der Unabhängigkeit,

10 die reiche Beute der geistlichen Stifter mußte die Regenten nach einer Religionsveränderung lüstern machen und das Gewicht der innern Überzeugung nicht wenig bei ihnen verstärken; aber die Staatsraison allein konnte sie dazu drängen. Hätte nicht Karl der Fünfte im Übermut seines Glücks an die Reichs-

15 freiheit der deutschen Stände gegriffen, schwerlich hätte sich ein protestantischer Bund für die Glaubensfreiheit bewaffnet. Ohne die Herrschbegierde der Guisen hätten die Calvinisten in Frankreich nie einen Condé oder Coligny an ihrer Spitze gesehen; ohne die Auflage des zehnten und zwanzigsten Pfennings hätte

20 der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbstverteidigung oder Vergrößerung; der Religionsenthusiasmus warb ihnen die Armeen und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der große Haufe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte,

25 glaubte für die Wahrheit sein Blut zu vergießen, indem er es zum Vorteil seines Fürsten versprigte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß diesmal der Vorteil der Fürsten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Diesem Zufall allein haben sie ihre Befreiung vom Papsttum zu danken.

30 Glück genug für die Fürsten, daß der Untertan für seine eigene Sache stritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede ist, regierte in Europa kein Fürst so absolut, um über den guten Willen seiner Untertanen hinweggesetzt zu sein, wenn er seine politischen Entwürfe verfolgte. Aber wie

35 schwer hielt es, diesen guten Willen der Nation für seine politischen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu setzen! Die nachdrücklichsten Beweggründe, welche von der Staatsraison entlehnt sind, lassen den Untertan kalt, der sie selten einsieht, und den sie noch seltner interessieren. In diesem Fall bleibt einem staats-

40 klugen Regenten nichts übrig, als das Interesse des Cabinetts an irgend ein andres Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vorhanden ist, oder, wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Dies war der Fall, worin sich ein großer Teil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten sind. Durch eine sonderbare Verkettung der Dinge mußte es sich fügen, daß die Kirchentrennung mit zwei politischen Umständen zusammentraf, ohne welche sie vermutlich eine ganz andre Entwicklung gehabt haben würde. Diese waren: die auf einmal hervorspringende Übermacht des Hauses Oesterreich, welche die Freiheit Europens bedrohte, und der tätige Eifer dieses Hauses für die alte Religion. Das erste weckte die Regenten, das zweite bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchste Gewalt in geistlichen Dingen, der gehemmte Abfluß des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geistlichen Stifter waren Vorteile, die für jeden Souverän auf gleiche Art verführerisch sein mußten; warum, könnte man fragen, wirkten sie nicht ebensogut auf die Prinzen des Hauses Oesterreich? Was hinderte dieses Haus, und insbesondere die deutsche Linie desselben, den dringenden Aufforderungen so vieler seiner Untertanen Gehör zu geben und sich nach dem Beispiel andrer auf Unkosten einer wehrlosen Geistlichkeit zu verbessern? Es ist schwer zu glauben, daß die Überzeugung von der Unfehlbarkeit der römischen Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieses Hauses einen größern Anteil gehabt haben sollte als die Überzeugung vom Gegenteil an dem Abfalle der protestantischen Fürsten. Mehrere Gründe vereinigten sich, die österreichischen Prinzen zu Stützen des Papsttums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die österreichische Macht einen großen Teil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbesondere schon zu den Zeiten der gotischen Herrschaft ausgezeichnet hat. Die geringste Annäherung an die verabscheuten Lehren Luthers und Calvins mußte dem Beherrscher von Spanien die Herzen seiner Untertanen unwiederbringlich entreißen; der Abfall von dem Papsttum konnte ihm dieses Königreich kosten. Ein spanischer König mußte ein rechtgläubiger Prinz sein, oder er mußte von diesem Throne steigen. Den nämlichen Zwang legten ihm seine italienischen Staaten auf, die er fast noch mehr schonen mußte als seine Spanier, weil sie das auswärtige Joch am ungeduldigsten trugen und es am leichtesten abschütteln konnten. Dazu kam, daß ihm diese Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papst zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hinderten, sich für eine Partei zu erklären, welche das Ansehen des Papstes zernichtete, die ihn aufforderten, sich

letztern durch den tätigsten Eifer für die alte Religion zu verpflichten.

Diese allgemeinen Gründe, welche bei jedem spanischen Monarchen von gleichem Gewichte sein mußten, wurden bei jedem insbesondre noch durch besondere Gründe unterstützt. Karl der Fünfte hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem König von Frankreich, dem dieses Land sich in eben dem Augenblick in die Arme warf, wo Karl sich kezerischer Grundsätze verdächtig machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche Karl mit der meisten Hitze verfolgte, würde das Mißtrauen der Katholischen und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich gewesen sein. Als Karl der Fünfte in den Fall kam, zwischen beiden Religionsparteien zu wählen, hatte sich die neue Religion noch nicht bei ihm in Achtung setzen können, und überdem war zu einer gütlichen Vergleichung beider Kirchen damals noch die wahrscheinlichste Hoffnung vorhanden. Bei seinem Sohn und Nachfolger, Philipp dem Zweiten, vereinigte sich eine mönchische Erziehung mit einem despotischen finstern Charakter, einen unverföhnlichen Haß aller Neuerungen in Glaubenssachen bei diesem Fürsten zu unterhalten, den der Umstand, daß seine schlimmsten politischen Gegner auch zugleich Feinde seiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da seine europäischen Länder, durch so viele fremde Staaten zerstreut, dem Einfluß fremder Meinungen überall offen lagen, so konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zusehen, und sein eigener näherer Staatsvorteil forderte ihn auf, sich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der kezerischen Ansteckung zu verstopfen. Der natürlichste Gang der Dinge stellte also diesen Fürsten an die Spitze des katholischen Glaubens und des Bundes, den die Papisten gegen die Neuerer schlossen. Was unter Karls des Fünften und Philipps des Zweiten langen und tatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Gesetz; und je mehr sich der Riß in der Kirche erweiterte, desto fester mußte Spanien an dem Katholizismus halten.

Freier schien die deutsche Linie des Hauses Oesterreich gewesen zu sein; aber wenn bei dieser auch mehrere von jenen Hindernissen wegfielen, so wurde sie durch andre Verhältnisse in Fesseln gehalten. Der Besitz der Kaiserkrone, die auf einem protestantischen Haupte ganz undenkbar war (denn wie konnte ein Apostat der römischen Kirche die römische Kaiserkrone tragen?), knüpfte die Nachfolger Ferdinands des Ersten an den päpstlichen Stuhl; Ferdinand selbst war diesem Stuhl aus

Gründen des Gewissens und aufrichtig ergeben. Überdem waren die deutsch-österreichischen Prinzen nicht mächtig genug, der spanischen Unterstützung zu entbehren, die aber durch eine Begünstigung der neuen Religion durchaus verscherzt war. Auch forderte ihre Kaiserwürde sie auf, das deutsche Reichssystem zu beschützen, wodurch sie selbst sich als Kaiser behaupteten, und welches der protestantische Reichsteil zu stürzen strebte. Rechnet man dazu die Kälte der Protestanten gegen die Bedrängnisse der Kaiser und gegen die gemeinschaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltsamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche und ihre Feindseligkeiten, wo sie sich als die Stärkeren fühlten, so begreift man, wie so viele zusammenwirkende Gründe die Kaiser auf der Seite des Papsttums erhalten, wie sich ihr eigener Vorteil mit dem Vortheile der katholischen Religion aufs genaueste vermengen mußte. Da vielleicht das ganze Schicksal dieser Religion von dem Entschlusse abhing, den das Haus Oesterreich ergriff, so mußte man die österreichischen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papsttums betrachten. Der Haß der Protestanten gegen letzteresehrte sich darum auch einstimmig gegen Oesterreich und vermengte nach und nach den Beschützer mit der Sache, die er beschützte.

Über eben dieses Haus Oesterreich, der unversöhnliche Gegner der Reformation, setzte zugleich durch seine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen Macht unterstützt waren, die politische Freiheit der europäischen Staaten, und besonders der deutschen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieser Umstand mußte letztere aus ihrer Sicherheit aufschrecken und auf ihre Selbstverteidigung aufmerksam machen. Ihre gewöhnlichen Hilfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer so drohenden Macht zu widerstehen. Außerordentliche Anstrengungen mußten sie von ihren Untertanen verlangen und, da auch diese bei weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen und durch Bündnisse untereinander eine Macht aufzuwägen suchen, gegen welche sie einzeln nicht bestanden.

Über die großen politischen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, sich den Fortschritten Oesterreichs zu widersetzen, hatten ihre Untertanen nicht. Nur gegenwärtige Vorteile oder gegenwärtige Übel sind es, welche das Volk in Handlung setzen; und diese darf eine gute Staatskunst nicht abwarten. Wie schlimm also für diese Fürsten, wenn nicht zum Glücke ein andres wirksames Motiv sich ihnen dargeboten hätte, das die Nation in Leidenschaft setzte und einen Enthusiasmus in ihr entflammte, der gegen die politische Gefahr gerichtet werden konnte, weil er

in dem nämlichen Gegenstande mit derselben zusammentraf! Dieses Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Osterreich beschützte, die schwärmerische Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieses Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen strebte. Diese Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerei berechnet nie, was sie aufopfert. Was die entschiedenste Gefahr des Staats nicht über seine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöse Begeisterung. Für den Staat, für das Interesse des Fürsten würden sich wenig freiwillige Arme bewaffnet haben, für die Religion griff der Kaufmann, der Künstler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürsten würde man sich auch der kleinsten außerordentlichen Abgabe zu entziehen gesucht haben; an die Religion setzte man Gut und Blut, alle seine zeitlichen Hoffnungen. Dreifach stärkere Summen strömen jetzt in den Schatz des Fürsten; dreifach stärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die nahe Religionsgefahr alle Gemüther versetzte, fühlte der Untertan die Anstrengungen nicht, von denen er in einer ruhigeren Gemütslage erschöpft würde niedergesunken sein. Die Furcht vor der spanischen Inquisition, vor Bartholomäusnächten eröffnet dem Prinzen von Oranien, dem Admiral Coligny, der britischen Königin Elisabeth, den protestantischen Fürsten Deutschlands Hilfsquellen bei ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich sind.

Mit noch so großen eignen Anstrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigsten Fürsten, wenn er einzeln stand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umstände entfernte Staaten zu einer wechselseitigen Hilfsleistung vermögen. Die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in ebensoviele verschiedene Ganze absonderte und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängnisse des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen Schadenfreude reizte. Die Reformation stürzte diese Scheidewand. Ein lebhafteres, näherliegendes Interesse als der Nationalvorteil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu befeelen. Dieses Interesse konnte mehrere und selbst die entlegensten Staaten miteinander verbinden, und bei Untertanen des nämlichen Staats

konnte dieses Band wegfallen. Der französische Calvinist hatte also mit dem reformierten Genfer, Engländer, Deutschen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit seinem eignen katholischen Mitbürger nicht hatte. Er hörte also in einem sehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu sein, seine Aufmerksamkeit und Teilnahme auf diesen einzelnen Staat einzuschränken. Sein Kreis erweitert sich, er fängt an, aus dem Schicksale fremder Länder, die seines Glaubens sind, sich ein eignes zu weissagen und ihre Sache zu der seinigen zu machen. Nun erst dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Versammlung ihrer Landstände zu bringen, nun erst hoffen, ein williges Ohr und schnelle Hilfe zu finden. Diese auswärtigen Angelegenheiten sind jetzt zu einheimischen geworden, und gerne reicht man dem Glaubensverwandten eine hilfreiche Hand, die man dem bloßen Nachbar und noch mehr dem fernem Ausländer verweigert hätte. Jetzt verläßt der Pfälzer seine Heimat, um für seinen französischen Glaubensbruder gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu sechten. Der französische Untertan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freiheit zu bluten. Jetzt sieht man Schweizer gegen Schweizer, Deutsche gegen Deutsche im Streit gerüstet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entscheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutschland geschmiedet sind.

Es ist sehr schwer zu sagen, was mit der Reformation, was mit der Freiheit des Deutschen Reichs wohl geworden sein würde, wenn das gefürchtete Haus Osterreich nicht Partei gegen sie genommen hätte. Soviel aber scheint erwiesen, daß sich die österreichischen Prinzen auf ihrem Wege zur Universalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben als durch den hartnäckigen Krieg, den sie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem andern Falle als unter diesem war es den schwächern Fürsten möglich, die außerordentlichen Anstrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch sie der österreichischen Macht widerstanden, in keinem andern Falle den Staaten möglich, sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die österreichische Macht nie gestanden als nach dem Siege Karls des Fünften bei Mühlberg, nachdem er die Deutschen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldischen Bunde lag die deutsche Freiheit, wie es schien, auf ewig darnieder; aber sie lebte wieder auf in Moriz von Sachsen, ihrem gefährlichsten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergischen

Siegeß gehen auf dem Kongreß zu Passau und dem Reichstag zu Augsburg verloren, und alle Anstalten zur weltlichen und geistlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden Frieden.

Deutschland zerriß auf diesem Reichstag zu Augsburg in 5 zwei Religionen und in zwei politische Parteien; jezt erst zerriß es, weil die Trennung jezt erst gesetzlich war. Bis hieher waren die Protestanten als Rebellen angesehen worden; jezt beschloß man, sie als Brüder zu behandeln, nicht als ob man sie dafür anerkannt hätte, sondern weil man dazu genötigt war. Die 10 Augsburgische Konfession durfte sich von jezt an neben den katholischen Glauben stellen, doch nur als eine geduldete Nachbarin, mit einstweiligen schweesterlichen Rechten. Jedem weltlichen Reichsstande ward das Recht zugestanden, die Religion, zu der er sich bekannte, auf seinem Grund und Boden zur herrschenden 15 und einzigen zu machen und die entgegengesetzte der freien Ausübung zu berauben, jedem Untertan vergönt, das Land zu verlassen, wo seine Religion unterdrückt war. Jezt zum erstenmal erfreute sich also die Lehre Luthers einer positiven Sanction, und wenn sie auch in Bayern oder in Oesterreich im Staube 20 lag, so konnte sie sich damit trösten, daß sie in Sachsen und in Thüringen thronte. Den Regenten war es aber nun doch allein überlassen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darniederliegen sollte; für den Untertan, der auf dem Reichstage keinen Repräsentanten hatte, war in diesem Frieden 25 gar wenig gesorgt. Bloß allein in geistlichen Ländern, in welchen die katholische Religion unwiderruflich die herrschende blieb, wurde den protestantischen Untertanen (welche es damals schon waren) die freie Religionsübung ausgewirkt; aber auch diese nur durch eine persönliche Versicherung des römischen Königs 30 Ferdinand, der diesen Frieden zustande brachte — eine Versicherung, die, von dem katholischen Reichsteile widersprochen und mit diesem Widerspruch in das Friedensinstrument eingetragen, keine Gesezeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen gewesen, was die Ge- 35 müter trennte — wie gleichgültig hätte man dieser Trennung zugeesehen! Aber an diesen Meinungen hingen Reichtümer, Würden und Rechte, ein Umstand, der die Scheidung unendlich erschwerte. Von zwei Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hieher gemeinschaftlich genossen, verließ jezt 40 einer das väterliche Haus, und die Notwendigkeit trat ein, mit dem daheim bleibenden Bruder abzuteilen. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts bestimmt, weil ihm von dieser Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohlthätigen

Stiftungen der Voreltern war der Reichtum der Kirche innerhalb eines Jahrtausends zusammengefloßen, und diese Voreltern gehörten dem Weggehenden ebensogut an als dem, der zurückblieb. Hastete nun das Erbrecht bloß an dem väterlichen Hause, oder hastete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die katholische Kirche geschehen, weil damals noch keine andre vorhanden war, an den erstgeborenen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erstgeburt wie in adeligen Geschlechtern? Galt die Begünstigung des einen Teils, wenn ihm der andre noch nicht gegenüberstehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genuß dieser Güter ausgeschlossen sein, an denen doch ihre Vorfahren mit stiften halfen, bloß allein deswegen ausgeschlossen sein, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterschied zwischen Lutheranern und Katholischen stattfand? Beide Religionsparteien haben über diese Streitsache mit scheinbaren Gründen gegeneinander gerechdet und rechnen noch immer; aber es dürfte dem einen Teile so schwer fallen als dem andern, sein Recht zu erweisen. Das Recht hat nur Entscheidungen für denkbare Fälle, und vielleicht gehören geistliche Stiftungen nicht unter diese, zum wenigsten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatische Sätze erstreckt — wie ist es denkbar, eine ewige Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entscheiden kann, so tut es die Stärke, und so geschah es hier. Der eine Teil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war, der andre verteidigte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachte Bistümer und Abteien verblieben den Protestanten; aber die Papisten verwahrten sich in einem eigenen Vorbehalt, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Besitzer eines geistlichen Stiftes, das dem Reich unmittelbar unterworfen war, Kurfürst, Bischof oder Abt, hat seine Benefizien und Würden verwirkt, sobald er zur protestantischen Kirche abfällt. Sogleich muß er seine Besitzungen räumen, und das Kapitel schreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre seine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An diesem heiligen Anker des geistlichen Vorbehalts, der die ganze zeitliche Existenz eines geistlichen Fürsten von seinem Glaubensbekenntnis abhängig machte, ist noch bis heute die katholische Kirche in Deutschland befestigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieser Anker zerrisse? Der geistliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerspruch von seiten der protestantischen Stände, und obgleich sie ihn zuletzt noch in das Friedensinstrument mit

aufnahmen, so geschah es mit dem ausdrücklichen Befehl, daß beide Parteien sich über diesen Punkt nicht verglichen hätten. Konnte er für den protestantischen Teil mehr verbindlich sein, als jene Versicherung Ferdinands zum Vorteil der protestantischen Untertanen in geistlichen Stiftern es für die katholischen war? Zwei Streitpunkte blieben also in dem Frieden zurück, und an diesen entzündete sich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreiheit und mit den geistlichen Gütern; mit den Rechten und Würden war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutsche Reichssystem berechnet, weil nur eine da war, als es sich bildete. Die Kirche hat sich getrennt, der Reichstag sich in zwei Religionsparteien geschieden — und doch soll das ganze Reichssystem ausschließlich einer einzigen folgen? Alle bisherigen Kaiser waren Söhne der römischen Kirche gewesen, weil die römische Kirche in Deutschland bis jetzt ohne Nebenbuhlerin war. War es aber das Verhältnis mit Rom, was den Kaiser der Deutschen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutschland, welches sich in seinem Kaiser repräsentierte? Zu dem ganzen Deutschland gehört aber auch der protestantische Teil — und wie repräsentiert sich nun dieser in einer ununterbrochenen Reihe katholischer Kaiser? — In dem höchsten Reichsgerichte richten die deutschen Stände sich selbst, weil sie selbst die Richter dazu stellen; daß sie sich selbst richteten, daß eine gleiche Gerechtigkeit allen zustatten käme, war der Sinn seiner Stiftung — kann dieser Sinn erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin sitzen? Daß zur Zeit der Stiftung in Deutschland noch ein einziger Glaube herrschte, war Zufall — daß kein Stand den andern auf rechtlchem Weg unterdrücken sollte, war der wesentliche Zweck dieser Stiftung. Dieser Zweck aber ist verfehlt, wenn ein Religionsteil im ausschließenden Besitz ist, den andern zu richten — darf nun ein Zweck aufgeopfert werden, wenn sich ein Zufall verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Protestanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiserkrone hat noch kein protestantisches Haupt sich erhoben.

Was man auch von der Gleichheit sagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwischen beiden deutschen Kirchen einführte, so ging die katholische doch unwidersprechlich als Siegerin davon. Alles, was die Lutherische erhielt, war — Duldung; alles, was die katholische hingab, opferte sie der Not und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwischen zwei gleichgeachteten Mächten, bloß ein Vertrag zwischen

dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen. Aus diesem Prinzip scheinen alle Prozeduren der katholischen Kirche gegen die protestantische hergefloßen zu sein und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur protestantischen Kirche abzufallen, weil es mit einem so schweren Verluste geahndet wurde, als der geistliche Vorbehalt über abtrünnige geistliche Fürsten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten setzte sich die katholische Kirche lieber aus, alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vorteil freiwillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurückzunehmen, war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verlust; aber ein ausgegebener Anspruch, ein den Protestanten zugestandenes Recht erschütterte die Grundpfeiler der katholischen Kirche. Bei dem Religionsfrieden selbst setzte man diesen Grundsatz nicht aus den Augen. Was man in diesem Frieden den Evangelischen preisgab, war nicht unbedingt aufgegeben. Alles, hieß es ausdrücklich, sollte nur bis auf die nächste allgemeine Kirchenversammlung gelten, welche sich beschäftigen würde, beide Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erst, wenn dieser letzte Versuch mißlänge, sollte der Religionsfriede eine absolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieser Wiedervereinigung da war, so wenig es vielleicht den Katholischen selbst damit Ernst war, so viel hatte man demungeachtet schon gewonnen, daß man den Frieden durch diese Bedingung beschränkte.

Dieser Religionsfriede also, der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten ersticken sollte, war im Grunde nur eine temporäre Auskunft, ein Werk der Not und der Gewalt, nicht vom Gesetz der Gerechtigkeit diktiert, nicht die Frucht berechtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholischen nicht geben, und, wenn man aufrichtig sein will, einen solchen vertugten die Evangelischen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholischen eine uneingeschränkte Billigkeit zu beweisen, unterdrückten sie, wo es in ihrer Macht stand, die Calvinisten, welche freilich ebensowenig eine Duldung in jenem bessern Sinne verdienten, da sie ebensoweit entfernt waren, sie selbst auszuüben. Zu einem Religionsfrieden von dieser Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und die Köpfe noch zu trübe. Wie konnte ein Teil von dem andern fordern, was er selbst zu leisten unvermögend war? Was eine jede Religionspartei in dem Augsburger Frieden rettete oder gewann, verdankte sie dem zufälligen Machtverhältnis, in welchem beide bei Gründung des Friedens zueinander gestanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte behauptet werden

durch Gewalt; jenes Machtverhältniß mußte also auch fürs künftige fortdauern, oder der Friede verlor seine Kraft. Mit dem Schwert in der Hand wurden die Grenzen zwischen beiden Kirchen gezeichnet, mit dem Schwerte mußten sie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten Partei! Eine zweifelhafte, schreckenvolle Aussicht für Deutschlands Ruhe, die aus dem Frieden selbst schon hervordrohte!

In dem Reich erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille, und ein flüchtiges Band der Eintracht schien die getrennten Glieder wieder in einen Reichskörper zu verknüpfen, daß auch das Gefühl für die gemeinschaftliche Wohlfahrt auf eine Zeitlang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innerste Wesen getroffen, und die erste Harmonie wieder herzustellen, war vorbei. So genau der Friede die Rechtsgrenzen beider Teile bestimmt zu haben schien, so ungleichen Auslegungen blieb er nichtsdestoweniger unterworfen. Mitten in ihrem hitzigsten Kampfe hatte er den streitenden Parteien Stillstand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zugedeckt, nicht gelöscht, und unbefriedigte Ansprüche blieben auf beiden Seiten zurück. Die Katholischen glaubten zu viel verloren, die Evangelischen zu wenig errungen zu haben; beide hielten sich damit, den Frieden, den sie jetzt noch nicht zu verlegen wagten, nach ihren Absichten zu erklären.

Daselbe mächtige Motiv, welches so manche protestantische Fürsten so geneigt gemacht hatte, Luthers Lehre zu umfassen, die Besitznehmung von den geistlichen Stiftern, war nach geschlossenem Frieden nicht weniger wirksam als vorher, und was von mittelbaren Stiftern noch nicht in ihren Händen war, mußte bald in dieselben wandern. Ganz Niederdeutschland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; und wenn es mit Oberdeutschland anders war, so lag es an dem lebhaftesten Widerstand der Katholischen, die hier das Übergewicht hatten. Jede Partei drückte oder unterdrückte, wo sie die mächtigere war, die Anhänger der andern; die geistlichen Fürsten besonders, als die wehrlosesten Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrößerungsbegierde ihrer un-katholischen Nachbarn geängstigt. Wer zu ohnmächtig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden, flüchtete sich unter die Flügel der Justiz, und die Spolienklagen gegen protestantische Stände häuften sich auf dem Reichsgerichte an, welches bereitwillig genug war, den angeklagten Teil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zu wenig unterstützt, um sie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreiheit einräumte, hatte doch einigermaßen auch für den Untertan gesorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das

Land, in welchem seine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlassen. Aber vor den Gewalttätigkeiten, womit der Landesherr einen gehäßten Untertan drücken, vor den namenlosen Drangsalen, wodurch er dem Auswandernden den Abzug erschweren, vor den künstlich gelegten Schlingen, worein die Arglist, mit der Stärke verbunden, die Gemüter verstricken kann, konnte der tote Buchstabe dieses Friedens ihn nicht schützen. Der katholische Untertan protestantischer Herren klagte laut über die Verletzung des Religionsfriedens — der evangelische noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von seiner katholischen Obrigkeit widerfuhr. Die Erbitterung und Streitsucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an sich unbedeutend war, und setzte die Gemüter in Flammen; glücklich genug, wenn sich diese theologische Wut an dem gemeinschaftlichen Religionsfeind erschöpft hätte, ohne gegen die eignen Religionsverwandten ihr Gift auszuspritzen.

Die Einigkeit der Protestanten unter sich selbst würde doch endlich hingereicht haben, beide streitende Parteien in einer gleichen Schwankung zu erhalten und dadurch den Frieden zu verlängern; aber um die Verwirrung vollkommen zu machen, verschwand diese Eintracht bald. Die Lehre, welche Zwingli in Zürich und Calvin in Genf verbreitet hatten, fing bald auch in Deutschland an, festen Boden zu gewinnen und die Protestanten unter sich selbst zu entzweien, daß sie einander kaum mehr an etwas anderm als dem gemeinschaftlichen Hass gegen das Papsttum erkannten. Die Protestanten in diesem Zeitraume glichen denjenigen nicht mehr, welche fünfzig Jahre vorher ihr Bekenntnis zu Augsburg übergeben hatten, und die Ursache dieser Veränderung ist — in eben diesem Augsburgerischen Bekenntnis zu suchen. Dieses Bekenntnis setzte dem protestantischen Glauben eine positive Grenze, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Grenze gefallen ließ, und die Protestanten verscherzten unwissend einen Teil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papsttum versicherte. Gleiche Beschwerden gegen die römische Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieser Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholischen Lehrbegriffe würden hinreichend gewesen sein, den Vereinigungspunkt für die protestantische Kirche abzugeben; aber sie suchten diesen Vereinigungspunkt in einem neuen positiven Glaubenssystem, setzten in dieses das Unterscheidungszeichen, den Vorzug, das Wesen ihrer Kirche und bezogen auf dieses den Vertrag, den sie mit den Katholischen schlossen. Bloß als Anhänger der Konfession gingen sie den Religionsfrieden ein; die Konfessionsverwandten allein hatten teil an der

Wohltat dieses Friedens. Wie also auch der Erfolg sein möchte, so stand es gleich schlimm um die Konfessionsverwandten. Dem Geist der Forschung war eine bleibende Schranke gesetzt, wenn den Vorschriften der Konfession ein blinder Gehorsam geleistet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man sich über die festgesetzte Formel entzweite. Zum Unglück ereignete sich beides, und die schlimmen Folgen von beiden stellten sich ein. Eine Partei hielt standhaft fest an dem ersten Bekenntnis; und wenn sich die Calvinisten davon entfernten, so geschah es nur, um sich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuschließen.

Keinen scheinbarern Vorwand hätten die Protestanten ihrem gemeinschaftlichen Feinde geben können als diese Uneinigkeit unter sich selbst — kein erfreuenderes Schauspiel als die Erbitterung, womit sie einander wechselseitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholischen zum Verbrechen machen, wenn sie die Dreistigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbesserer sich angemaßt hatten, das einzig wahre Religionsystem zu verkündigen? wenn sie von Protestanten selbst die Waffen gegen Protestanten entlehnten? wenn sie sich bei diesem Widerspruche der Meinungen an die Autorität ihres Glaubens festhielten, für welchen zum Theil doch ein ehrwürdiges Altertum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit sprach? Aber die Protestanten kamen bei dieser Trennung auf eine noch ernsthaftere Art ins Gedränge. Auf die Konfessionsverwandten allein war der Religionsfriede gestellt, und die Katholischen drangen nun auf Erklärung, wen diese für ihren Glaubensgenossen erkannt wissen wollten. Die Evangelischen konnten die Reformierten in ihren Bund nicht einschließen, ohne ihr Gewissen zu beschweren; sie konnten sie nicht davon ausschließen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte diese unselige Trennung den Machinationen der Jesuiten einen Weg, Mißtrauen zwischen beide Parteien zu pflanzen und die Eintracht ihrer Maßregeln zu zerstören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eignen protestantischen Gegnern gebunden, versäumten die Protestanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römischen zu ersechten. Und allen diesen Verlegenheiten wären sie entgangen, der Abfall der Reformierten wäre für die gemeine Sache ganz unschädlich gewesen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papsttum, nicht in Augsburgischen Konfessionen, nicht in Konkordienwerken gesucht hätte.

So sehr man aber auch in allem andern geteilt war, so

begriff man doch einstimmig, daß eine Sicherheit, die man bloß der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch diese Machtgleichheit allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der einen Partei, die Gegenbemühungen der andern unterhielten die Wachsamkeit auf beiden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Lösung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andre Teil tat, mußte zu Kränkung dieses Friedens abzielen, jeder, den man sich selbst erlaubte, geschah zur Aufrechthaltung dieses Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholischen hatten eine angreifende Absicht, wie ihnen von der Gegenpartei schuld gegeben wird: vieles, was sie taten, machte ihnen die Selbstverteidigung zur Pflicht. Die Protestanten hatten auf eine nicht zweideutige Art gezeigt, wozu die Katholischen sich zu versehen hätten, wenn sie das Unglück haben sollten, der unterliegende Teil zu sein. Die Lüsterheit der Protestanten nach den geistlichen Gütern ließ sie keine Schonung, ihr Haß keine Großmut, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Protestanten war es zu verzeihen, wenn sie zu der Redlichkeit der Papisten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treulose und barbarische Behandlungsart, welche man sich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenossen erlaubte, durch die schändliche Ausflucht katholischer Fürsten, sich von den heiligsten Eiden durch den Papst lossprechen zu lassen, durch den abscheulichen Grundsatz, daß gegen Kezer kein Treu und Glaube zu beobachten sei, hatte die katholische Kirche in den Augen aller Redlichen ihre Ehre verloren. Keine Versicherung, kein noch so fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papisten den Protestanten beruhigen. Wie hätte der Religionsfriede es gekonnt, den die Jesuiten durch ganz Deutschland nur als eine einstweilige Konvenienz abschilderten, der in Rom selbst feierlich verworfen ward!

Die allgemeine Kirchenversammlung, auf welche in diesem Frieden hingewiesen worden, war unterdessen in der Stadt Trient vor sich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die streitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieser Vereinigung getan zu haben, ohne von den Protestanten auch nur beschickt worden zu sein. Feierlich waren diese nummehr von der Kirche verdammt, für deren Repräsentanten sich das Konzilium ausgab. — Konnte ihnen ein profaner und noch dazu durch die Waffen erzwungener Vertrag vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der sich auf eine Bedingung stützte, welcher der Schluß des Konziliums aufzuheben schien? An einem Scheine

des Rechts fehlte es also nicht mehr, wenn sich die Katholischen sonst mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an also schützte die Protestanten nichts mehr als der Respekt vor ihrer Macht.

5 Mehreres kam dazu, das Mißtrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholische Deutschland sich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der spanischen Macht an die Grenzen Deutschlands gezogen hatte. Wie schnell standen diese Truppen im Reiche, wenn ein
10 entscheidender Streich sie hier notwendig machte! Deutschland war damals eine Vorratskammer des Kriegs für fast alle europäische Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede außer Brot setzte. So vielen voneinander unabhängigen Fürsten war es leicht, Kriegsheere zusammenzubringen,
15 welche sie alsdann, sei's aus Gewinnsucht oder aus Parteigeist, an fremde Mächte verliehen. Mit deutschen Truppen bekriegte Philipp der Zweite die Niederlande, und mit deutschen Truppen verteidigten sie sich. Eine jede solche Truppenwerbung in Deutschland schreckte immer eine von beiden Religionsparteien
20 auf; sie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Gesandte, ein außerordentlicher päpstlicher Legat, eine Zusammenkunft von Fürsten, jede ungewöhnliche Erscheinung mußte dem einen oder dem andern Teile Verderben bereiten. So stand Deutschland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand
25 an dem Schwert; jedes rauschende Blatt erschreckte.

Ferdinand der Erste, König von Ungarn, und sein vortrefflicher Sohn, Maximilian der Zweite, hielten in dieser bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroischen Geduld
30 hatte Ferdinand den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt und an den undankbaren Versuch, beide Kirchen auf dem Konzilium zu Trient zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verschwendet. Von seinem Neffen, dem spanischen Philipp, im Stich gelassen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den siegreichen
35 Waffen der Türken bedrängt, wie hätte sich dieser Kaiser sollen in den Sinn kommen lassen, den Religionsfrieden zu verletzen und sein eigenes mühevolltes Werk zu vernichten? Der große Aufwand des immer sich erneuernden Türkenkriegs konnte von den sparsamen Beiträgen seiner erschöpften Erblände nicht bestritten
40 werden; er brauchte also den Beistand des Reichs — und der Religionsfriede allein hielt das geteilte Reich noch in einem Körper zusammen. Das ökonomische Bedürfnis machte ihm die Protestanten nicht weniger nötig als die Katholischen und legte ihm

also auf, beide Teile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bei so sehr widerstreitenden Forderungen ein wahres Riesenwerk war. Auch fehlte viel, daß der Erfolg seinen Wünschen entsprochen hätte: seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten hatte bloß dazu gedient, seinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der sein sterbendes Auge verschonte. Nicht viel glücklicher war sein Sohn Maximilian, den vielleicht nur der Zwang der Umstände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiserthron zu erheben. Den Vater hatte die Notwendigkeit Schonung gegen die Protestanten gelehrt, die Notwendigkeit und die Billigkeit diktierten sie seinem Sohne. Der Enkel küßte es teuer, daß er weder die Billigkeit hörte, noch der Notwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterließ Maximilian, aber nur der älteste von diesen, Erzherzog Rudolf, erbte seine Staaten und bestieg den kaiserlichen Thron; die übrigen Brüder wurden mit schwachen Apanagen abgefunden. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche Karl von Steiermark, ihr Oheim, fortführte; doch wurden auch diese schon unter Ferdinand dem Zweiten, seinem Sohne, mit der übrigen Erbschaft vereinigt. Diese Länder also ausgenommen, versammelte sich nunmehr die ganze ansehnliche Macht des Hauses Oesterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer schwachen.

Rudolf der Zweite war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menschen hätten erwerben müssen, wenn ihm das Loß eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Charakter war mild, er liebte den Frieden, und den Wissenschaften — besonders der Astronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten — ergab er sich mit einem leidenschaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angestrengteste Aufmerksamkeit heischte und seine erschöpften Finanzen die höchste Sparsamkeit nötig machten, von Regierungsgeschäften zurückzog und zu einer höchst schädlichen Verschwendung reizte. Sein Geschmac an der Sternkunst verirrte sich in astrologische Träumereien, denen sich ein melancholisches und furchtames Gemüt, wie das seinige war, so leicht überliefert. Dieses und eine in Spanien zugebrachte Jugend öffnete sein Ohr den schlimmen Ratschlägen der Jesuiten und den Eingebungen des spanischen Hofes, die ihn zuletzt unumschränkt beherrschten. Von Liebhabereien angezogen, die seines großen Postens so wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrsagungen geschreckt, verschwand er nach spanischer Sitte vor seinen Untertanen, um sich unter seinen Gemmen und Antiken, in seinem Laboratorium, in seinem

Marstalle zu verbergen, während daß die gefährlichste Zwietracht
 alle Bande des deutschen Staatskörpers auflöste und die Flamme
 der Empörung schon anfang, an die Stufen seines Thrones
 zu schlagen. Der Zugang zu ihm war jedem ohne Ausnahme
 5 versperrt; unausgefertigt lagen die dringendsten Geschäfte; die
 Aussicht auf die reiche spanische Erbschaft verschwand, weil er
 unschlüssig blieb, der Infantin Isabella seine Hand zu geben;
 dem Reiche drohte die fürchterlichste Anarchie, weil er, obgleich
 selbst ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römischen
 10 König erwählen zu lassen. Die österreichischen Landstände sagten
 ihm den Gehorsam auf, Ungarn und Siebenbürgen entriessen sich
 seiner Hoheit, und Böhmen säumte nicht lange, diesem Beispiel
 zu folgen. Die Nachkommenschaft des so gefürchteten Karls
 15 des Fünften schwebte in Gefahr, einen Teil ihrer Besitzungen
 an die Türken, den andern an die Protestanten zu verlieren und
 unter einem furchtbaren Fürstenbund, den ein großer Monarch
 in Europa gegen sie zusammenzog, ohne Rettung zu erliegen.
 In dem Innern Deutschlands geschah, was von jeher geschehen
 war, wenn es dem Thron an einem Kaiser, oder dem Kaiser an
 20 einem Kaiserinne fehlte. Gebränkt oder im Stich gelassen von
 dem Reichsoberhaupt, helfen die Stände sich selbst, und Bünd-
 nisse müssen ihnen die fehlende Autorität des Kaisers ersetzen.
 Deutschland teilt sich in zwei Unionen, die einander gewaffnet
 gegenüberstehen; Rudolf, ein verachteter Gegner der einen
 25 und ein ohnmächtiger Beschützer der andern, steht müßig und
 überflüssig zwischen beiden, gleich unfähig, die erste zu zerstreuen
 und über die andre zu herrschen. Was hätte auch das Deutsche
 Reich von einem Fürsten erwarten sollen, der nicht einmal ver-
 mögend war, seine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen
 30 Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des österreichischen
 Geschlechts aufzuhalten, tritt sein eigenes Haus gegen ihn zu-
 sammen, und eine mächtige Faktion wirft sich seinem Bruder in
 die Arme. Aus allen seinen Erbstaaten vertrieben, bleibt ihm
 nichts mehr zu verlieren als der Kaiserthron, und der Tod reißt
 35 ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm diese letzte Schande zu
 ersparen.

Deutschlands schlimmer Genius war es, der ihm gerade in
 dieser bedenklichen Epoche, wo nur eine geschmeidige Klugheit
 und ein mächtiger Arm den Frieden des Reichs reiten konnte,
 40 einen Rudolf zum Kaiser gab. In einem ruhigem Zeit-
 punkte hätte der deutsche Staatskörper sich selbst geholfen, und in
 einer mystischen Dunkelheit hätte Rudolf, wie so viele andre
 seines Ranges, seine Blößen versteckt. Das bringende Bedürfnis

der Tugenden, die ihm fehlten, riß seine Unfähigkeit ans Licht. Deutschlands Lage forderte einen Kaiser, der durch eigne Hilfsmittel seinen Entscheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbstaaten Rudolfs, so ansehnlich sie auch waren, befanden sich in einer Lage, die den Regenten in die äußerste Verlegenheit setzte. 5

Die österreichischen Prinzen waren zwar katholische Fürsten und noch dazu Stützen des Papsttums; aber es fehlte viel, daß ihre Länder katholische Länder gewesen wären. Auch in diese Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und begünstigt von Ferdinands Bedrängnissen und Maximilians Güte, 10 hatten sie sich mit schnellem Glück in denselben verbreitet. Die österreichischen Länder zeigten im Kleinen, was Deutschland im großen war. Der größere Teil des Herren- und Ritterstandes war evangelisch, und in den Städten hatten die Protestanten bei weitem das Übergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt 15 war, einige aus ihrem Mittel in die Landschaft zu bringen, so wurde unvermerkt eine landschaftliche Stelle nach der andern, ein Kollegium nach dem andern mit Protestanten besetzt und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterstand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu schwach, welche das ungezogene Gespötte 20 und die kränkende Verachtung der übrigen noch vollends von dem Landtage verschleuderte. So war unvermerkt der ganze österreichische Landtag protestantisch, und die Reformation tat von jetzt an die schnellsten Schritte zu einer öffentlichen Existenz. Von den Landständen war der Regent abhängig, weil sie es waren, die ihm die Steuern abschlagen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfnisse, in denen sich Ferdinand und sein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach der andern von diesen Fürsten zu erpressen. Dem Herren- und Ritterstand gestattete 25 endlich Maximilian die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eignen Territorien und Schlössern. Der unbescheidne Schwärmereifer der evangelischen Prediger überschritt dieses von der Weisheit gesteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider ließen sich mehrere derselben in den Landstädten und selbst zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte sich scharenweise zu diesem neuen Evangelium, dessen beste Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Haß beider einander so nahestehenden Kirchen durch den Stachel 40 ihres unreinen Eifers vergiftet.

Unter den Erbstaaten des Hauses Osterreich war Ungarn nebst Siebenbürgen die unsicherste und am schwersten zu behauptende

Befizung. Die Unmöglichkeit, diese beiden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte schon Ferdinanden zu dem unrühmlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberste Hoheit über
 5 Siebenbürgen einzugestehen — ein schädliches Bekenntnis der Ohnmacht und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Ursache zu haben glaubte, sich über seinen Herrn zu beschweren. Die Ungarn hatten sich dem Hause Österreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreiheit ihrer Krone und forderten trotzig alle ständischen Rechte,
 10 welche von dieser Wahlfreiheit unzertrennlich sind. Die nahe Nachbarschaft des türkischen Reichs und die Leichtigkeit, ungestraft ihren Herrn zu wechseln, bestärkte die Magnaten noch mehr in diesem Troke; unzufrieden mit der österreichischen Regierung, warfen sie sich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von diesen,
 15 kehrten sie unter deutsche Hoheit zurück. Der öftere und rasche Übergang von einer Herrschaft zur andern hatte sich auch ihrer Denkungsart mitgeteilt; ungewiß, wie ihr Land zwischen deutscher und ottomanischer Hoheit schwebte, schwankte auch ihr Sinn zwischen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher beide Länder sich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgesetzt zu sein, desto unüberwindlicher war ihr Bestreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und so wurde es einem unternehmenden Edelmann nicht schwer, ihre Huldigung zu erhalten. Voll
 20 Bereitwilligkeit reichte der nächste türkische Baffa einem Rebellen gegen Österreich Zepher und Krone; ebenso bereitwillig bestätigte man in Österreich einem andern den Besitz der Provinzen, die er der Pforte entrißen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet und eine Vormauer gegen die Türken dadurch
 30 gewonnen zu haben. Mehrere solcher Magnaten, Báthory, Bocskay, Rakocz, Bethlen, standen auf diese Art nacheinander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche sich durch keine andere Staatskunst erhielten als diese: sich an den Feind anzuschließen, um ihrem Herrn desto furchtbarer zu sein.

Ferdinand, Maximilian und Rudolf, alle drei Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beiden gegen die Überschwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten.
 40 Verheerende Kriege wechselten auf diesem Boden mit kurzen Waffenstillständen ab, die nicht viel besser waren. Verwüstet lag weit und breit das Land, und der mißhandelte Untertan führte gleich große Beschwerden über seinen Feind und seinen Beschützer.

Auch in diese Länder war die Reformation eingedrungen, wo sie unter dem Schutze der ständischen Freiheit, unter der Decke des Tumults merkliche Fortschritte machte. Auch diese tastete man jetzt unvorsichtig an, und der politische Faktionsgeist wurde gefährlicher durch religiöse Schwärmerei. Der siebenbürgische und ungarische Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen, Bocskay, angeführt, die Fahne der Empörung. Die Auführer in Ungarn sind im Begriff, mit den mißvergnügten Protestanten in Osterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen und alle diese Länder in einer furchtbaren Rebellion fortzureißen. Dann war der Untergang des Hauses Osterreich gewiß, der Untergang des Papsttums in diesen Ländern unvermeidlich.

Längst schon hatten die Erzherzoge von Osterreich, des Kaisers Brüder, dem Verderben ihres Hauses mit stillem Unwillen zugeesehen; dieser letzte Vorfall bestimmte ihren Entschluß. Erzherzog Matthias, Maximilians zweiter Sohn, Statthalter in Ungarn und Rudolfs vermutlicher Erbe, trat hervor, Habsburgs sinkendem Hause sich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren und von einer falschen Ruhmbegierde über-eilt, hatte dieser Prinz, dem Interesse seines Hauses zuwider, den Einladungen einiger niederländischen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freiheiten der Nation gegen seinen eigenen Anverwandten, Philipp den Zweiten, zu verteidigen. Matthias, der in der Stimme einer einzelnen Faktion die Stimme des ganzen niederländischen Volks zu vernehmen glaubte, erschien auf diesen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entsprach ebenfowenig den Wünschen der Brabanter als seinen eignen Erwartungen, und ruhmlos zog er sich aus einer unweisen Unternehmung. Desto ehrenvoller war seine zweite Erscheinung in der politischen Welt.

Nachdem seine wiederholtesten Aufforderungen an den Kaiser ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, seine Brüder und Vettern, nach Preßburg und pflog Rat mit ihnen über des Hauses wachsende Gefahr. Einstimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Ältesten, die Verteidigung ihres Erbteils, das ein blödsinniger Bruder verwahrloste. Alle ihre Gewalt und Rechte legen sie in die Hand dieses Ältesten und bekleiden ihn mit souveräner Vollmacht, über das gemeine Beste nach Einsicht zu verfügen. Alsobald eröffnet Matthias Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungarischen Rebellen, und seiner Geschicklichkeit gelingt es, den Überrest Ungarns durch einen Frieden mit den Türken und durch einen Vertrag mit den Rebellen Osterreichs Ansprüche auf die verlorenen Provinzen zu retten.

Aber Rudolf, ebenso eifersüchtig auf seine landesherrliche Gewalt als nachlässig, sie zu behaupten, hält mit der Bestätigung dieses Friedens zurück, den er als einen strafbaren Eingriff in seine Hoheit betrachtet. Er beschuldigt den Erzherzog eines Ver-
 5 ständnisses mit dem Feinde und verräterischer Absichten auf die ungarische Krone.

Die Geschäftigkeit des Matthias war nichts weniger als frei von eigennütigen Entwürfen gewesen; aber das Betragen des Kaisers beschleunigte die Ausführung dieser Entwürfe. Der
 10 Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geschenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch seine Unterhändler der Ergebenheit des Adels versichert, und in Oesterreich selbst eines zahlreichen Anhangs gewiß, wagt er es nun, mit seinen Absichten lauter hervorzutreten und, die Waffen in der Hand, mit dem Kaiser zu
 15 rechten. Die Protestanten in Oesterreich und Mähren, lange schon zum Aufstand bereit und jetzt von dem Erzherzog durch die versprochene Religionsfreiheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich seine Partei, und ihre längst gedrohte Verbindung mit den rebel-
 20 lischen Ungarn kommt wirklich zustande. Eine furchtbare Verschwörung hat sich auf einmal gegen den Kaiser gebildet. Zu spät entschließt er sich, den begangenen Fehler zu verbessern; umsonst versucht er, diesen verderblichen Bund aufzulösen. Schon hat alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oesterreich und Mähren haben dem Matthias gehuldigt, welcher schon auf dem Wege
 25 nach Böhmen ist, um dort den Kaiser in seiner Burg aufzusuchen und die Nerven seiner Macht zu zerschneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oesterreich eine nicht viel ruhigere Besizung als Ungarn, nur mit dem Unterschied, daß hier mehr politische Ursachen, dort mehr die Religion die Zwic-
 30 tracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert vor Luthern das erste Feuer der Religionskriege ausgebrochen, in Böhmen entzündete sich ein Jahrhundert nach Luthern die Flamme des Dreißigjährigen Kriegs. Die Sekte, welcher Johann Hus die Entstehung gegeben, lebte seitdem noch fort in
 35 Böhmen, einig mit der römischen Kirche in Ceremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, welches der Hussite in beiden Gestalten genoß. Dieses Vorrecht hatte die Baselsche Kirchenversammlung in einem eignen Vertrage (den böhmischen Kompaktaten) Hussens Anhängern zugestanden, und
 40 wiewohl es nachher von den Päpsten widersprochen ward, so fuhren sie dennoch fort, es unter dem Schutz der Geseze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterscheidungszeichen dieser Sekte ausmachte, so bezeichnete man sie

mit dem Namen der Utraquisten (der in beiderlei Gestalt Kommunizierenden), und sie geseien sich in diesem Namen, weil er sie an ihr so theures Vorrecht erinnerte. Aber in diesem Namen verbarg sich auch die weit strengere Sekte der Böhmischn und Mäh- 5
rischen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herr-
schenden Kirche abwichen und mit den deutschen Protestanten sehr
viel Ähnliches hatten. Bei beiden machten die deutschen sowohl
als die schweizerischen Religionsneuerungen ein schnelles Glück,
und der Name der Utraquisten, womit sie ihre veränderten Grund- 10
sätze noch immer zu bedecken wußten, schützte sie vor der Verfol-
gung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was sie mit jenen Utraquisten gemein hatten: dem Wesen nach waren sie ganz Protestanten. Voll Zuversicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaisers Toleranz, wagten sie sich unter Maximilian's 15
Regierung mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht. Sie
setzten, nach dem Beispiel der Deutschen, eine eigne Konfession
auf, in welcher sowohl Luthener als Reformierte ihre Mei-
nungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen
utraquistischen Kirche auf diese neue Konfession übertragen haben. 20
Dieses Gesuch fand Widerspruch bei ihren katholischen Mitständen,
und sie mußten sich mit einem bloßen Wort der Versicherung aus
dem Munde des Kaisers begnügen.

Solange Maximilian lebte, genossen sie einer vollkomme-
nen Duldung auch in ihrer neuen Gestalt; unter seinem Nachfolger 25
änderte sich die Szene. Ein kaiserliches Edikt erschien, welches den
sogenannten Böhmischn Brüdern die Religionsfreiheit absprach.
Die Böhmischn Brüder unterschieden sich in nichts von den übr-
igen Utraquisten; das Urtheil ihrer Verdammung mußte daher
alle böhmischen Konfessionsverwandten auf gleiche Art treffen. 30
Alle setzten sich deswegen dem kaiserlichen Mandat auf dem Land-
tag entgegen, aber ohne es umstoßen zu können. Der Kaiser und
die katholischen Stände stützten sich auf die Kompaktaten und auf
das böhmische Landrecht, worin sich freilich zum Vortheil einer
Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch 35
nicht für sich hatte. Aber wie viel hatte sich seitdem verändert!
Was damals bloß eine unbedeutende Sekte war, war jetzt herr-
schende Kirche geworden — und war es nun etwas anders als
Schikane, die Grenzen einer neu aufgekommnen Religion durch
alte Verträge bestimmen zu wollen? Die böhmischen Protestanten 40
beriefen sich auf die mündliche Versicherung Maximilian's und
auf die Religionsfreiheit der Deutschen, denen sie in keinem Stücke
nachgesetzt sein wollten. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

So standen die Sachen in Böhmen, als Matthias, bereits Herr von Ungarn, Osterreich und Mähren, bei Polin erschien, auch die böhmischen Landstände gegen den Kaiser zu empören. Des letztern Verlegenheit stieg aufs höchste. Von allen seinen
 5 übrigen Erbstaaten verlassen, setzte er seine letzte Hoffnung auf die böhmischen Stände, von denen vorauszusehen war, daß sie seiner Not zu Durchsetzung ihrer Forderungen mißbrauchen würden. Nach langen Jahren erschien er zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtag, und um auch dem Volke zu zeigen, daß er wirklich noch
 10 lebe, mußten alle Fensterläden auf dem Hofgang geöffnet werden, den er passierte — Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er befürchtet hatte, geschah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten, wollten sich nicht eher zu einem Schritte verstehen, bis man ihnen über ihre ständischen Privilegien und die
 15 Religionsfreiheit vollkommene Sicherheit gelistet hätte. Es war vergeblich, sich jetzt noch hinter die alten Ausflüchte zu verkriechen: des Kaisers Schicksal war in ihrer Gewalt, und er mußte sich in die Notwendigkeit fügen. Doch geschah dieses nur in betreff ihrer übrigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er sich vor, auf dem nächsten Landtage zu berich-
 20 tigen.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu seiner Verteidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg sollte sich nun zwischen beiden Brüdern entzünden. Aber Rudolf, der nichts so sehr fürchtete, als in dieser slavischen Abhängigkeit von den Ständen
 25 zu bleiben, erwartete diesen nicht, sondern eilte, sich mit dem Erzherzog, seinem Bruder, auf einem friedlichen Weg abzufinden. In einer förmlichen Entsagungsakte überließ er demselben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Osterreich und das Königreich
 30 Ungarn, und erkannte ihn als seinen Nachfolger auf dem böhmischen Throne.

Teuer genug hatte sich der Kaiser aus diesem Bedrängnis gezogen, um sich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den näch-
 35 sten Landtag verwiesen worden; dieser Landtag erschien 1609. Sie forderten dieselbe freie Religionsübung wie unter dem vorigen Kaiser, ein eigenes Konsistorium, die Einräumung der Prager Akademie und die Erlaubnis, Defensoren oder Freiheits-
 beschützer aus ihrem Mittel aufzustellen. Es blieb bei der ersten
 40 Antwort; denn der katholische Teil hatte alle Entschließungen des furchtsamen Kaisers gefesselt. So oft und in so drohender Sprache auch die Stände ihre Vorstellungen erneuerten, Rudolf beharrte auf der ersten Erklärung, nichts über die alten

Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiser, verabredeten unter sich eine eigenmächtige Zusammenkunft zu Prag, um sich selbst zu helfen.

In großer Anzahl erschienen sie zu Prag. Des kaiserlichen Verbots ungeachtet gingen die Beratschlagungen vor sich und fast unter den Augen des Kaisers. Die Nachgiebigkeit, die er anfang zu zeigen, bewies ihnen nur, wie sehr sie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptsache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen und faßten ernstlich den Entschluß, die freie Ausübung ihrer Religion an allen Orten von selbst anzustellen und den Kaiser solange in seinen Bedürfnissen zu verlassen, bis er diese Verfügung bestätigt hätte. Sie gingen weiter und gaben sich selbst die Defensoren, die der Kaiser ihnen verweigerte. Zehen aus jedem der drei Stände wurden ernannt; man beschloß, auf das schleunigste eine militärische Macht zu errichten, wobei der Hauptbeförderer dieses Aufstands, der Graf von Thurn, als Generalwachmeister angestellt wurde. Dieser Ernst brachte endlich den Kaiser zum Nachgeben, wo zu jezt sogar die Spanier ihm rieten. Aus Furcht, daß die auß äußerste gebrachten Stände sich endlich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen Majestätsbrief der Böhmen, durch welchen sie unter den Nachfolgern dieses Kaisers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmische Konfession, welche die Stände dem Kaiser Maximilian vorgelegt hatten, erhielt in diesem Majestätsbrief vollkommen gleiche Rechte mit der katholischen Kirche. Den Utraquisten, wie die böhmischen Protestanten noch immer fortführen sich zu nennen, wird die Prager Universität und ein eigenes Konsistorium zugestanden, welches von dem erzbischöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig ist. Alle Kirchen, die sie zur Zeit der Ausstellung dieses Briefes in Städten, Dörfern und Märkten bereits innehaben, sollen ihnen bleiben, und wenn sie über diese Zahl noch neue erbauen lassen wollten, so soll dieses dem Herrn- und Ritterstande und allen Städten unverboden sein. Diese letzte Stelle im Majestätsbriefe ist es, über welche sich nachher der unglückliche Streit entspann, der Europa in Flammen setzte.

Der Majestätsbrief machte das protestantische Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die sie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Maßregeln gewannen. Dem Kaiser blieb nicht viel

mehr als ein Schatten seiner landesherrlichen Gewalt; in der Person der sogenannten Freiheitsbeschüzer wurde dem Geist des Aufbruchs eine gefährliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beispiel und Glück war ein verführerischer Wink für die übrigen Erbstaaten Oesterreichs, und alle schickten sich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpressen. Der Geist der Freiheit durchlief eine Provinz nach der andern; und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwischen den österreichischen Prinzen war, was die Protestanten so glücklich zu benutzen gewußt hatten, so eilte man, den Kaiser mit dem König von Ungarn zu versöhnen.

Aber diese Versöhnung konnte nimmermehr aufrichtig sein. Die Beleidigung war zu schwer, um vergeben zu werden, und Rudolf fuhr fort, einen unauslöschlichen Haß gegen Matthias in seinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bei dem Gedanken, daß endlich auch das böhmische Scepter in eine so verhaßte Hand kommen sollte; und die Aussicht war nicht viel tröstlicher für ihn, wenn Matthias ohne Erben abginge. Alsdann war Ferdinand, Erzherzog von Graz, das Haupt der Familie, den er ebensowenig liebte. Diesen sowohl als den Matthias von der böhmischen Thronfolge auszuschließen, versiel er auf den Entwurf, Ferdinands Bruder, den Erzherzog Leopold, Bischof von Passau, der ihm unter allen seinen Agnaten der liebste und der verdienteste um seine Person war, diese Erbschaft zuzuwenden. Die Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihres Königreichs und ihre Neigung zu Leopolds Person schienen diesen Entwurf zu begünstigen, bei welchem Rudolf mehr seine Parteilichkeit und Rachgier als das Beste seines Hauses zu Rat gezogen hatte. Aber um dieses Projekt durchzusehen, bedurste es einer militärischen Macht, welche Rudolf auch wirklich im Bistum Passau zusammenzog. Die Bestimmung dieses Korps wußte niemand; aber ein unversehener Einfall, den es aus Abgang des Soldes und ohne Wissen des Kaisers in Böhmen tat, und die Ausschweifungen, die es da verübte, brachte dieses ganze Königreich in Aufruhr gegen den Kaiser. Umsonst versicherte dieser die böhmischen Stände von seiner Unschuld, sie glaubten ihm nicht; umsonst versuchte er den eigenmächtigen Gewalttätigkeiten seiner Soldaten Einhalt zu tun, sie hörten ihn nicht. In der Voraussetzung, daß es auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen sei, bewaffneten die Freiheitsbeschüzer das ganze protestantische Böhmen, und Matthias wurde ins Land gerufen. Nach Verjagung seiner Passauischen Truppen blieb der Kaiser,

entblößt von aller Hilfe, zu Prag, wo man ihn gleich einem Gefangnen in seinem eignen Schlosse bewachte und alle seine Räte von ihm entfernte. Matthias war unterdessen unter allgemeinem Frohlocken in Prag eingezogen, wo Rudolf kurz nachher kleinmütig genug war, ihn als König von Böhmen anzuerkennen. So hart strafte diesen Kaiser das Schicksal, daß er seinem Feinde noch lebend einen Thron überlassen mußte, den er ihm nach seinem Tode nicht gegönnt hatte. Seine Demüthigung zu vollenden, nötigte man ihn, seine Untertanen in Böhmen, Schlesien und der Lausitz durch eine eigenhändige Ent-
 sagungsakte aller ihrer Pflichten zu entlassen; und er tat dieses mit zerrissener Seele. Alles, auch die er sich am meisten verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlassen. Als die Unter-
 zeichnung geschehen war, warf er den Hut zur Erde und zerbiß die Feder, die ihm einen so schimpflichen Dienst geleistet hatte.

Indem Rudolf eins seiner Erbländer nach dem andern verlor, wurde die Kaiserwürde nicht viel besser von ihm behauptet. Jede der Religionsparteien, unter welche Deutschland verteilt war, fuhr in ihrem Bestreben fort, sich auf Unkosten der andern zu verbessern oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je schwächer die Hand war, welche das Szepter des Reichs hielt, und je mehr sich Protestanten und Katholiken sich selbst überlassen fühlten, desto mehr mußte ihre Aufmerksamkeit aufeinander gespannt werden, desto mehr das gegenseitige Mißtrauen wachsen. Es war genug, daß der Kaiser durch Jesuiten regiert und durch spanische Ratschläge geleitet wurde, um den Protestanten Ursache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben. Der unbesonnene Eifer der Jesuiten, welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, schürte ihr Mißtrauen immer mehr und ließ sie in jedem gleichgültigen Schritt der Katholischen gefährliche Zwecke vermuten. Alles, was in den kaiserlichen Erblanden zu Einschränkung der evangelischen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen Deutschlands rege; und eben dieser mächtige Rückhalt, den die evangelischen Untertanen Österreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutschland fanden oder zu finden erwarteten, hatte einen großen Anteil an ihrem Troß und an dem schnellen Glück des Matthias. Man glaubte in dem Reiche, daß man den längern Genuß des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worein den Kaiser die innerlichen Unruhen in seinen Ländern versetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus diesen Verlegenheiten zu reißen.

Fast alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Saumseligkeit des Kaisers oder durch die Schuld der protestantischen Reichsstände liegen, welche es sich zum Gesetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des Reichs etwas beizutragen, bis ihre Beschwerden gehoben wären. Diese Beschwerden wurden vorzüglich über das schlechte Regiment des Kaisers, über Kränkung des Religionsfriedens und über die neuen Annahmen des Reichshofrats geführt, welcher unter dieser Regierung angefangen hatte, zum Nachtheil des Kammergerichts seine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonst hatten die Kaiser in unwichtigen Fällen für sich allein, in wichtigen mit Zuziehung der Fürsten alle Rechtshändel zwischen den Ständen, die das Faustrecht nicht ohne sie ausmachte, in höchster Instanz entschieden oder durch kaiserliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entscheiden lassen. Dieses oberrichterliche Amt hatten sie am Ende des funfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortdauernden und stehenden Tribunal, dem Kammergericht zu Speier, zu übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkür des Kaisers unterdrückt zu werden, sich vorbehielten, die Beisitzer zu stellen, auch die Aussprüche des Gerichts durch periodische Revisionen zu untersuchen. Durch den Religionsfrieden war dieses Recht der Stände, das Präsentations- und Visitationsrecht genannt, auch auf die Lutherischen ausgedehnt worden, so daß nunmehr auch protestantische Richter in protestantischen Rechtshändeln sprachen, und ein scheinbares Gleichgewicht beider Religionen in diesem höchsten Reichsgericht stattfand.

Aber die Feinde der Reformation und der ständischen Freiheit, wachsam auf jeden Umstand, der ihre Zwecke begünstigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieser Einrichtung zu zerstören. Nach und nach kam es auf, daß ein Privatgerichtshof des Kaisers, der Reichshofrat in Wien, — anfänglich zu nichts anderm bestimmt, als dem Kaiser in Ausübung seiner unbestreitbaren persönlichen Kaiserrechte mit Rat an die Hand zu gehen — ein Tribunal, dessen Mitglieder, von dem Kaiser allein willkürlich aufgestellt und von ihm allein besoldet, den Vorteil ihres Herrn zu ihrem höchsten Gesetze und das Beste der katholischen Religion, zu welcher sie sich bekannten, zu ihrer einzigen Richtschnur machen mußten — die höchste Justiz über die Reichsstände ausübte. Vor den Reichshofrat wurden nunmehr viele Rechtshändel zwischen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu sprechen nur dem Kammergericht gebührte und vor Entstehung desselben dem Fürstenrate gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Aussprüche dieses Gerichtshofs

ihren Ursprung verrieten, wenn von katholischen Richtern und von Kreaturen des Kaisers dem Interesse der katholischen Religion und des Kaisers die Gerechtigkeit aufgeopfert ward. Obgleich alle Reichsstände Deutschlands Ursache zu haben schienen, einem so gefährlichen Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, so stellten sich doch bloß allein die Protestanten, welche er am empfindlichsten drückte, und unter diesen nicht einmal alle, als Verteidiger der deutschen Freiheit auf, die ein so willkürliches Institut an ihrer heiligsten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege verletzete. In der That würde Deutschland gar wenig Ursache gehabt haben, sich zu Abschaffung des Faustrechts und Einsetzung des Kammergerichts Glück zu wünschen, wenn neben dem letztern noch eine willkürliche kaiserliche Gerichtsbarkeit stattfinden durfte. Die deutschen Reichsstände würden sich gegen jene Zeiten der Barbarei gar wenig verbessert haben, wenn das Kammergericht, wo sie zugleich mit dem Kaiser zu Gerichte saßen, für welches sie doch das ehemalige Fürstenrecht aufgegeben hatten, aufhören sollte, eine notwendige Instanz zu sein. Aber in den Köpfen dieses Zeitalters wurden oft die seltsamsten Widersprüche vereinigt. Dem Namen Kaiser, einem Vermächtnis des despotischen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutschen den lächerlichsten Abstich machte, aber nichtsdestoweniger von den Juristen in Schutz genommen, von den Beförderern des Despotismus verbreitet und von den Schwachen geglaubt wurde.

An diese allgemeinen Beschwerden schloß sich nach und nach eine Reihe von besondern Vorfällen an, welche die Besorglichkeit der Protestanten zuletzt bis zu dem höchsten Mißtrauen spannten. Während der spanischen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten sich einige protestantische Familien in die katholische Reichsstadt Aachen geflüchtet, wo sie sich bleibend niederließen und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch List gelungen war, einige ihres Glaubens in den Stadtrat zu bringen, so forderten sie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienst, welchen sie sich, da sie eine abschlägige Antwort erhielten, nebst dem ganzen Stadtre Regiment auf einem gewaltsamen Wege verschafften. Eine so ansehnliche Stadt in protestantischen Händen zu sehen, war ein zu harter Schlag für den Kaiser und die ganze katholische Partei. Nachdem alle kaiserlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherstellung des vorigen Zustands fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluß des Reichshofrats die Stadt in die Reichsacht, welche aber erst unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwei andre Versuche der Protestanten, ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Kurfürst Gebhard zu Köln, geborner Truchseß von Waldburg, erwarb für die junge Gräfin Agnes von Mansfeld, Nonissin zu Gerresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwidert blieb. Da die Augen von ganz Deutschland auf dieses Verstandnis gerichtet waren, so forderten die Brüder der Gräfin, zwei eifrige Calvinisten, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauses, die, solange der Kurfürst ein katholischer Bischof blieb, durch keine Heirat gerettet werden konnte. Sie drohten dem Kurfürsten, in seinem und ihrer Schwester Blut diese Schande zu tilgen, wenn er nicht sogleich allem Umgang mit der Gräfin entsagte oder ihre Ehre vor dem Altar wiederherstellte. Der Kurfürst, gleichgültig gegen alle Folgen dieses Schrittes, hörte nichts als die Stimme der Liebe. Sei es, daß er der reformirten Religion überhaupt schon geneigt war, oder daß die Reize seiner Geliebten allein dieses Wunder wirkten — er schwur den katholischen Glauben ab und führte die schöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchsten Bedenklichkeit. Nach dem Buchstaben des geistlichen Vorbehalts hatte der Kurfürst durch diese Apostasie alle Rechte an sein Erzstift verloren, und wenn es den Katholiken bei irgendeiner Gelegenheit wichtig war, den geistlichen Vorbehalt durchzusetzen, so war es bei Kurfürstentümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchsten Gewalt ein so harter Schritt, und um so härter für einen so zärtlichen Gemahl, der den Wert seines Herzens und seiner Hand durch das Geschenk eines Fürstentums so gerne zu erhöhen gewünscht hätte. Der geistliche Vorbehalt war ohnehin ein bestrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen protestantischen Deutschland schien es von äußerster Wichtigkeit zu sein, dem katholischen Teile diese vierte Kur zu entreißen. Das Beispiel selbst war schon in mehrern geistlichen Stiftern Niederdeutschlands gegeben und glücklich durchgeführt worden. Mehrere Domkapitularen aus Köln waren bereits Protestanten und auf des Kurfürsten Seite; in der Stadt selbst war ihm ein zahlreicher protestantischer Anhang gewiß. Alle diese Gründe, denen das Zureden seiner Freunde und Verwandten und die Versprechungen vieler deutschen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Kurfürsten zu dem Entschluß, auch bei veränderter Religion sein Erzstift beizubehalten.

Aber bald genug zeigte sich's, daß er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die

Freigebung des protestantischen Gottesdienstes in den kölnischen Landen hatte bei den katholischen Landständen und Domkapitularen den heftigsten Widerspruch gefunden. Die Dazwischenkunft des Kaisers und ein Bannstrahl aus Rom, der ihn als einen Apostaten verfluchte und aller seiner sowohl geistlichen als weltlichen 5 Würden entsetzte, bewaffnete gegen ihn seine Landstände und sein Kapitel. Der Kurfürst sammelte eine militärische Macht; die Kapitularen taten ein Gleiches. Um sich schnell eines mächtigen Arms zu versichern, eilten sie zu einer neuen Kurfürstenwahl, welche für den Bischof von Lüttich, einen bayrischen Prinzen, 10 entschieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der bei dem großen Antheil, den beide Religionsparteien in Deutschland an diesem Vorfalle notwendig nehmen mußten, leicht in eine allgemeine Auflösung des Reichsfriedens endigen konnte. Am meisten empörte 15 es die Protestanten, daß der Papst sich hatte herausnehmen dürfen, aus angemessener apostolischer Gewalt einen Reichsfürsten seiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldnen Zeiten ihrer geistlichen Herrschaft war den Päpsten dieses Recht widersprochen worden — wie viel mehr in einem Jahrhundert, wo ihr 20 Ansehn bei einem Teile gänzlich gestürzt war und bei dem andern auf sehr schwachen Pfeilern ruhte! Alle protestantischen Höfe Deutschlands nahmen sich dieser Sache nachdrücklich bei dem Kaiser an; Heinrich der Vierte von Frankreich, damals noch König von Navarra, ließ keinen Weg der Unterhandlung 25 unversucht, den deutschen Fürsten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entscheidend für Deutschlands Freiheit. Vier protestantische Stimmen gegen drei katholische im Kurfürstencollegio mußten das Übergewicht der Macht auf protestantische Seite neigen und dem österreichischen Hause 30 den Weg zum Kaiserthron auf ewig versperren.

Aber Kurfürst Gebhard hatte die reformierte und nicht die lutherische Religion ergriffen; dieser einzige Umstand machte sein Unglück. Die Erbitterung dieser beiden Kirchen gegeneinander ließ es nicht zu, daß die evangelischen Reichsstände den Kurfürsten als den Ihrigen ansahen und als einen solchen mit Nachdruck 35 unterstützten. Alle hatten ihm zwar Mut zugesprochen und Hilfe zugesagt, aber nur ein apanagierter Prinz des pfälzischen Hauses, Pfalzgraf Johann Kasimir, ein calvinischer Eiferer, hielt ihm Wort. Dieser eilte des kaiserlichen Verbots 40 ungeachtet mit seinem kleinen Heer ins kölnische, doch ohne etwas Erhebliches auszurichten, weil ihn der Kurfürst, selbst von dem Notwendigsten entblößt, ganz und gar ohne Hilfe ließ.

Desto schnellere Fortschritte machte der neupostulierte Kurfürst, den seine bayerischen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus aufs kräftigste unterstützten. Die Gebhardischen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelassen, lieferten dem
 5 Feind einen Platz nach dem andern aus; andre wurden zur Übergabe gezwungen. Gebhard hielt sich noch etwas länger in seinen westfälischen Landen, bis er auch hier der Übermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in England und Holland mehrere vergebliche Versuche zu seiner Wiederherstellung ge-
 10 tan, zog er sich in das Stift Straßburg zurück, um dort als Domdechant zu sterben: das erste Opfer des geistlichen Vorbehalts oder vielmehr der schlechten Harmonie unter den deutschen Protestanten.

An diese kölnische Streitigkeit knüpfte sich kurz nachher eine
 15 neue in Straßburg an. Mehrere protestantische Domkapitularen aus Köln, die der päpstliche Bannstrahl zugleich mit dem Kurfürsten getroffen hatte, hatten sich in dieses Bistum geflüchtet, wo sie gleichfalls Präbenden besaßen. Da die katholischen Kapitularen in dem Straßburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als
 20 Geächteten den Genuß ihrer Präbenden zu gestatten, so setzten sie sich eigenmächtig und gewaltsam in Besitz, und ein mächtiger protestantischer Anhang unter den Bürgern von Straßburg verschaffte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholischen Domherrn entwichen nach Elsaß-Zabern, wo sie unter dem
 25 Schutz ihres Bischofs ihr Kapitel als das einzig rechtmäßige fortführten und die in Straßburg Zurückgebliebenen für unecht erklärten. Unterdessen hatten sich diese letztern durch Aufnahme mehrerer protestantischen Mitglieder von hohem Range verstärkt, daß sie sich nach dem Absterben des Bischofs herausnehmen
 30 konnten, in der Person des Prinzen Johann Georg von Brandenburg einen neuen protestantischen Bischof zu postulieren. Die katholischen Domherren, weit entfernt, diese Wahl zu genehmigen, postulierten den Bischof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieser Würde, der seine Erhebung sogleich
 35 durch Feindseligkeiten gegen das Gebiet von Straßburg verkündigte.

Da die Stadt Straßburg für das protestantische Kapitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die
 40 Gegenpartei aber mit Hilfe lothringischer Truppen die Stiftsgüter an sich zu reißen suchte, so kam es zu einem langwierigen Kriege, der nach dem Geiste jener Zeiten von einer barbarischen Verheerung begleitet war. Umsonst trat der Kaiser mit seiner höchsten Autorität dazwischen, den Streit zu entscheiden: die

Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwischen beiden Parteien geteilt, bis endlich der protestantische Prinz für ein mäßiges Äquivalent an Gelde seinen Ansprüchen entsagte, und also auch hier die katholische Kirche siegreich davonging.

Noch bedenklicher war für das ganze protestantische Deutschland, was sich bald nach Schlichtung des vorigen Streits mit Donauwörth, einer schwäbischen Reichsstadt, ereignete. In dieser sonst katholischen Stadt war unter Ferdinands und seines Sohnes Regierung die protestantische Religionspartei auf dem gewöhnlichen Wege so sehr die herrschende geworden, daß sich die katholischen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloster des heiligen Kreuzes begnügen und dem Argerniß der Protestanten ihre meisten gottesdienstlichen Gebräuche entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatischer Abt dieses Klosters, der Volksstimme zu trotzen und eine öffentliche Prozession mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzustellen; aber man zwang ihn bald, von diesem Vorhaben abzustehen. Als dieser nämliche Abt, durch eine günstige kaiserliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf diese Prozession wiederholte, schritt man zu offenbarer Gewalt. Der fanatische Böbel sperrte den zurückkommenden Klosterbrüdern das Thor, schlug ihre Fahnen zu Boden und begleitete sie unter Schreien und Schimpfen nach Hause. Eine kaiserliche Citation war die Folge dieser Gewaltthätigkeit; und als das aufgebracht Volk sogar Miene machte, sich an den kaiserlichen Kommissarien zu vergreifen, als alle Versuche einer gütlichen Beilegung von dem fanatischen Haufen rückgängig gemacht wurden, so erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollstrecken dem Herzog Maximilian von Bayern übertragen wurde. Kleinnut ergriff die sonst so trotzigte Bürgerschaft bei Annäherung des bayerischen Heeres, und ohne Widerstand streckte sie die Waffen. Die gänzliche Abschaffung der protestantischen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien und wurde aus einer schwäbischen Reichsstadt in eine bayerische Landstadt verwandelt.

Zwei Umstände begleiteten diesen Vorgang, welche die höchste Aufmerksamkeit der Protestanten erregen mußten, wenn auch das Interesse der Religion weniger wirksam bei ihnen gewesen wäre. Der Reichshofrath, ein willkürliches und durchaus katholisches Tribunal, dessen Gerichtsbarkeit ohnehin so heftig von ihnen bestritten wurde, hatte das Urtheil gefällt, und dem Herzog von Bayern, dem Chef eines fremden Kreises, hatte man die Vollstreckung desselben übertragen. So konstitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholischer Seite gewaltthätige

Maßregeln an, welche sich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen Plan stützen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit endigen konnten.

In einem Zustande, wo das Recht der Stärke gebietet und
 5 auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der schwächste Teil der geschäftigste sein, sich in Verteidigungsstand zu setzen. Dieses war jetzt der Fall auch in Deutschland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Protestanten beschlossen war, so mußte der vernünftigsten Berechnung
 10 nach der erste Streich vielmehr in das südliche als in das nördliche Deutschland schlagen, weil die niederdeutschen Protestanten in einer langen ununterbrochenen Länderstrecke miteinander zusammenhingen und sich also sehr leicht unterstützen konnten, die oberdeutschen aber, von den übrigen abgetrennt und um und
 15 um von katholischen Staaten umlagert, jedem Einfall bloßgestellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuten war, die Katholiken die innern Trennungen der Protestanten benutzen und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartei richten würden, so waren die Calvinisten, als die Schwächern, und welche ohnehin vom
 20 Religionsfrieden ausgeschlossen waren, augenscheinlich in einer nähern Gefahr, und auf sie mußte der erste Streich niederfallen.

Beides traf in den kurpfälzischen Landen zusammen, welche an dem Herzog von Bayern einen sehr bedenklichen Nachbar
 25 hatten, wegen ihres Rückfalls zum Calvinismus aber von dem Religionsfrieden keinen Schutz und von den evangelischen Ständen wenig Beistand hoffen konnten. Kein deutsches Land hat in so kurzer Zeit so schnelle Religionswechsel erfahren als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraum von sechzig Jahren sah man dieses Land, ein unglückliches Spielwerk seiner Be-
 30 herrscher, zweimal zu Luthers Glaubenslehre schwören und diese Lehre zweimal für den Calvinismus verlassen. Kurfürst Friedrich der Dritte war der Augsburgischen Konfession zuerst ungetreu geworden, welche sein erstgeborener Sohn und
 35 Nachfolger, Ludwig, schnell und gewaltsam wieder zur herrschenden machte. Im ganzen Lande wurden die Calvinisten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger und selbst die Schullehrer ihrer Religion aus den Grenzen verwiesen, und auch noch in seinem Testamente verfolgte sie der eifrig evangelische Fürst, indem er
 40 nur streng orthodoxe Lutheraner zu Vormündern seines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieses gesekwidrige Testament vernichtete Pfalzgraf Johann Kasimir, sein Bruder, und nahm nach den Vorschriften der Goldenen Bulle Besitz von der

Vormundschaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Kurfürsten (Friedrich dem Vierten) gab man calvinische Lehrer, denen aufgetragen war, den lutherischen Pöbelsglauben, selbst, wenn es sein müßte, mit Schlägen, aus der Seele ihres Böglingz herauszutreiben. Wenn man so mit dem Herrn verfuhr, so läßt sich leicht auf die Behandlung des Untertans schließen. 5

Unter diesem Friedrich dem Vierten war es, wo sich der pfälzische Hof ganz besonders geschäftig zeigte, die protestantischen Stände Deutschlands zu einträchtigen Maßregeln gegen das Haus Oesterreich zu vermögen und wo möglich einen allgemeinen Zusammentritt derselben zustande zu bringen. Neben dem, daß dieser Hof durch französische Ratschläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Oesterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, sich gegen einen nahen und überlegenen Feind des so zweifelhaften Schutzes der Evangelischen beizeiten zu versichern. Große Schwierigkeiten setzten sich dieser Vereinigung entgegen, weil die Abneigung der Evangelischen gegen die Reformierten kaum geringer war als ihr gemeinschaftlicher Abscheu vor den Papisten. Man versuchte also zuerst, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politische Verbindung zu erleichtern; aber alle diese Versuche schlugen fehl und endigten gewöhnlich damit, daß sich jeder Teil nur desto mehr in seiner Meinung befestigte. Nichts blieb also übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangelischen zu vermehren und dadurch die Nothwendigkeit einer solchen Vereinigung herbeizuführen. Man vergrößerte die Macht der Katholischen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereignisse wurden einem überdachten Plane zugeschrieben, unschuldige Vorfälle durch gehässige Auslegungen entstellt und dem ganzen Betragen der Katholischen eine Übereinstimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen sind. 10 15 20 25 30

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Protestanten sich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzusetzen, hatte sich fruchtlos zerschlagen, und zu ihren bisherigen Beschwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwörth hinzugekommen. Unglaublich schnell kam die so lang' gesuchte Vereinigung zustande. Zu Auhausen in Franken traten (1608) der Kurfürst Friedrich der Vierte von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwei Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und der Herzog Johann Friedrich von Württemberg — also Lutheraner mit Calvinisten — für sich und ihre Erben in ein enges Bündniß, 35 40

die evangelische Union genannt, zusammen. Der Inhalt derselben war, daß die unierten Fürsten in Angelegenheiten der Religion und ihrer ständischen Rechte einander wechselseitig gegen jeden Beleidiger mit Rat und Tat unterstützen und alle für einen Mann stehen sollten; daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mitgliede der Union von den übrigen sogleich mit einer kriegerischen Macht sollte beigeprungen, jedem im Nothfall für seine Truppen die Ländereien, die Städte und Schösser der mitunierten Stände geöffnet, was erobert würde, aber nach Verhältnis des Beitrags, den ein jedes dazu gegeben, unter sämtliche Glieder verteilt werden sollte. Die Direktion des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Kurpfalz überlassen, doch mit eingeschränkter Gewalt, zu Bestreitung der Unkosten Vorschüsse gefordert und ein Fond niedergelegt. Die Religionsverschiedenheit (zwischen Lutheranern und Calvinisten) sollte auf den Bund keinen Einfluß haben, das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte sich zugleich anheischig machen müssen, neue Mitglieder anzuwerben. Kur-Brandenburg ließ sich bereitwillig finden; Kur-Sachsen mißbilligte den Bund. Hessen konnte keine freie Entschliekung fassen; die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drei Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm waren keine unwichtige Eroberung für den Bund, weil man ihres Geldes sehr bedürftig war und ihr Beispiel von mehreren andern Reichsstädten nachgeahmt werden konnte.

Die unierten Stände, einzeln mutlos und wenig gefürchtet, führten nach geschlossener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürsten Christian von Anhalt ihre gemeinschaftlichen Beschwerden und Forderungen vor den Kaiser, unter denen die Wiederherstellung Donauwörth's, die Aufhebung der kaiserlichen Hofprozesse und die Reformen seines eignen Regiments und seiner Ratgeber den obersten Platz einnahmen. Zu diesen Vorstellungen hatten sie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiser von den Unruhen in seinen Erbländern kaum zu Atem kommen konnte, wo er Oesterreich und Ungarn kürzlich an Matthias verloren und seine böhmische Krone bloß durch Bewilligung des Majestätsbriefs gerettet hatte, wo endlich durch die Fülchische Sukzession schon von fern ein neues Kriegsfeuer zubezweitet wurde. Kein Wunder, daß dieser langsame Fürst sich jetzt weniger als je in seinen Entschliekungen übereilte, und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiser sich besonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union hütete ebenso mißtrauisch die Katholiken und

den Kaiser, der Kaiser beide; und auf allen Seiten war Furcht und Erbitterung aufs höchste gestiegen. — Und gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkt mußte sich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine höchst streitige Erbsolge in den Jülich=Clevischen Landen eröffnen.

Acht Kompetenten meldeten sich zu dieser Erbschaft, deren Unzertrennlichkeit durch solenne Verträge festgesetzt worden war; und der Kaiser, der Lust bezeugte, sie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von diesen, der Kurfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neu-
 burg, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau, ein österreichischer Prinz, forderten es als ein Weiberlehen im Namen von vier Prinzessinnen, Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwei andere, der Kurfürst von Sachsen, Albertinischer, und die Herzoge von Sachsen, Ernestinischer Linie, beriefen sich auf eine frühere Anwartschaft, welche ihnen Kaiser Friedrich der Dritte auf diese Erbschaft erteilt und Maximilian der Erste beiden sächsischen Häusern bestätigt hatte. Auf die Ansprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde wenig geachtet. Das nächste Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es schien beide Teile ziemlich gleich zu begünstigen. Beide Höfe ließen auch sogleich nach Eröffnung der Erbschaft Besitz ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beide singen ihren Streit mit der Feder an und würden ihn wahrscheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Dazwischentunft des Kaisers, der diesen Rechts-
 handel vor seinen Thron ziehen, einstweilen aber die streitigen Länder in Sequester nehmen wollte, brachte beide streitende Parteien zu einem schnellen Vergleich, um die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogtum in Gemeinschaft zu regieren. Umsonst, daß der Kaiser die Landstände auffordern ließ, ihren neuen Herrn die Huldigung zu verweigern — umsonst, daß er seinen eignen Anverwandten, den Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, ins Jülichische schickte, um dort durch seine persönliche Gegenwart der kaiserlichen Partei aufzuhelfen: Das ganze Land außer Jülich hatte sich den protestantischen Prinzen unterworfen, und die kaiserliche Partei wurde in dieser Hauptstadt belagert.

Die Jülichische Streitigkeit war dem ganzen Deutschen Reiche wichtig und erregte sogar die Aufmerksamkeit mehrerer europäischer Höfe. Es war nicht sowohl die Frage, wer das Jülichische Herzogtum besitzen und wer es nicht besitzen sollte — die Frage war, welche von beiden Parteien in Deutschland, die

katholische oder die protestantische, sich um eine so ansehnliche Besitzung vergrößern, für welche von beiden Religionen dieser Landstrich gewonnen oder verloren werden sollte. Die Frage war, ob Oesterreich abermals in seinen Anmaßungen durchdringen und seine Ländersucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutschlands Freiheit und das Gleichgewicht seiner Macht gegen die Anmaßungen Oesterreichs behauptet werden sollte. Der Fülchische Erbfolgestreit war also eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freiheit begünstigten und Oesterreich anfeindeten. Die evangelische Union, Holland, England und vorzüglich Heinrich der Vierte von Frankreich wurden dareingezogen.

Dieser Monarch, der die schönste Hälfte seines Lebens an das Haus Oesterreich und Spanien verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erstiegen, welche dieses Haus zwischen ihn und den französischen Thron gewälzt hatte, war bis hieher kein müßiger Zuschauer der Unruhen in Deutschland gewesen. Eben dieser Kampf der Stände mit dem Kaiser schenkte und sicherte seinem Frankreich den Frieden. Die Protestanten und Türken waren die zwei heilsamen Gewichte, welche die österreichische Macht im Osten und Westen darniederzogen — aber in ihrer ganzen Schreckbarkeit stand sie wieder auf, sobald man ihr vergönnte, diesen Zwang abzuwerfen. Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von österreichischer Herrschbegierde und österreichischem Länderdurst vor Augen, den widerwärtigkeit noch selbst Geistesarmut, die doch sonst alle Leidenschaften mäßigt, in einer Brust löschen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Aragoniers floß. Die österreichische Ländersucht hatte schon seit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden gerissen und in dem Innern seiner vornehmsten Staaten eine gewaltsame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Acker von Pflügern, die Werkstätten von Künstlern entblößt, um die Länder mit ungeheuern, nie gesehenen Heeresmassen, kaufmännische Meere mit feindseligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den europäischen Fürsten die unselige Notwendigkeit auferlegt, den Fleiß ihrer Untertanen mit nie erhörten Schatzungen zu beschweren und die beste Kraft ihrer Staaten, für die Glückseligkeit ihrer Bewohner verloren, in einer notgedrungenen Verteidigung zu erschöpfen. Für Europa war kein Friede, für seine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, so lange es diesem gefährlichen Geschlecht überlassen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieses Welttheils zu stören.

Betrachtungen dieser Art umwölkten Heinrichs Gemüt am

Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekostet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben diesem Oesterreich angefacht und unterhalten, Frankreich gestürzt hatte! Jeder große Mensch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte diesem König für die Dauer des Wohlstandes, worin er Frankreich verließ, solange Oesterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet darniederlag, aber nur ein einziges glückliches Ohngefähr brauchte, um sich schnell wieder in einen Körper zusammenzuziehen und in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er seinem Nachfolger einen fest gegründeten Thron, seinem Volk einen dauerhaften Frieden zurücklassen, so mußte diese gefährliche Macht auf immer entwaflnet werden. Aus dieser Quelle floß der unversöhnliche Haß, welchen Heinrich der Vierte dem Hause Oesterreich geschworen — unauslöschlich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindschaft gegen Romulus' Volk, aber durch einen edleren Ursprung geadelt.

Alle Mächte Europens hatten diese große Aufforderung mit Heinrich gemein; aber nicht alle diese lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennütigen Mut, nach einer solchen Aufforderung sich in Handlung zu setzen. Jeden ohne Unterschied reizt der nahe Gewinn; aber nur große Seelen wird das entfernteste Gute bewegen. Solange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet oder sich auf ihre eignen Kräfte verläßt, entwirrt sie keine andre als schimärische Pläne, und die Weisheit läuft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen — aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß, und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihren geistreichen Plänen eine Rolle für Barbarei, Habsucht und Uberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützigte Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schönen Zwecke zu machen.

In dem erstern Falle hätte Heinrichs bekanntes Projekt, das österreichische Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagen und unter die europäischen Mächte seinen Raub zu vertheilen, den Namen einer Schimäre wirklich verdient, womit man immer so freigebig gegen dasselbe gewesen ist; aber verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortrefflichen König war es wohl nie eingefallen, bei den Vollstreckern seines Projekts auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich gewesen wäre, der ihn selbst und seinen Sully bei dieser Unternehmung beseele. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabei nötig war, wurden durch die stärksten Motive, die eine politische Macht nur immer in Handlung setzen können, zu der Rolle vermocht, die sie dabei zu

übernehmen hatten. Von den Protestanten im Osterreichischen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Bestrebens schien, die Abwerfung des osterreichischen Joches, von den Niederländern nichts als einen ähnlichen Abfall von dem spanischen.

5 Dem Papst und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die spanische Tyrannei auf immer von ihrer Halbinsel zu verjagen; für England konnte nichts wünschenswerdiger sein als eine Revolution, welche es von seinem abgesetzten Feinde befreite. Jede Macht gewann bei dieser Teilung des

10 osterreichischen Raubes entweder Land oder Freiheit, neues Eigentum oder Sicherheit für das alte; und weil alle gewannen, so blieb das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte großmütig jeden Anteil an der Beute verschmähen, weil es durch Osterreichs Untergang sich selbst wenigstens zweifach gewann und am mächtigsten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den

15 Preis, daß sie Europa von ihrer Gegenwart befreien, gab man den Nachkömmlingen von Habsburg die Freiheit, in allen übrigen entdeckten und noch zu entdeckenden Welten sich auszubreiten. Ravallacs Messerstiche retteten Osterreich, um die

20 Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verspäten.

Die Augen auf einen solchen Entwurf geheftet, mußte Heinrich die evangelische Union in Deutschland und den Erbfolgestreit wegen Jülich notwendig als die wichtigsten Ereignisse mit schnellem, tätigem Anteil ergreifen. Seine Unterhändler waren

25 an allen protestantischen Höfen Deutschlands geschäftig, und das wenige, was sie von dem großen politischen Geheimnis ihres Monarchen preisgaben oder ahnen ließen, war hinlänglich, Gemüter zu gewinnen, die ein so feuriger Haß gegen Osterreich befeuerte und die Vergrößerungsbegierde so mächtig beherrschte.

30 Heinrichs staatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zusammen, und der mächtige Beistand, wozu er sich anheischig machte, erhob den Mut der Verbundenen zur festesten Zuversicht. Eine zahlreiche französische Armee, von dem König in Person angeführt, sollte den Truppen der Union am Rheine begegnen

35 und zuerst die Eroberung der jülich-clevischen Lande vollenden helfen, alsdann in Vereinigung mit den Deutschen nach Italien rücken (wo Savoyen, Venedig und der Papst schon einen mächtigen Beistand bereit hielten), um dort alle spanischen Throne umzustürzen. Diese siegreiche Armee sollte dann von der Lombardei

40 aus in das habsburgische Erbteil eindringen und dort, von einem allgemeinen Aufstand der Protestanten begünstigt, in allen seinen deutschen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen das osterreichische Zepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer,

durch französischen Beistand gestärkt, hätten sich unterdessen ihrer spanischen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieser fürchterlich über seine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedrohet hatte, Europens Freiheit unter seinen trüben Strudeln zu begraben, rollte dann still und vergessen hinter den pyrenäischen Bergen. 5

Die Franzosen rühmten sich sonst der Geschwindigkeit; diesmal wurden sie von den Deutschen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elsaß, ehe noch Heinrich sich dort zeigte, und ein österreichisches Heer, welches der Bischof von Straßburg und Passau in dieser Gegend zusammengezogen hatte, um es ins Sülichische zu führen, wurde zerstreut. Heinrich der Vierte hatte seinen Plan als Staatsmann und König entworfen; aber er hatte ihn Räubern zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach sollte keinem katholischen Reichsstande Ursache gegeben werden, diese Rüstung auf sich zu deuten und die Sache Österreichs zu der seinigen zu machen; die Religion sollte ganz und gar nicht in diese Angelegenheit gemischt werden. Aber wie sollten die deutschen Fürsten über Heinrichs Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergessen? Von Vergrößerungsbegierde, von Religionshaß gingen sie ja aus — sollten sie nicht für ihre herrschende Leidenschaft unterwegs so viel mitnehmen, als sie konnten? Wie Raubadler legten sie sich über die Länder der geistlichen Fürsten und erwählten sich, kostete es auch einen noch so großen Umweg, diese fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, schrieben sie Brandschatzungen darinnen aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüstung nicht in Zweifel zu lassen, ließen sie laut und deutlich genug hören, was für ein Schicksal den geistlichen Stiftern von ihnen bereitet sei. So wenig hatten sich Heinrich der Vierte und die deutschen Prinzen in diesem Operationsplane verstanden, so sehr hatte der vortreffliche König in seinen Werkzeugen sich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewaltthatigkeit, wenn die Weisheit sie gebietet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden, daß nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verleben, dem sie heilig ist. 20 25 30 35

Das Betragen der Union, welches selbst für mehrere evangelische Stände empörend war, und die Furcht einer noch schlimmern Begegnung bewirkte bei den Katholiken etwas mehr als eine müßige Entrüstung. Das tief gefallene Ansehen des Kaisers konnte ihnen gegen einen solchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unierten so gefürchtet und trugtig machte; einen Bund mußte man ihnen wieder entgegenstellen. 40

Der Bischof von Würzburg entwarf den Plan zu dieser katholischen Union, die durch den Namen der Ligue von der evangelischen unterschieden ward. Die Punkte, worüber man übereinkam, waren ohngefähr dieselben, welche die Union zum Grund legte, Bischöfe ihre mehresten Glieder; an die Spitze des Bundes stellte sich der Herzog Maximilian von Bayern, aber als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung mit einer ungleich größern Gewalt, als die Unierten ihrem Vorsteher eingeräumt hatten. Außer diesem Umstande, daß der einzige Herzog von Bayern Herr der ganzen ligistischen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mußten, die bei der Union nicht so leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vorteil, daß die Geldbeiträge von den reichen Prälaten weit richtiger einflossen als bei der Union von den armen evangelischen Ständen. Ohne dem Kaiser als einem katholischen Reichsstand einen Teil an ihrem Bund anzubieten, ohne ihm als Kaiser davon Rechenschaft zu geben, stand die Ligue auf einmal überraschend und drohend da, mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet, um endlich die Union zu begraben und unter drei Kaisern fortzubauern. Die Ligue tritt zwar für Oesterreich, weil sie gegen protestantische Fürsten gerichtet war; aber Oesterreich selbst mußte bald vor ihr zittern.

Unterdessen waren die Waffen der Unierten im Jülichischen und im Elsaß ziemlich glücklich gewesen; Jülich war eng eingeschlossen, und das ganze Bistum Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Berrichtungen auch am Ende. Kein französisches Heer erschien am Rhein; denn der es anführen sollte, der überhaupt die ganze Unternehmung beseelen sollte — Heinrich der Vierte war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuschießen weigerten sich ihre Landstände, und die mitunierten Reichsstädte hatten es sehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld und nie ihren Rat verlangt hatte. Besonders brachte es sie auf, daß sie sich wegen der jülichischen Streitsache in Unkosten gesetzt haben sollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeschlossen worden, daß sich die unierten Fürsten aus der gemeinen Klasse große Pensionen zulegte, und vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürsten abgelegt wurde.

Die Union neigte sich also zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und frischen Kräften sich ihr entgegenstellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unierten der einreißende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angesicht eines

streitfertigen Feindes die Waffen wegzulegen. Um sich von einer Seite wenigstens sicher zu stellen, verglich man sich schnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzog Leopold, und beide Teile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elsaß zu führen, die Gefangenen loszugeben und das Geschehene in Vergessenheit zu begraben. In ein solches Nichts zerrann diese vielversprechende Rüstung.

Eben die gebieterische Sprache, womit sich die Union im Vertrauen auf ihre Kräfte dem katholischen Deutschland angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fußtapfen ihres Zugs und brandmarkte sie rund heraus mit den härtesten Namen, die sie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Köln und viele andre hatten ihre verwüstende Gegenwart empfunden. Allen diesen sollte der zugesügte Schaden vergütet, der Paß zu Wasser und zu Lande (denn auch der rheinischen Schifffahrt hatten sie sich bemächtigt) wieder freigegeben, alles in seinen vorigen Stand gestellt werden. Vor allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feste Erklärung, wessen man sich zu ihrem Bunde zu versehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unierten, der Stärke nachzugeben. Auf einen so wohlgerüsteten Feind waren sie nicht gefaßt; aber sie selbst hatten den Katholischen das Geheimnis ihrer Stärke verraten. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln; aber sie durften sich glücklich preisen, ihn zu erhalten. Der eine Teil versprach Ersatz, der andre Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog sich noch einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufstand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiser das letzte seiner Erbländer kostete; aber weder die Union noch die Ligue mischten sich in diesen böhmischen Streit.

Endlich starb der Kaiser (1612), ebensowenig vermißt im Sarge als wahrgenommen auf dem Thron. Lange nachdem das Elend der folgenden Regierungen das Elend der seinigen vergessen gemacht hatte, zog sich eine Glorie um sein Andenken, und eine so schreckliche Nacht legte sich jetzt über Deutschland, daß man einen solchen Kaiser mit blutigen Tränen sich zurück wünschte.

Nie hatte man von Rudolf erhalten können, seinen Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, und alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiserthrons; doch über alle Hoffnung schnell und ruhig bestieg ihn Matthias. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil sie von der frischen

Tätigkeit dieses Fürsten das Beste hofften; die Protestanten gaben ihm die ihrigen, weil sie alles von seiner Hinsälligkeit hofften. Es ist nicht schwer, diesen Widerspruch zu vereinigen. Jene verließen sich auf das, was er gezeigt hatte; diese urtheilten nach
 5 dem, was er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbesetzung ist immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erste Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich seine härteste Prüfung. Jede alte Beschwerde kommt da zur Sprache, und neue werden
 10 aufgesucht, um sie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung soll mit dem neuen König beginnen. Die großen Dienste, welche ihre Glaubensbrüder in Oesterreich dem Matthias bei seinem Aufruhr geleistet, lebten bei den protestantischen Reichsständen noch in frischer Erinnerung, und be-
 15 sonders schien die Art, wie sich jene für diese Dienste bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muster zu dienen.

Durch Begünstigung der protestantischen Stände in Oesterreich und Mähren hatte Matthias den Weg zu seines Bruders Thronen gesucht und auch wirklich gefunden; aber von seinen
 20 ehrgeizigen Entwürfen hingerissen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Gesetze vorzuschreiben. Diese Entdeckung riß ihn frühzeitig aus der Trunkenheit seines Glücks. Kaum zeigte er sich triumphierend nach dem böhmischen Zuge seinen österreichischen
 25 Untertanen wieder, so wartete schon ein gehorsamstes Anbringen auf ihn, welches hinreichend war, ihm seinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Hulbigung geschritten würde, eine uneingeschränkte Religionsfreiheit in Städten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwi-
 30 schen Katholiken und Protestanten und einen völlig gleichen Zutritt der letztern zu allen Bedienungen. An mehreren Orten nahm man sich diese Freiheit von selbst und stellte, voll Zuber- sicht auf die veränderte Regierung, den evangelischen Gottesdienst eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiser aufgehoben hatte.
 35 Matthias hatte zwar nicht verschmäht, die Beschwerden der Protestanten gegen den Kaiser zu benutzen; aber es konnte ihm nie eingefallen sein, sie zu heben. Durch einen festen und entschlossenen Ton hoffte er diese Anmaßungen gleich am Anfange niederzuschlagen. Er sprach von seinen erblichen Ansprüchen
 40 auf das Land und wollte von keinen Bedingungen vor der Hulbigung hören. Eine solche unbedingte Hulbigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steiermark, dem Erzherzog Ferdinand geleistet; aber sie hatten bald Ursache gehabt, es zu bereuen.

Von diesem Beispiel gewarnt, beharrten die österreichischen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltsam zur Sulbigung gezwungen zu werden, verließen sie sogar die Hauptstadt, boten ihre katholischen Mitstände zu einer ähnlichen Widersetzung auf und singen an, Truppen zu werben. Sie taten Schritte, ihr altes Bündniß mit den Ungarn zu erneuern, sie zogen die protestantischen Reichsfürsten in ihr Interesse und schickten sich in vollem Ernste an, ihr Gesuch mit den Waffen durchzusetzen.

Matthias hatte keinen Anstand genommen, die weit höheren Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikanische Verfassung dieses Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm selbst und seine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholischen Welt. In Oesterreich hingegen hatten seine Vorgänger weit größere Souveränitätsrechte ausgeübt, die er, ohne sich vor dem ganzen katholischen Europa zu beschimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung seiner eigenen katholischen Untertanen auf sich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte. Seine streng katholischen Räte, unter denen der Bischof von Wien, Melchior Klesl, ihn am meisten beherrschte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltsam von den Protestanten sich entreißen zu lassen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicherweise betraf ihn diese Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiser Rudolf noch lebte und ein Zuschauer dieses Auftritts war, wo dieser also leicht versucht werden konnte, sich der nämlichen Waffen gegen seinen Bruder zu bedienen, womit dieser über ihn gesiegt hatte — eines Verständnisses nämlich mit seinen aufrührerischen Untertanen. Diesem Streiche zu entgehen, nahm Matthias den Antrag der mährischen Landstände bereitwillig an, welche sich zwischen den österreichischen und ihm zu Mittlern anboten. Ein Ausschuß von beiden versammelte sich in Wien, wo von den österreichischen Deputierten eine Sprache gehört wurde, die selbst im Londner Parlament überrascht haben würde. Die Protestanten, hieß es am Schlusse, wollten nicht schlechter geachtet sein als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterland. Durch seinen protestantischen Adel habe Matthias den Kaiser zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papisten fände, würde man dreihundert evangelische Baronen zählen. Das Beispiel Rudolfs solle dem Matthias eine Warnung sein. Er möge sich hüten, daß er das Irdische nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen. Da die mährischen Stände, anstatt ihr

Mittleramt zum Vorteil des Kaisers zu erfüllen, endlich selbst zur Partei ihrer österreichischen Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutschland sich aufs nachdrücklichste für diese ins Mittel schlug, und die Furcht vor Repressalien des Kaisers den Matthias in die Enge trieb, so ließ er sich endlich die gewünschte Erklärung zum Vorteil der Evangelischen entreißen.

Dieses Betragen der österreichischen Landstände gegen ihren Erzherzog nahmen sich nun die protestantischen Reichsstände in Deutschland zum Muster gegen ihren Kaiser, und sie versprachen sich denselben glücklichen Erfolg. Auf seinem ersten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendsten Angelegenheiten auf Entscheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der sich unterdessen mit türkischem Beistand zum Herrn dieses Landes aufgeworfen hatte und sogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeitrag notwendig machte, überraschten sie ihn mit einer ganz neuen Forderung. Die katholischen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürstenrat; und weil alles nach der Stimmenmehrheit entschieden wurde, so pflegten die Evangelischen, auch wenn sie noch so sehr unter sich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieses Vorteils der Stimmenmehrheit sollten sich nun die Katholischen begeben, und keiner einzelnen Religionspartei sollte es künftig erlaubt sein, die Stimmen der andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach sich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangelische Religion auf dem Reichstage repräsentiert werden sollte, so schien es sich von selbst zu verstehen, daß ihr durch die Verfassung des Reichstags selbst nicht die Möglichkeit abgeschnitten würde, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Beschwerden über die angemachte Gerichtsbarkeit des Reichshofrats und über Unterdrückung der Protestanten begleiteten diese Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, so lange von allen gemeinschaftlichen Beratschlagungen wegzubleiben, bis eine günstige Antwort auf diesen vorläufigen Punkt erfolgte.

Diese gefährliche Trennung zerriß den Reichstag und drohte, auf immer alle Einheit der Beratschlagungen zu zerstören. So aufrichtig der Kaiser gewünscht hatte, nach dem Beispiele Maximilians, seines Vaters, zwischen beiden Religionen eine staatskluge Mitte zu halten, so ließ ihm das jetzige Betragen der Protestanten nur eine bedenkliche Wahl zwischen beiden. Zu seinen dringenden Bedürfnissen war ihm ein allgemeiner Beitrag der Reichsstände unentbehrlich; und doch konnte er sich die eine Partei nicht verpflichten, ohne die Hilfe der andern zu verscherzen.

Da er in seinen eigenen Erblanden so wenig befestigt war, so mußte er schon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Protestanten in einen öffentlichen Krieg zu geraten. Aber die Augen der ganzen katholischen Welt, die auf seine jetzige Entschlie-
 5 schließung geheftet waren, die Vorstellungen der katholischen Stände, des römischen und spanischen Hofes erlaubten ihm ebensowenig, die Protestanten zum Nachteil der katholischen Religion zu begünstigen. Eine so mißliche Situation mußte einen größeren Geist, als Matthias war, niederschlagen, und schwerlich hätte er sich mit eigener Klugheit daraus gezogen.
 10 Der Vorteil der Katholiken war aber aufs engste mit dem Ansehen des Kaisers verflochten; und ließen sie dieses sinken, so hatten besonders die geistlichen Fürsten gegen die Eingriffe der Protestanten keine Schutzwehre mehr. Jetzt also, wie sie den Kaiser unschlüssig wanken sahen, glaubten sie, daß die höchste
 15 Zeit vorhanden sei, seinen sinkenden Mut zu stärken. Sie ließen ihn einen Blick in das Geheimnis der Ligue tun und zeigten ihm die ganze Verfassung derselben, ihre Hilfsmittel und Kräfte. So wenig tröstlich diese Entdeckung für den Kaiser sein mochte, so ließ ihn doch die Aussicht auf einen so mächtigen Schutz etwas
 20 mehr Mut gegen die Evangelischen fassen. Ihre Forderungen wurden abgewiesen, und der Reichstag endigte sich ohne Entscheidung. Aber Matthias wurde das Opfer dieses Streits. Die Protestanten verweigerten ihm ihre Geldhilfe und ließen es ihn entgelten, daß die Katholischen unbeweglich geblieben waren.
 25

Die Türken selbst zeigten sich indessen geneigt, den Waffenstillstand zu verlängern, und den Fürsten Bethlen Gabor ließ man im ruhigen Besitz von Siebenbürgen. Vor auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern desselben herrschte bei allen noch so gefährlichen Spaltungen dennoch
 30 Friede. Dem jülichischen Erbfolgestreit hatte ein sehr unerwarteter Zufall eine überraschende Wendung gegeben. Noch immer wurde dieses Herzogtum von dem Kurhause Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg in Gemeinschaft besessen; eine Heirat zwischen dem Prinzen von Neuburg und einer
 35 brandenburgischen Prinzessin sollte das Interesse beider Häuser unzertrennlich verknüpfen. Diesen ganzen Plan zerstörte eine — Ohrfeige, welche der Kurfürst von Brandenburg das Unglück hatte, seinem Eidam im Weinrausch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwischen beiden Häusern dahin. Der Prinz
 40 von Neuburg trat zu dem Papsttum über. Eine Prinzessin von Bayern belohnte ihn für diese Apostasie, und der mächtige Schutz Bayerns und Spaniens war die natürliche Folge von

beidem. Um dem Pfalzgrafen zum ausschließenden Besitz der jülichischen Lande zu verhelfen, wurden die spanischen Waffen von den Niederlanden aus in das Herzogtum gezogen. Um sich dieser Gäste zu entladen, rief der Kurfürst von Brandenburg die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformierten Religion zu gefallen suchte. Beide, die spanischen und holländischen Truppen, erschienen; aber, wie es schien, bloß um für sich selbst zu erobern.

Der nahe niederländische Krieg schien sich nun auf deutschen Boden spielen zu wollen, und wель ein unerschöpflicher Funder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken sah das protestantische Deutschland die Spanier an dem Unterrhein festen Fuß gewinnen, mit noch größerem das katholische die Holländer über die Reichsgrenzen hereinbrechen. Im Westen sollte sich die Mine entzünden, welche längst schon das ganze Deutschland unterhöhlte, nach den westlichen Gegenden waren Furcht und Erwartung hingeneigt, und aus Osten kam der Schlag, der sie in Flammen setzte.

Die Ruhe, welche der Majestätsbrief Rudolfs des Zweiten Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias' Regierung noch eine Zeitlang fort, bis in der Person Ferdinands von Graz ein neuer Thronfolger in diesem Königreich ernannt wurde.

Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiser Ferdinand der Zweite näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papsttum angekündigt und wurde deswegen von dem katholischen Teile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die hinfallige Gesundheit des Kaisers rückte diesen Zeitpunkt nahe herbei, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer singen die böhmischen Papisten an, den Protestanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Untertanen katholischer Gutsherren besonders erfuhren die härteste Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorsichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden und durch hingeworfene Drohworte bei den Protestanten ein schlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieses Mißtrauen in Tätlichkeiten ausgebrochen sein, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre und nicht durch besondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, kein geborner

Böhme, aber Besitzer einiger Güter in diesem Königreiche, hatte sich durch Eifer für die protestantische Religion und durch eine schwärmerische Anhänglichkeit an sein neues Vaterland des ganzen Vertrauens der Ultraquisten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigsten Posten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einschmeicheln-
 des Betragen gewann er sich die Herzen der Menge. Ein heißer, ungestümer Kopf, der die Verwirrung liebte, weil seine Talente darin glänzten, unbesonnen und tollkühn genug, Dinge zu unter-
 nehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht magt, ungewissenhaft genug, wenn es die Befriedigung seiner
 Leidenschaften galt, mit dem Schicksale von Tausenden zu spielen, und eben sein genug, eine Nation, wie damals die böhmische war, an seinem Gängelbände zu führen. Schon an den Unruhen
 unter Rudolfs Regierung hatte er den tätigsten Anteil genommen, und der Majestätsbrief, den die Stände von diesem
 Kaiser erpreßten, war vorzüglich sein Verdienst. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von Karlstein, die böhmische Krone und
 die Freiheitsbriefe des Königreichs zur Bewahrung anvertraut; aber etwas weit Wichtigeres — sich selbst — hatte ihm die
 Nation mit der Stelle eines Defensors oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten,
 entriß ihm unklug die Aufsicht über das Tote, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burg-
 grafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, die ihm
 übrig blieb, und tränkten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz unschädlich machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die
 Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolf dem Zweiten erpreßt hatten, war ebenso wie in dem Religionsfrieden der Deutschen ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Untertanen zugute; bloß für die Untertanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende
 Gewissensfreiheit ausbedungen. Auch der böhmische Majestätsbrief sprach nur von den Ständen und von den königlichen
 Städten, deren Magistrate sich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewußt hatten. Diesen allein wurde die Freiheit
 eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten und ihren protestantischen Gottesdienst öffentlich auszuüben, in allen übrigen
 Städten blieb es dem Landstande überlassen, dem sie angehörten,

welche Religionsfreiheit er den Untertanen vergönnen wollte. Dieses Rechts hatten sich die deutschen Reichsstände in seinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerspruch; die geistlichen, denen eine Erklärung Kaiser Ferdinands dasselbe streitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieser Erklärung bestritten. Was im Religionsfrieden ein bestrittener Punkt war, war ein unbestimmter im Majestätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hätte; hier war die Deutung den Ständen überlassen. Die Untertanen geistlicher Landstände in Böhmen glaubten daher eben das Recht zu besitzen, das die Ferdinandische Erklärung den Untertanen deutscher Bischöfe einräumte; sie achteten sich den Untertanen in den königlichen Städten gleich, weil sie die geistlichen Güter unter die Kronüter zählten. In der kleinen Stadt Klostergrab, die dem Erzbischof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abt dieses Klosters angehörte, wurden von den protestantischen Untertanen eigenmächtig Kirchen aufgeführt und, ungeachtet des Widerspruchs ihrer Guts Herren und selbst der Mißbilligung des Kaisers, der Bau derselben vollendet.

Unterdessen hatte sich die Wachsamkeit der Defensoren in etwas gemindert, und der Hof glaubte, einen ernstlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaisers wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt, und die unruhigsten Köpfe unter den Bürgern ins Gefängnis geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten war die Folge dieses Schrittes; man schrie über Verletzung des Majestätsbriefs, und der Graf von Thurn, von Rachgier befeelt und durch sein Defensoramt noch mehr aufgefordert, zeigte sich besonders geschäftig, die Gemüter zu erhitzen. Aus allen Kreisen des Königreichs wurden auf seinen Antrieb Deputierte nach Prag gerufen, um dieser gemeinschaftlichen Gefahr wegen die nötigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiser aufzusetzen und auf Loslassung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaisers, schon darum von den Ständen sehr übel aufgenommen, weil sie nicht an sie selbst, sondern an seine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als gesetzwidrig und rebellisch, rechtfertigte den Vorgang in Klostergrab und Braunau durch einen kaiserlichen Befehl und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den schlimmen Eindruck zu vermehren, den dieses kaiserliche Schreiben unter den

versammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Teilnehmer an dieser Bittschrift schwebten, und wußte sie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltsamen Entschliefungen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen den Kaiser zu empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt gewesen. Nur von Stufe zu Stufe führte er sie an dieses unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerst auf die Räte des Kaisers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, daß das kaiserliche Schreiben in der Statthalterei zu Prag aufgesetzt und nur zu Wien unterschrieben worden sei. Unter den kaiserlichen Statthaltern waren der Kammerpräsident Slawata und der an Thurns Statt zum Burggrafen von Karlstein erwählte Freiherr von Martiniz das Ziel des allgemeinen Hasses. Beide hatten den protestantischen Ständen schon ehemals ihre feindseligen Gesinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß sie allein sich geweigert hatten, der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, sie für jede künftige Verletzung des Majestätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieser Zeit an den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geschrieben. Unter allen katholischen Gutsbesitzern waren diese beiden gegen ihre protestantischen Untertanen am härtesten verfahren. Man beschuldigte sie, daß sie diese mit Hund in die Messe heßen ließen und durch Verfassung der Taufe, der Heiraten und Begräbnisse zum Papsttum zu zwingen suchten. Gegen zwei so verhaßte Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man bestimmte sie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23. Mai 1618 erschienen die Deputierten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schloß und drangen mit Ungeftüm in den Saal, wo die Statthalter Sternberg, Martiniz, Lobkowitz und Slawata versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie eine Erklärung von jedem einzelnen, ob er an dem kaiserlichen Schreiben einen Anteil gehabt und seine Stimme dazu gegeben. Mit Mäßigung empfing sie Sternberg; Martiniz und Slawata antworteten trotzig. Dieses bestimmte ihr Geschick. Sternberg und Lobkowitz, weniger gehaßt und mehr gefürchtet, wurden beim Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man Slawata und Martiniz, schleppte sie an ein Fenster und stürzte sie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Den Sekretär Fabricius, eine Kreatur von beiden, schickte man ihnen nach. Über eine so

5 seltsame Art, zu erequieren, verwunderte sich die ganze gesittete Welt, wie billig; die Böhmen entschuldigten sie als einen land-
 üblichen Gebrauch und fanden an dem ganzen Vorfalle nichts
 wunderbar, als daß man von einem so hohen Sprunge so ge-
 sund wieder aufstehen konnte. Ein Misthauser, auf den die
 kaiserliche Statthalterschaft zu liegen kam, hatte sie vor Beschä-
 digung gerettet.

10 Es war nicht zu erwarten, daß man sich durch diese rasche
 Exekution in der Gnade des Kaisers sehr verbessert haben würde;
 aber eben dahin hatte der Graf von Thurn die Stände gewollt.
 Hatten sich diese, aus Furcht einer noch ungewissen Gefahr, eine
 solche Gewaltthätigkeit erlaubt, so mußte jetzt die gewisse Erwar-
 tung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfnis der
 Sicherheit sie noch tiefer hineinreißen. Durch diese brutale Hand-
 15 lung der Selbsthilfe war der Unentschlossenheit und Reue jeder
 Rückweg versperrt, und ein einzelnes Verbrechen schien nur durch
 eine Kette von Gewalttaten ausgesöhnt werden zu können. Da
 die Tat selbst nicht ungeschehen zu machen war, so mußte man
 die strafende Macht entwaffnen. Dreißig Direktoren wurden er-
 20 nannt, den Aufstand gesetzmäßig fortzuführen. Man bemächtigte
 sich aller Regierungsgeschäfte und aller königlichen Gefälle, nahm
 alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten und ließ
 ein Aufgebot an die ganze böhmische Nation ergehen, sich der ge-
 meinschaftlichen Sache anzunehmen. Die Jesuiten, welche der
 25 allgemeine Haß als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen
 anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die
 Stände fanden für nötig, sich dieses harten Schlusses wegen in
 einem eignen Manifest zu verantworten. Alle diese Schritte ge-
 schahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Geseze
 30 — die Sprache aller Rebellen, bis sich das Glück für sie ent-
 schieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des böhmischen Auf-
 standes am kaiserlichen Hofe verursachte, waren bei weitem nicht
 so lebhaft, als eine solche Aufforderung es verdient hätte. Kaiser
 35 Matthias war der entschlossene Geist nicht mehr, der ehemals
 seinen König und Herrn mitten im Schoße seines Volks aussuchen
 und von drei Thronen herunterstürzen konnte. Der zuversicht-
 liche Mut, der ihn bei einer Usurpation beseelt hatte, verließ ihn
 bei einer rechtmäßigen Verteidigung. Die böhmischen Rebellen
 40 hatten sich zuerst bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es
 mit sich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg
 in Böhmen einzuschließen. In allen Ländern seiner Herrschaft
 hingen die Protestanten durch eine gefährliche Sympathie

zusammen — die gemeinschaftliche Religionsgefahr konnte alle miteinander schnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem solchen Feinde entgegenzusetzen, wenn der protestantische Teil seiner Untertanen sich von ihm trennte? Und erschöpften sich nicht beide Teile in einem so verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders als seine eignen Untertanen hatte er zugrunde gerichtet, wenn er siegte?

Überlegungen dieser Art stimmten den Kaiser und seine Räte zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieser Nachgiebigkeit wollten andre die Ursache des Übels gefunden haben. Erzherzog Ferdinand von Graz wünschte dem Kaiser vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewalttat gegen die böhmischen Protestanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. Der Ungehorsam, hieß es, die Gesetzlosigkeit und der Aufruhr seien immer Hand in Hand mit dem Protestantismus gegangen. Alle Freiheiten, welche von ihm selbst und dem vorigen Kaiser den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt seien alle Schritte der Rezer gerichtet; stufenweise seien sie von Trotz zu Trotz bis zu diesem letzten Angriff hinauf gestiegen; in kurzem würden sie auch an die noch einzig übrige Person des Kaisers greifen. In den Waffen allein sei Hilfe gegen einen solchen Feind, Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien, nur in dem völligen Untergange dieser Sekte Sicherheit für den katholischen Glauben. Ungewiß zwar sei der Ausgang des Krieges, aber gewiß das Verderben bei Unterlassung desselben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkosten reichlich erstatten, und der Schrecken der Hinrichtungen die übrigen Landstände künftig einen schnellern Gehorsam lehren. — War es den böhmischen Protestanten zu verdenken, wenn sie sich gegen die Wirkungen solcher Grundsätze in Zeiten verwahrten? — Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaisers, nicht gegen ihn selbst, der nichts getan hatte, die Besorgnisse der Protestanten zu rechtfertigen, war der böhmische Aufstand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmischen Throne zu verschließen, ergriff man die Waffen schon unter Matthias; aber so lange dieser Kaiser lebte, wollte man sich in den Schranken einer scheinbaren Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und unbewaffnet durfte ihnen der Kaiser nicht einmal den Frieden anbieten. Spanien schoß Geld zur Rüstung her und versprach,

Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu schicken. Zum Generalissimus ernannte man den Grafen von Buquoy, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf Dampierre, ein andrer Ausländer, kommandierte unter seinen

5 Befehlen. Ehe sich diese Armee in Bewegung setzte, versuchte der Kaiser den Weg der Güte durch ein vorausgeschicktes Manifest. In diesem erklärte er den Böhmen, daß der Majestätsbrief ihm heilig sei, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beschloss, daß selbst seine jetzige Rüstung ihm

10 durch die ihrige sei abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von sich lege, würde auch er sein Heer verabschieden. Aber dieser gnädige Brief verfehlte seine Wirkung — weil die Häupter des Aufsturus für ratsam fanden, den guten Willen des Kaisers dem Volke zu verbergen. Anstatt desselben verbreiteten

15 sie auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigsten Gerüchte und ließen das hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe existierten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreier Städte, Budweis, Krumau und Pilsen, nahm teil an dem Aufsture. Diese drei Städte, größtenteils

20 katholisch, hatten allein den Mut, bei diesem allgemeinen Abfalle dem Kaiser getreu zu bleiben, der ihnen Hilfe versprach. Aber dem Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drei Plätze von solcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu lassen, die den kaiserlichen Waffen zu jeder Zeit den

25 Eingang in das Königreich offen hielten. Mit schneller Entschlossenheit erschien er vor Budweis und Krumau und hoffte, beide Plätze durch Schrecken zu überwältigen. Krumau ergab sich ihm; aber von Budweis wurden alle seine Angriffe standhaft zurückgeschlagen.

30 Und nun fing auch der Kaiser an, etwas mehr Ernst und Tätigkeit zu zeigen. Buquoy und Dampierre fielen mit zwei Heeren ins böhmische Gebiet und fingen an, es feindselig zu behandeln. Aber die kaiserlichen Generale fanden den Weg nach Prag schwerer, als sie erwartet hatten. Jeder Paß, jeder

35 nur irgend haltbare Ort mußte mit dem Degen geöffnet werden, und der Widerstand mehrte sich mit jedem neuen Schritte, den sie machten, weil die Ausschweifungen ihrer Truppen, meistens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfall und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als seine Truppen schon in Böhmen vordrangen, fuhr der Kaiser fort, den

40 Ständen den Frieden zu zeigen und zu einem gütlichen Vergleich die Hände zu bieten. Neue Aussichten, die sich ihnen aufboten, erhoben den Mut der Rebellen. Die Stände von Mähren

ergriffen ihre Partei, und aus Deutschland erschien ihnen in der Person des Grafen von Mansfeld ein ebenso unverhoffter als tapferer Beschützer.

Die Häupter der evangelischen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen schweigend, aber nicht müßig zugehört. 5 Beide kämpften für dieselbe Sache, gegen denselben Feind. In dem Schicksale der Böhmen ließen sie ihre Bundesverwandten ihr eigenes Schicksal lesen, und die Sache dieses Volks wurde von ihnen als die heiligste Angelegenheit des deutschen Bundes abge- 10 schildert. Diesem Grundsatz getreu, stärkten sie den Mut der Rebellen durch Beistandsversprechungen, und ein glücklicher Zufall setzte sie instand, dieselben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernst von Mansfeld, der Sohn eines verdienstvollen österreichischen Dieners, Ernsts von Mansfeld, 15 der die spanische Armee in den Niederlanden eine Zeitlang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das österreichische Haus in Deutschland zu demütigen. Er selbst hatte dem Dienste dieses Hauses seine ersten Feldzüge gewidmet und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds in Jülich und im Elsaß gegen 20 die protestantische Religion und die deutsche Freiheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundsätze dieser Religion gewonnen, verließ er einen Chef, dessen Eigennutz ihm die geforderte Entschädigung für den in seinem Dienste gemachten Aufwand versagte, und widmete der evangelischen Union seinen Eifer und 25 einen siegreichen Degen. Es fügte sich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliirter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beistand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mansfeld bekam den Auftrag, ein Heer von 4000 Mann, zum Gebrauch und auf Kosten des Herzogs, in 30 Deutschland bereit zu halten. Dieses Heer stand eben marschfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen ausloderte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verstärkung bedurft, überließ es der Union zu freiem Gebrauche. Nichts konnte dieser willkommen sein, als ihren Bundesgenossen in Böhmen auf fremde Kosten 35 zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mansfeld Befehl, diese 4000 Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmische Bestallung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber seiner Rüstung verbergen.

Dieser Mansfeld zeigte sich jetzt in Böhmen und faßte 40 durch Einnahme der festen und kaiserlich gesinnten Stadt Pilsen in diesem Königreiche festen Fuß. Der Mut der Rebellen wurde noch durch einen andern Succurs aufgerichtet, den die schlesischen

Stände ihnen zu Hilfe schickten. Zwischen diesen und den kaiserlichen Truppen kam es nun zu wenig entscheidenden, aber desto verheerendern Gefechten, welche einem ernstlichern Kriege zum Vorspiele dienten. Um die Lebhaftigkeit seiner Kriegsoperationen zu schwächen, unterhandelte man mit dem Kaiser und ließ sich sogar die angebotene sächsische Vermittelung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweisen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiser von der Szene.

Was hatte Matthias nun getan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz seines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe wert, den Thron Rudolfs durch ein Verbrechen zu besteigen, um ihn so schlecht zu besitzen und mit so wenig Ruhm zu verlassen? So lange Matthias König war, büßte er für die Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher sie zu tragen, hatte er die ganze Freiheit seiner Krone verscherzt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbstthätigkeit noch übrig ließ, hielten seine eignen Agnaten unter einem schimpflichen Zwange. Krank und kinderlos, sah er die Aufmerksamkeit der Welt einem stolzen Erben entgegeneilen, der ungeduldig dem Schicksal vortriff und in des Greisen absterbender Regierung schon die seinige eröffnete.

Mit Matthias war die regierende Linie des deutschen Hauses Osterreich so gut als erloschen; denn von allen Söhnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderlose und schwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber seine nähern Rechte auf diese Erbschaft an die Gräzische Linie abgetreten hatte. Auch das spanische Haus hatte sich in einem geheimen Reverse aller seiner Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen zum Vorteil des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgische Stamm in Deutschland frische Zweige treiben und die ehemalige Größe Osterreichs wieder aufleben sollte.

Ferdinand hatte den jüngsten Bruder Kaiser Maximilians des Zweiten, Erzherzog Karl von Krain, Kärnten und Steiermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzessin von Bayern. Da er den ersten schon im zwölften Jahre verlor, so übergab ihn die Erzherzogin der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundsätze er aus dem Umgang eines Fürsten schöpfen mußte, der sich Andachts wegen der Regierung entschlagen, ist nicht schwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen

Seite die Nachsicht der Maximilianischen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre und die Verwirrung in ihren Landen, auf der andern den Segen Bayerns und den unerbittlichen Religionsseifer seiner Beherrscher; zwischen diesen beiden Mustern ließ man ihn wählen.

In dieser Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüstigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verließ er Bayern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung seiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnten und Steiermark, welche vor Ablegung ihres Huldigungseides die Bestätigung ihrer Religionsfreiheit forderten, erhielten zur Antwort, daß die Religionsfreiheit mit der Huldigung nichts zu tun habe. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert und auch wirklich geleistet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolstadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif schien. Ehe Ferdinand mit derselben ans Licht trat, holte er erst selbst in Person zu Loreto die Gnade der Jungfrau Maria und zu den Füßen Clemens' des Achten in Rom den apostolischen Segen.

Es galt aber auch nichts Veringeres, als den Protestantismus aus einem Distrikte zu vertreiben, wo er die überlegene Anzahl auf seiner Seite hatte und durch eine förmliche Duldungsakte, welche Ferdinands Vater dem Herren- und Ritterstande dieser Länder bewilligt hatte, gesetzmäßig geworden war. Eine so feierlich ausgestellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurückgenommen werden; aber den frommen Bögling der Jesuiten schreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beispiel der übrigen, sowohl katholischen als protestantischen, Reichsstände, welche das Reformationrecht in ihren Ländern ohne Widerspruch ausgeübt, und die Mißbräuche, welche die steierischen Stände von ihrer Religionsfreiheit gemacht hatten, mußten dieser Gewalttätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutze eines ungereimten positiven Gesetzes glaubte man ohne Scheu das Gesetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bei dieser ungerechten Unternehmung zeigte Ferdinand übrigens einen bewundernswürdigen Mut, eine lobenswerte Standhaftigkeit. Ohne Veräusch, und man darf hinzufügen ohne Grausamkeit, unterdrückte er den protestantischen Gottesdienst in einer Stadt nach der andern, und in wenigen Jahren war dieses gefahrvolle Werk zum Erstaunen des ganzen Deutschlands vollendet.

Aber indem die Katholischen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Protestanten an, sich gegen ihn als ihren gefährlichsten Feind zu rüsten. Nichtsdestoweniger

fand das Gesuch des Matthias, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlstaaten Oesterreichs keinen oder nur einen sehr geringen Widerspruch, und selbst die Böhmen krönten ihn, unter sehr annehmllichen Bedingungen, zu ihrem künftigen König.

- 5 Später erst, nachdem sie den schlimmen Einfluß seiner Ratschläge auf die Regierung des Kaisers erfahren hatten, wachten ihre Besorgnisse auf; und verschiedne handschriftliche Aufätze von ihm, die ein böser Wille in ihre Hände spielte, und die seine Gefinnungen nur zu deutlich verrieten, trieben ihre Furcht aufs höchste.
- 10 Besonders entrüstete sie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin Ferdinand dieser Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verschrieben hatte, ohne die Nation erst zu hören, ohne die Wahlfreiheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche sich dieser Prinz durch seine Resor-
- 15 mation in Steiermark unter den Protestanten überhaupt gemacht hatte, taten ihm bei den Böhmen die schlimmsten Dienste; und besonders zeigten sich einige dahin geflüchtete steiermärkische Emigranten, welche ein racherfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geschäftig, das Feuer der Empörung zu nähren.
- 20 In so widriger Stimmung fand König Ferdinand die böhmische Nation, als Kaiser Matthias ihm Platz machte.

Ein so schlimmes Verhältnis zwischen der Nation und dem Thronkandidaten würde auch bei der ruhigsten Thronfolge Stürme erweckt haben — wieviel mehr aber jetzt im vollen Feuer des

25 Auftruzs, jetzt, da die Nation ihre Majestät zurückgenommen hatte und in den Zustand des natürlichen Rechts zurückgetreten war, jetzt, da sie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeisterndes Selbstvertrauen in ihr erwacht, ihr Mut durch die glücklichsten Erfolge, durch fremde

30 Beistandsversprechungen und schwindlige Hoffnungen zur festesten Zueversicht erhoben war. Uneingedenk des an Ferdinand bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für völlig ungebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anschein vorhanden, und wollte sich Fer-

25 dinand im Besitz der böhmischen Krone sehn, so hatte er die Wahl, sie entweder mit allem dem zu erkaufen, was eine Krone wünschenswert macht, oder mit dem Schwert in der Hand zu er-

obern.

Aber mit welchen Hilfsmitteln sie erobern? Auf welches sei-

40 ner Länder er seine Augen kehrte, stand alles in hellen Flammen. Schlesien war in den böhmischen Aufstand zugleich mit hineingerissen; Mähren war im Begriff, diesem Beispiel zu folgen. In Ober- und Unterösterreich regte sich, wie unter Rudolf,

der Geist der Freiheit, und kein Landstand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit einem Überfall; eine geheimnißvolle Rüstung der Türken erschreckte alle östlich gelegenen Provinzen; damit das Bedrängnis vollkommen würde, so mußten auch, von dem allgemeinen Beispiel geweckt, die Protestanten in seinen väterlichen Erbstaaten ihr Haupt erheben. In diesen Ländern war die Zahl der Protestanten überwiegend; in den meisten hatten sie die Einkünfte im Besiz, mit denen Ferdinand seinen Krieg führen sollte. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgesinnten hatten Mut; die eine Hälfte von Deutschland winkte den Rebellen Ermunterung, die andre erwartete müßig den Ausschlag; spanische Hilfe stand noch in fernen Landen. Der Augenblick, der ihm alles brachte, drohte ihm alles zu entreißen.

Was er auch jezt, von dem harten Gesez der Not unterjocht, den böhmischen Rebellen anbietet — alle seine Vorschläge zum Frieden werden mit Übermut verschmäht. An der Spitze eines Heeres zeigt sich der Graf von Thurn schon in Mähren, diese einzige noch wankende Provinz zur Entscheidung zu bringen. Die Erscheinung der Freunde gibt den mährischen Protestanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freiwillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachsend in seinem Laufe, stürzt der Rebellenstrom in Oberösterreich, wo eine gleichgesinnte Partei ihn mit freudigem Beifall empfängt. „Kein Unterschied der Religion soll mehr sein, gleiches Recht für alle christlichen Kirchen.“ — Man habe gehört, daß fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieses suche man auf, und bis nach Jerusalem werde man den Feind der Freiheit verfolgen. — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu verteidigen; endlich lagern sich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte Ferdinand von Graz, wo sie ihm nicht mehr sicher waren, nach Tirol geflüchtet; er selbst erwartete in seiner Kaiserstadt den Aufruhr. Eine Handvoll Soldaten war alles, was er dem wütenden Schwarme entgegenstellen konnte. Diesen wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und selbst an Brot fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partei der Protestanten, jeden Augenblick bereit, sich an die Böhmen anzuschließen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen schon Truppen gegen ihn zusammen. Schon sah der protestantische Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloster eingesperrt, seine Staaten geteilt, seine

Kinder protestantisch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut und von öffentlichen umgeben, sah er jeden Augenblick den Abgrund sich öffnen, der alle seine Hoffnungen, der ihn selbst verschlingen sollte. Die böhmischen Regeln stiegen in die kaiserliche Burg, wo sechzehn österreichische Baronen sich in sein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn stürmten und zu einer Konföderation mit den Böhmen seine Einwilligung zu extorzen strebten. Einer von diesen ergriff ihn bei den Knöpfen seines Wams.

„Ferdinand!“ schraubte er ihn an, „wirst du unterschreiben?“

10 Wem hätte man es nicht verziehen, in dieser schrecklichen Lage gezwungen zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er römischer Kaiser werden wollte. Nichts schien ihm übrig zu sein als schnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener rieten Männer — zu dieser katholische Priester. Verließ er die Stadt, so fiel sie in
15 Feindes Hände; mit Wien war Oesterreich, mit Oesterreich der Kaiserthron verloren. Ferdinand verließ seine Hauptstadt nicht und wollte ebensowenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechsel mit den deputierten Baronen, als auf einmal Trompetenschall den Burgplatz erfüllte.
20 Unter den Anwesenden wechseln Furcht und Erstaunen — ein erschreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verschwindet. Viele von Adel und der Bürgerschaft hörte man eilfertig in das Thurnische Lager fliehen. Diese schnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierischer Kürassiere, welches in diesem wichtigen Augenblick in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu verteidigen. Bald folgt auch Fußvolk nach; viele katholische Bürger, durch diese Erscheinung mit neuem Mut belebt, und die Studierenden selbst ergriffen die
25 Waffen. Eine Nachricht, die soeben aus Böhmen einlief, vollendete seine Errettung. Der niederländische General Buquoy hatte den Grafen Mansfeld bei Budweis aufs Haupt geschlagen und war im Anzuge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptstadt zu entsetzen.

Und jetzt waren auch die Pässe wieder frei, die der Feind
35 besetzt gehalten, um Ferdinanden den Weg nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu verlegen. Wenn es dem König von Ungarn für seinen ganzen Plan wichtig war, den deutschen Thron zu besteigen, so war es jetzt um so wichtiger, da seine Ernennung zum Kaiser das unverdächtigste und entscheidendste Zeugnis für die Würdigkeit seiner Person und die Gerechtigkeit seiner Sache ablegte und ihm zugleich zu einem Beistande des Reichs Hosi-
40 nung machte. Aber dieselbe Kabale, welche ihn in seinen Erbstaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bei seiner Bewerbung um

die Kaiserwürde entgegen. Kein österreichischer Prinz sollte den deutschen Thron mehr besteigen, am wenigsten aber Ferdinand, der entschlossene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jesuiten. Dieses zu verhindern, hatte man noch bei Lebzeiten des Matthias dem Herzog von Bayern, und nach 5 der Weigerung desselben dem Herzog von Savoyen die deutsche Krone angetragen. Da man mit dem letztern über die Bedingungen nicht so leicht einig werden konnte, so suchte man wenigstens die Wahl aufzuhalten, bis ein entscheidender Streich in Böhmen oder Oesterreich alle Hoffnungen Ferdinands zu- 10 grunde gerichtet und ihn zu dieser Würde unfähig gemacht hätte. Die Unierten ließen nichts unversucht, Kursachsen, welches an das österreichische Interesse gefesselt war, gegen Ferdinand einzunehmen und diesem Hofe die Gefahr vorzustellen, womit die Grundsätze dieses Fürsten und seine spanischen Verbindungen 15 die protestantische Religion und die Reichsverfassung bedrohten. Durch Erhebung Ferdinands auf den Kaiserthron, stellten sie weiter vor, würde sich Deutschland in die Privatangelegenheiten dieses Prinzen verflochten sehen und die Waffen der Böhmen gegen sich reizen. Aber aller Gegenbemühungen unge- 20 achtet wurde der Wahltag ausgeschrieben, Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen, und seine Kurstimme, mit vergeblichem Widerspruch der böhmischen Stände, für gültig erkannt. Die drei geistlichen Kurstimmen waren sein, auch die sächsische war ihm günstig, die brandenburgische nicht entgegen, 25 und die entschiedenste Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiser. So sah er die zweifelhafteste von allen seinen Kronen zuerst auf seinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er schon unter seine gewissen Besitzungen zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiser machte, stürzte 30 man ihn in Prag von dem böhmischen Throne.

Fast alle seine deutschen Erbländer hatten sich unterdessen in einer allgemeinen furchtbaren Konföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Troß jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. August 1619 erklärten sie den Kaiser auf einer Reichsversammlung für einen Feind der böhmischen Religion und Freiheit, 35 der durch seine verderblichen Ratschläge den verstorbenen König gegen sie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehet, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben und es zuletzt gar, mit Verpottung ihrer Volksmajestät, in einem heimlichen Vertrag an die Spanier verschrieben hatte, aller Ansprüche auf ihre Krone verlustig und schritten ohne Aufschub zu einer neuen Wahl. Da Protestanten diesen Ausspruch taten, so konnte diese Wahl 40

nicht wohl auf einen katholischen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Bayern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere Religionshaß, welcher die Evangelischen und Reformierten untereinander selbst entzweite, machte eine
 5 Zeitlang auch die Wahl eines protestantischen Königs schwer, bis endlich die Feinheit und Tätigkeit der Calvinisten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davontrug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieser Würde in Vorschlag kamen, hatte sich Kurfürst Friedrich der Fünfte von der
 10 Pfalz die gegründetsten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bei welchem das Privatinteresse einzelner Stände und die Zuneigung des Volks durch so viele Staatsvorteile gerechtfertigt zu werden schienen. Friedrich der Fünfte war von einem
 15 freien und aufgeweckten Geist, vieler Herzensgüte, einer königlichen Freigebigkeit. Er war das Haupt der Reformierten in Deutschland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote standen, ein naher Anverwandter des Herzogs von Bayern, vor dessen gefährlichen Nachbarschaft er das Königreich vielleicht
 20 sicherstellte, ein Eidam des Königs von Großbritannien, der ihn mächtig unterstützen konnte. Alle diese Vorzüge wurden von der calvinistischen Partei mit dem besten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsversammlung zu Prag erwählte Friedrich den Fünften unter Gebet und Freudentränen zum König.

25 Alles, was auf dem Prager Reichstag geschah, war ein zu vorbereitetes Werk, und Friedrich selbst war bei der ganzen Verhandlung zu tätig gewesen, als daß er von dem Antrage der Böhmen hätte überrascht werden sollen. Dennoch erschreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieser Krone, und die zweifache
 30 Größe des Verbrechens und des Glücks brachte seinen Kleinmut zum Zittern. Nach der gewöhnlichen Art schwacher Vorhaben wollte er sich erst durch fremdes Urtheil zu seinem Vorhaben stärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen seine Leidenschaft ausfiel. Sachsen und Bayern, wo er Rat
 35 verlangt hatte, alle seine Mitkurfürsten, alle, welche diese Unternehmung mit seinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrund, in den er sich stürze. Selbst König Jakob von England wollte seinem Eidam lieber eine Krone ent-
 40 rissen sehen, als die geheiligte Majestät der Könige durch ein so schlimmes Beispiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den verführerischen Glanz einer Königskrone? Im Augenblick ihrer höchsten Kraftäußerung, wo sie den geheiligten Zweig eines zweihundertjährigen Regen-

tengeschlechts von sich stößt, wirft sich ihm eine freie Nation in die Arme; auf seinen Mut vertrauend, wählt sie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhms und der Freiheit; von ihm, ihrem gebornen Beschützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — soll er Kleinmütig seine Furcht bekennen, soll er feigherzig Religion und Freiheit verraten? Eben diese Nation zeigt ihm die Überlegenheit ihrer Kräfte und die Ohnmacht ihres Feindes — zwei Dritteile der österreichischen Macht gegen Österreich bewaffnet und einen streitbaren Bundesgenossen von Siebenbürgen aus bereit, den schwachen Überrest dieser Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu teilen. Jene Aufforderungen sollten seinen Ehrgeiz nicht wecken? diese Hoffnungen seinen Mut nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelassenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Größe des Wagestücks und den geringen Wert des Preises zu zeigen — aber die Aufmunterung sprach zu seinen Sinnen, und die Warnung nur zu seiner Vernunft. Es war sein Unglück, daß die zunächst ihn umgebenden und hörbarsten Stimmen die Partei seiner Leidenschaft nahmen. Diese Machtvergrößerung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeiz und der Gewinnsucht aller seiner pfälzischen Diener ein unermessliches Feld der Befriedigung. Dieser Triumph seiner Kirche mußte jeden calvinischen Schwärmer erhitzen. Konnte ein so schwacher Kopf den Vor Spiegelungen seiner Räte widerstehen, die seine Hilfsmittel und Kräfte ebenso unmäßig übertrieben, als sie die Macht des Feindes heruntersetzten? den Aufforderungen seiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatischen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Astrologische Träumereien erfüllten seinen Kopf mit chimärischen Hoffnungen; selbst durch den unwiderstehlichen Mund der Liebe bestürmte ihn die Verführung. „Konntest du dich vermessen,“ sagte die Kurfürstin zu ihm, „die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig dir entgegenbringt? Ich will lieber Brot essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem kurfürstlichen Tische schwelgen.“

Friedrich nahm die böhmische Krone. Mit beispiellosem Pomp geschah zu Prag die königliche Krönung; die Nation stellte alle ihre Reichtümer aus, ihr eignes Werk zu ehren. Schlesien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beispiele des Hauptstaats und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Frohlocken war ohne Grenzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Däne-

mark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutsche Staaten erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich schickte sich nun an, seinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war seine größte Hoffnung gerichtet. Dieser furchtbare Feind Oesterreichs und der katholischen Kirche, nicht zufrieden mit seinem Fürstentum, das er seinem rechtmäßigen Herrn, Gabriel Báthory, mit Hilfe der Türken entrissen hatte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, sich auf Unkosten der österreichischen Prinzen zu vergrößern, die sich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oesterreich war mit den böhmischen Rebellen verabredet, und vor der Hauptstadt sollten beide Heere zusammenstoßen. Unterdessen verbarg Bethlen Gabor unter der Maske der Freundschaft den wahren Zweck seiner Kriegsrüstung und versprach voller Arglist dem Kaiser, durch eine verstellte Hilfeleistung die Böhmen in die Schlinge zu locken und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf einmal aber stand er als Feind in Oberungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüstung; Alles unterwarf sich; zu Preßburg empfing er die ungarische Krone. Des Kaisers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptstadt. Eilfertig rief er den General Buquoy zu Hilfe; der Abzug der Kaiserlichen zog die böhmische Armee zum zweitenmal vor Wien. Durch 12000 Siebenbürgen verstärkt und bald darauf mit dem siegreichen Heere Bethlen Gabors vereinigt, drohte sie aufs neue, diese Hauptstadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüstet, die Donau gesperrt, alle Zufuhr abgeschnitten, die Schrecken des Hungers stellten sich ein. Ferdinand, den diese dringende Gefahr eiligst in seine Hauptstadt zurückgeführt hatte, sah sich zum zweitenmal am Rand des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hause; ein Verlust in Ungarn rief Bethlen Gaborn zurück; zum zweitenmal hatte das Glück den Kaiser gerettet.

In wenigen Wochen änderte sich nun alles, und durch seine staatskluge Tätigkeit verbesserte Ferdinand seine Sache in eben dem Maße, als Friedrich die seinige durch Saumseligkeit und schlechte Maßregeln herunterbrachte. Die Stände von Niederösterreich wurden durch Bestätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die wenigen, welche ausblieben, der beleidigten Majestät und des Hochverrats schuldig erklärt. So feste der Kaiser in einem seiner Erblande wieder festen Fuß, und zugleich wurde alles in Bewegung gesetzt, sich auswärtiger Hilfe zu versichern. Schon bei der Kaiserwahl zu Frankfurt war es

ihm durch mündliche Vorstellungen gelungen, die geistlichen Kurfürsten und zu München den Herzog Maximilian von Bayern für seine Sache zu gewinnen. Auf dem Anteil, den die Union und Ligue an dem böhmischen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausschlag dieses Krieges, das Schicksal Friedrichs und des Kaisers. Dem ganzen protestantischen Deutschland schien es wichtig zu sein, den König von Böhmen zu unterstützen; den Kaiser nicht unterliegen zu lassen, schien das Interesse der katholischen Religion zu erheischen. Siegten die Protestanten in Böhmen, so hatten alle katholischen Prinzen in Deutschland für ihre Besitzungen zu zittern; unterlagen sie, so konnte der Kaiser dem protestantischen Deutschland Gesetze vorschreiben. Ferdinand setzte also die Ligue, Friedrich die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtschaft und persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser, seinen Schwager, mit dem er in Ingolstadt aufgewachsen war, Eifer für die katholische Religion, die in der augenscheinlichsten Gefahr zu schweben schien, die Eingebungen der Jesuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewogen den Herzog von Bayern und alle Fürsten der Ligue, die Sache Ferdinands zu der ihrigen zu machen.

Nach einem mit dem letztern geschlossenen Vertrage, welcher ihm den Ersatz aller Kriegsunkosten und aller zu erleidenden Verluste versicherte, übernahm Maximilian mit uneingeschränkter Gewalt das Kommando der ligistischen Truppen, welche dem Kaiser gegen die böhmischen Rebellen zu Hilfe eilen sollten. Die Häupter der Union, anstatt diese gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiser zu hintertreiben, wendeten vielmehr alles an, sie zu beschleunigen. Konnten sie die katholische Ligue zu einem erklärten Anteil an dem böhmischen Kriege vermögen, so hatten sie sich von allen Mitgliedern und Alliierten der Union das nämliche zu versprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholischen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Protestanten zu hoffen. Sie erwählten also den bedenklichen Zeitpunkt der böhmischen Unruhen, eine Abstellung aller bisherigen Beschwerden und eine vollkommene Religionsversicherung von den Katholischen zu fordern. Diese Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefaßt war, richteten sie an den Herzog von Bayern, als das Haupt der Katholischen, und drangen auf eine schnelle, unbedingte Erklärung. Maximilian mochte sich nun für oder wider sie entscheiden, so war ihre Absicht erreicht: seine Nachgiebigkeit beraubte die katholische Partei ihres mächtigsten Beschützers, seine Widersehung bewaffnete die

ganze protestantische Partei und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen sie zu gewinnen hofften. Maximilian, durch so viele andre Beweggründe ohnehin auf die entgegengesetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüstung wurde beschleunigt. Während daß Bayern und die Ligue sich für den Kaiser bewaffneten, wurde auch mit dem spanischen Hofe wegen Subsidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die schläfrige Politik des Ministeriums diesem Gesuche entgegensetzte, überwand der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf von Rhevenhiller, glücklich. Außer einem Geldvorschuß von einer Million Gulden, welche man diesem Hofe nach und nach zu entlocken wußte, ward noch zugleich ein Angriff auf die untere Pfalz von den spanischen Niederlanden aus beschlossen.

Indem man alle katholischen Mächte in das Bündnis zu ziehen suchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündnis der protestantischen auf das nachdrücklichste entgegen. Es kam darauf an, dem Kurfürsten von Sachsen und mehreren evangelischen Ständen die Besorgnisse zu benehmen, welche die Union ausgestreut hatte, daß die Rüstung der Ligue darauf abgesehen sei, ihnen die säkularisierten Stifter wieder zu entreißen. Eine schriftliche Versicherung des Gegentheils beruhigte den Kurfürsten von Sachsen, den die Privateifersucht gegen Pfalz, die Eingebungen seines Hospredigers, der von Oesterreich erkaufte war, und der Verdruß, von den Böhmen bei der Königswahl übergegangen worden zu sein, ohnehin schon auf Oesterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutherische Fanatismus dem reformierten vergeben, daß so viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Calvinismus in den Rachen fliegen, und der römische Antichrist nur dem helvetischen Platz machen sollte.

Indem Ferdinand alles that, seine mißlichen Umstände zu verbessern, unterließ Friedrich nichts, seine gute Sache zu verschlimmern. Durch ein anstößiges enges Bündnis mit dem Fürsten von Siebenbürgen, dem offenbaren Alliierten der Pforte, ärgerte er die schwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unkosten der Christenheit seine eigne Vergrößerung suche, daß er die Türken gegen Deutschland bewaffnet habe. Sein unbesonnener Eifer für die reformierte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, sein Angriff auf die Bilder die Papisten dieses Königreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die schlagelagene Erwartung der böhmischen Großen erkältete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beistandes stimmte ihre Zuversicht

herab. Anstatt sich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verschwendete Friedrich seine Zeit in Ergötlichkeiten; anstatt durch eine weise Sparsamkeit seinen Schatz zu vergrößern, zerstreute er in unnützem, theatralischem Prunk und übel angewandter Freigebigkeit die Einkünfte seiner Länder. 5 Mit sorglosem Leichtsinne bespiegelte er sich in seiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Bestreben, seiner Krone froh zu werden, vergaß er die dringendere Sorge, sie auf seinem Haupte zu befestigen.

So sehr man sich in ihm geirrt hatte, so unglücklich hatte sich 10 Friedrich selbst in seinen Erwartungen von auswärtigem Beistand verrecknet. Die meisten Mitglieder der Union trennten die böhmischen Angelegenheiten von dem Zweck ihres Bundes; andre ihm ergebene Reichsstände fesselte blinde Furcht vor dem Kaiser. Kursachsen und Hessen-Darmstadt hatte Ferdinand für sich ge- 15 wonnen; Niederösterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Diverfion erwartete, hatte dem Kaiser gehuldigt, Bethlen Gabor einen Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Dänemark wußte der Wiener Hof durch Gesandtschaften einzuschläfern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beschäftigen. Die Republik 20 Holland hatte Mühe, sich der spanischen Waffen zu erwehren; Venedig und Savoyen blieben untätig; König Jakob von England wurde von der spanischen Arglist betrogen. Ein Freund nach dem andern zog sich zurück, eine Hoffnung nach der andern verschwand. — So schnell hatte sich alles in wenigen Monaten 25 verändert.

Indessen versammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiser und die Ligue taten ein Gleiches. Die Macht der Letztern stand unter Maximilians Fahnen bei Donauwörth versammelt, die Macht der Unierten bei Ulm, unter dem Markgrafen von Ansbach. Der entscheidende Augenblick schien endlich herbeigekommen zu sein, der diese lange Zwistigkeit durch einen Hauptstreich endigen und das Verhältnis beider Kirchen in Deutschland unwiderruflich bestimmen sollte. Angstlich war auf beiden Seiten die Erwartung gespannt. Wie sehr 35 aber erstaunte man, als auf einmal die Botschaft des Friedens kam, und beide Armeen ohne Schwertschlag auseinander gingen!

Frankreichs Dazwischenkunft hatte diesen Frieden bewirkt, welchen beide Teile mit gleicher Bereitwilligkeit umfaßten. Das französische Ministerium, durch keinen Heinrich den Großen 40 mehr geleitet, dessen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürchtete jetzt das Wachstum des österreichischen Hauses viel weniger,

als die Machtvergrößerung der Calvinisten, wenn sich das pfälzische Haus auf dem böhmischen Throne behaupten sollte. Mit seinen eignen Calvinisten eben damals in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die protestantische Faktion in Böhmen so schnell als möglich unterdrückt zu sehen, ehe die Faktion der Hugenotten in Frankreich sich ein gefährliches Muster daran nähme. Um also dem Kaiser gegen die Böhmen geschwind freie Hände zu machen, stellte es sich zwischen der Union und Ligue als Mittelsperson dar und verglich jenen unerwarteten Frieden, dessen wichtigster Artikel war, daß die Union sich jedes Theils an den böhmischen Händeln begeben und den Beistand, welchen sie Friedrich dem Fünften leisten würde, nicht über die pfälzischen Länder desselben erstrecken sollte. Maximilians Entschlossenheit und die Furcht, zwischen den ligistischen Truppen und einem neuen kaiserlichen Heere, welches aus den Niederlanden in Anmarsch war, ins Gedränge zu geraten, bewog die Union zu diesem schimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Bayerns und der Ligue stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Ulmische Vergleich ihrem Schicksal überließ. Schneller, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erschien Maximilian in Oberösterreich, wo die bestürzten Stände, auf keinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaisers mit einer schnellen und unbedingten Huldigung erkaufte. In Niederösterreich zog der Herzog die niederländischen Truppen des Grafen von Buquoy an sich, und diese kaiserlich-bayrische Armee, nach ihrer Vereinigung zu funfzigtausend Mann angewachsen, drang ohne Zeitverlust in das böhmische Gebiet. Alle böhmischen Geschwader, welche in Niederösterreich und Mähren zerstreut waren, trieb sie fliehend vor sich her; alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu tun, wurden mit stürmender Hand erobert; andre, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erschreckt, öffneten freiwillig ihre Tore; nichts hinderte den reißenden Lauf Maximilians. Weichend zog sich die böhmische Armee, welche der tapfere Fürst Christian von Anhalt kommandierte, in die Nachbarschaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieser Hauptstadt ein Treffen lieferte.

Die schlechte Verfassung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraschen hoffte, rechtfertigte diese Schnelligkeit des Herzogs und versicherte ihm den Sieg. Nicht 30000 Mann hatte Friedrich beisammen; 8000 hatte der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, 10000 Ungarn ließ Bethlen Gabor zu seinen

Fahnen stoßen. Ein Einfall des Kurfürsten von Sachsen in die Lausitz hatte ihm alle Hilfe abgeschnitten, welche er von diesem Land und von Schlesien her erwartete, die Veruhigung Österreichs alle, welche er sich von dorthier versprach. Bethlen Gabor, sein wichtigster Bundesgenosse, verhielt sich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiser verraten. Nichts blieb ihm übrig als seine Böhmen, und diesen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Mut. Die böhmischen Magnaten sahen sich mit Verdruß gegen deutsche Generale zurückgelegt, Graf Mansfeld blieb, von dem böhmischen Hauptlager getrennt, in Pilsen zurück, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Notwendigste fehlte, entfiel aller freudige Mut, und die schlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmann Ursache zu den bittersten Klagen. Umsonst zeigte sich Friedrich in dem Lager, den Mut der Soldaten durch seine Gegenwart, die Racheiferung des Adels durch sein Beispiel zu ermuntern.

Auf dem Weißen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, sich zu verschanzen, als von der vereinigten kaiserlich-bayrischen Armee (am 8. November 1620) der Angriff geschah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vorteile von der Reiterei des Prinzen von Anhalt erfochten; aber die Übermacht des Feindes vernichtete sie bald. Unwiderstehlich drangen die Bayern und Wallonen vor, und die ungarische Reiterei war die erste, welche den Rücken wandte. Das böhmische Fußvolk folgte bald ihrem Beispiel, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertausend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen, kaum etliche hundert von den Kaiserlichen und Ligisten. In weniger als einer Stunde war dieser entscheidende Sieg erfochten.

Friedrich saß zu Prag bei der Mittagstafel, als seine Armee an den Mauern sich für ihn niederschließen ließ. Vermuthlich hatte er an diesem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gastmahl bestellte. Ein Eilbote zog ihn endlich vom Tische, und von dem Wall herab zeigte sich ihm die ganze schreckliche Szene. Um einen überlegten Entschluß zu fassen, erbat er sich einen Stillstand von 24 Stunden; achte waren alles, was der Herzog ihm bewilligte. Friedrich benutzte sie, sich mit seiner Gemahlin und den Vornehmsten der Armee des Nachts aus der Hauptstadt zu flüchten. Diese Flucht geschah mit solcher Eilfertigkeit, daß der Fürst von Anhalt seine geheimsten Papiere und Friedrich seine Krone zurückließ. „Ich

weiß nun, wer ich bin," sagte dieser unglückliche Fürst zu denen, welche ihm Trost zusprachen. „Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind.“

- 5 Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als Friedrichs Kleinmut es aufgab. Mansfelds fliegendes Kommando stand noch in Bilsen und hatte die Schlacht nicht gesehen. Bethlen Gabor konnte jeden Augenblick sich feindselig erklären und die Macht des Kaisers nach der ungarischen Grenze abrufen.
- 10 Die geschlagenen Böhmen konnten sich erholen, Krankheit, Hunger und raube Witterung den Feind aufreiben — alle diese Hoffnungen verschwanden vor der gegenwärtigen Furcht.

- Friedrich fürchtete den Unbestand der Böhmen, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner
- 15 Person die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen. Thurn und die in gleicher Verdamnis mit ihm waren, fanden es ebensowenig ratsam, in den Mauern von Prag ihr Schicksal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu suchen. Friedrich entfloh nach Breslau, wo
- 20 er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Kurfürsten von Brandenburg und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

- Das Treffen bei Prag hatte das ganze Schicksal Böhmens entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag an den
- 25 Sieger; die übrigen Städte folgten dem Schicksal der Hauptstadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung, das nämliche taten die Schlesier und Mährer. Drei Monate ließ der Kaiser verstreichen, ehe er eine Untersuchung über das Vergangene anstellte. Viele von denen, welche im ersten Schrecken flüchtig geworden, zeigten sich, voll Vertrauen auf diese scheinbare Mäßigung, wieder in der Hauptstadt. Aber an einem Tage und zu
- 30 derselben Stunde brach das Ungewitter aus. Achtundvierzig der tätigsten Beförderer des Aufstands wurden gefangen genommen und vor eine außerordentliche Kommission gezogen, die aus gebornen Böhmen und Österreichern niedergesetzt war. Siebenundzwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste, von dem gemeinen Volk eine unzählige Menge. Die Abwesenden wurden vorgeladen, zu erscheinen, und da keiner sich meldete, als Hochverräter und Beleidiger der kaiserlichen Majestät zum
- 40 Tode verurteilt, ihre Güter konfisziert, ihre Namen an den Galgen geschlagen. Auch die Güter schon verstorbener Rebellen zog man ein. Diese Tyrannei war zu ertragen, weil sie nur einzelne Privatpersonen traf, und der Raub des einen den andern

bereicherte; desto schmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterschied über das ganze Königreich erging. Alle protestantischen Prediger wurden des Landes verwiesen, die böhmischen sogleich, etwas später die deutschen. Den Majestätsbrief durchschnitt Ferdinand mit eigener Hand und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsduldung gegen die Protestanten in dem Königreich aufgehoben. Die Gewalttätigkeiten, welche sich der Kaiser gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, untersagte er sich gegen ihre politische Konstitution, und indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmütig noch das Recht, sich selbst zu taxieren.

Der Sieg auf dem Weißen Berge setzte Ferdinand in den Besitz aller seiner Staaten, ja, er gab sie ihm sogar mit einer größern Gewalt zurück, als sein Vorgänger darin besessen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleistet ward und kein Majestätsbrief seine landesherrliche Hoheit mehr beschränkte. Das Ziel aller seiner gerechten Wünsche war also erfüllt, und über alle seine Erwartungen.

Jetzt konnte er seine Bundesgenossen entlassen und seine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er großmütig und gerecht war, so war's auch die Strafe. Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entschluß, den er faßte. Nie lag eine so große Entscheidung in eines Menschen Hand; nie stütete eines Menschen Verblendung so viel Verderben.

Zweites Buch.

Der Entschluß, welchen Ferdinand jetzt faßte, gab dem Krieg eine ganz andre Richtung, einen andern Schauplatz und andre Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Exekutionszug gegen Rebellen ward ein deutscher und bald ein europäischer Krieg. Jetzt also ist es Zeit, einen Blick auf Deutschland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des Deutschen Reichs und die Vorrechte seiner Glieder unter Katholiken und Protestanten theilt waren, so durfte jede Partei nur ihre eigentümlichen Vorteile nutzen, nur in staatskluger Eintracht zusammenhalten, um ihrer Gegenpartei hinlänglich gewachsen zu bleiben. Wenn die katholische die überlegene Zahl für sich hatte und von der Reichskonstitution mehr begünstigt war, so besaß die protestantische eine zusammenhängende Strecke volkreicher Länder, streitbare Fürsten, einen kriegerischen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsstädte, die Herrschaft des Meers und auf den schlimmsten Fall einen zuverlässigen Anhang in den Ländern katholischer Fürsten. Wenn die katholische Spanien und Italien zu ihrem Beistand bewaffnen konnte, so öffneten die Republiken Venedig, Holland und England der protestantischen ihre Schätze, so fand sie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkische Macht zu schneller Hilfe bereit. Brandenburg, Sachsen und Pfalz setzten den drei geistlichen Stimmen im Kurfürstencollegium drei bedeutende protestantische Stimmen entgegen, und für den Kurfürsten von Böhmen wie für den Erzherzog von Oesterreich war die Kaiserwürde eine Fessel, wenn die protestantischen Reichsstände ihre Wichtigkeit zu benutzen verstanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten oder doch den Ausschlag des Krieges, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältnisse zerrissen leider das allgemeine

politische Band, welches die protestantischen Reichsglieder zusammenhalten sollte. Der große Zeitpunkt fand nur mittelmäßige Geister auf der Bühne, und unbenutzt blieb das entscheidende Moment, weil es den Mutigen an Macht, den Mächtigen an Einsicht, Mut und Entschlossenheit fehlte. 5

Das Verdienst seines Ahnherrn Moriz, der Umfang seiner Länder und das Gewicht seiner Stimme stellten den Kurfürsten von Sachsen an die Spitze des protestantischen Deutschlands. Von dem Entschlusse, den dieser Prinz faßte, hing es ab, welche von beiden streitenden Parteien den Sieg behalten sollte; auch war Johann Georg nicht unempfindlich gegen die Vorteile, welche ihm dieses wichtige Verhältniß verschaffte. Eine gleich bedeutende Eroberung für den Kaiser und für den protestantischen Bund, vermied er sorgfältig, sich an einen von beiden ganz zu verschenken und durch eine unwiderrufliche Erklärung sich entweder der Dankbarkeit des Kaisers anzuvertrauen oder die Vorteile aufzugeben, welche von der Furcht dieses Fürsten zu gewinnen waren. Unangesteckt von dem Schwindel ritterlicher oder religiöser Begeisterung, welcher einen Souverän nach dem anderen dahintriß, Krone und Leben an das Glücksspiel des Kriegs zu wagen, strebte Johann Georg dem solidern Ruhme nach, das Seinige zu Rat zu halten und zu verbessern. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die protestantische Sache verlassen, daß er der Vergrößerung seines Hauses die Errettung des Vaterlands nachgeseht, daß er die ganze evangelische Kirche in Deutschland dem Untergange bloßgestellt habe, um nur für die reformierte den Arm nicht zu erheben, wenn sie ihn anklagten, daß er der gemeinen Sache als ein unzuverlässiger Freund nicht viel weniger geschadet habe als ihre erklärtesten Feinde: so war es die Schuld dieser Fürsten, welche sich Johann Georgs weise Politik nicht zum Muster nahmen. Wenn, dieser weisen Politik ungeachtet, der sächsische Landmann wie jeder andre über die Greuel der kaiserlichen Durchzüge seufzte, wenn ganz Deutschland Zeuge war, wie Ferdinand seinen Bundsgenossen täuschte und seiner Versprechungen spottete — wenn Johann Georg dieses endlich selbst zu bemerken glaubte — desto mehr Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam hinterging! 15 20 25 30 35

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oesterreich und Hoffnung, seine Länder zu vermehren, dem Kurfürsten von Sachsen die Hände banden, so hielten Furcht vor Oesterreich und Angst, seine Länder zu verlieren, den schwachen Georg Wilhelm von Brandenburg in weit schimpflicheren Fesseln. Was man 40

diesen beiden Fürsten zum Vorwurf machte, hätte dem Kurfürsten von der Pfalz seinen Ruhm und seine Länder gerettet. Rasches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß französischer Ratschläge und der verführerische Glanz einer Krone hatten diesen unglücklichen Fürsten zu einem Wagestück hingerissen, dem weder sein Genie noch seine politische Verfassung gewachsen war. Durch Zerteilung seiner Lande und die schlechte Harmonie seiner Beherrscher wurde die Macht des pfälzischen Hauses geschwächt, welche, in einer einzigen Hand versammelt, den Ausschlag des Kriegs noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben diese Zerstückelung der Lande entkräftete auch das Fürstenhaus Hessen, und die Verschiedenheit der Religion unterhielt zwischen Darmstadt und Kassel eine verderbliche Trennung. Die Linie Darmstadt, der Augsburgischen Konfession zugetan, hatte sich unter die Flügel des Kaisers geflüchtet, der sie auf Unkosten der reformierten Linie Kassel begünstigte. Während daß seine Religionsverwandten für Glauben und Freiheit ihr Blut verspritzten, zog Landgraf Georg von Darmstadt Sold von dem Kaiser. Aber ganz seines Ahnherrn wert, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutschlands Freiheit gegen den furchtbaren Karl zu verteidigen, erwählte Wilhelm von Kassel die Partei der Gefahr und der Ehre. Über den Kleinmut erhaben, der ungleich mächtigere Fürsten unter Ferdinands Allgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm der erste, der seinen Heldenarm freiwillig dem schwedischen Helden brachte und Deutschlands Fürsten ein Beispiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Mut sein Entschluß verriet, so viel Standhaftigkeit zeigte seine Beharrung, so viel Tapferkeit seine Taten. Mit kühner Entschlossenheit stellte er sich vor sein blutendes Land und empfing einen Feind mit Spott, dessen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf Wilhelm ist es wert, neben dem heldenreichen Stamme der Ernestinen zur Unsterblichkeit zu gehen. Langsam erschien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürst! Langsam, aber glorreich ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder, und auf deine Enkel stieg dein Heldengeist herab. Ein tapfres Geschlecht von Fürsten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unsterbliche Taten das Urtheil zu beschämen, das den Kurhut von deinem Haupte stieß, durch aufgehäuften blutigen Totenopfer deinen zürnenden Schatten zu versöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben, aber nicht die patriotische Tugend, wodurch du sie verwirklichtest, nicht den ritterlichen Mut, der ein

Jahrhundert später den Thron seines Enkels wanken machen wird. Deine und Deutschlands Rache schloß ihnen gegen Habsburgs Geschlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur andern erbt sich der unbefiegte Stahl. Als Männer vollführen sie, was sie als Herrscher nicht vermögen, und sterben einen glorreichen Tod — als die tapfersten Soldaten der Freiheit. Zu schwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richteten sie fremde Donner gegen ihn und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutschlands Freiheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohltat zurückloß, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen verteidigt, für welche sie kaum einen Wert besaß. Der Besitz von Ländern und Würden erstödete den Mut; Mangel an beiden machte Helden. Wenn Sachsen, Brandenburg u. a. m. sich schüchtern zurückzogen, so sah man die Anhalt, die Mansfeld, die Prinzen von Weimar u. a. ihr Blut in mörderischen Schlachten verschwenden. Die Herzoge von Pommern, von Mecklenburg, von Lüneburg, von Württemberg, die Reichsstädte in Oberdeutschland, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen sich furchtsam dem Kampf mit dem Kaiser und beugten sich murrend unter seine zermalmende Hand.

Österreich und das katholische Deutschland hatten an dem Herzog Maximilian von Bayern einen ebenso mächtigen als staatsklugen und tapfern Beschützer. Im ganzen Laufe dieses Krieges einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwischen seinem Staatsvorteil und seiner Religion, nie Sklave Österreichs, das für seine Größe arbeitete und vor seinem rettenden Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer bessern Hand als der Willkür zu empfangen. Die übrigen katholischen Stände, größtenteils geistliche Fürsten, zu unkriegertisch, um den Schwärmen zu widerstehen, die der Wohlstand ihrer Länder anlockte, wurden nacheinander Opfer des Kriegs und begnügten sich, im Kabinett und auf ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem sie sich im Felde nicht zu stellen wagten. Alle, entweder Sklaven Österreichs oder Bayerns, wichen neben Maximilian in Schatten zurück; erst in den Händen dieses Fürsten wurde ihre versammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche Karl der Fünfte und sein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beiden Sizilien, aus den weilkäufigen ost- und westindischen Ländern unnatürlich zusammenzwangen, neigte sich schon unter Philipp dem Dritten

und Vierten zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Golde zu einer schnellen Größe gebläht, sah man diese Monarchie an einer langsamen Zehrung schwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau, entzogen wurde. Die westindischen Eroberungen hatten Spanien in Armut gestürzt, um alle Märkte Europas zu bereichern, und Wechsel zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längst mit dem Golde, das noch in den Schachten von Peru schlief. Indiens wegen hatte man die spanischen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das schimärische Projekt, die französische Thronfolge umzustossen, an einen verunglückten Angriff auf England verschwendet. Aber der Stolz dieses Hofes hatte den Zeitpunkt seiner Größe, der Haß seiner Feinde seine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken schien noch um die verlassene Höhle des Löwen zu schweben. Das Mißtrauen der Protestanten ließ dem Ministerium Philipps des Dritten die gefährliche Staatskunst seines Vaters, und bei den deutschen Katholiken bestand noch immer das Vertrauen auf spanische Hilfe, wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Außerliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen diese Monarchie sich verblutete, und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil sie den hohen Ton ihrer goldenen Tage fortführte. Sklaven zu Hause und Fremdlinge auf ihrem eigenen Thron, gaben die spanischen Schattenkönige ihren deutschen Verwandten Gesetze; und es ist erlaubt, zu zweifeln, ob der Beistand, den sie leisteten, die schimpfliche Abhängigkeit wert war, womit die deutschen Kaiser denselben erkaufen mußten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwissenden Mönchen und ränkevollen Günstlingen Europas Schicksal gesponnen. Aber auch in ihrem tiefsten Verfall mußte eine Macht furchtbar bleiben, die den ersten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus standhafter Politik, doch aus Gewohnheit demselben Staatssystem unverändert getreu blieb, die geübte Armeen und treffliche Generale besaß, die, wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolch der Banditen griff und ihre öffentlichen Gesandten als Mordbrenner zu gebrauchen wußte. Was sie gegen drei Weltgegenden einbüßte, suchte sie gegen Osten wiederzugewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lang vorbereitete Anschlag gelang, zwischen den Alpen und dem Adriatischen Meere mit den Erblanden Oesterreichs zusammenzufließen.

Zu großer Beunruhigung der dortigen Staaten hatte sich diese beschwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgesetztes Streben nach Vergrößerung alle benachbarten Souveräns für

ihre Besitzungen zittern machte. In der gefährlichsten Lage befand sich der Papst, den die spanischen Vizekönige zwischen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig sah sich zwischen dem österreichischen Tirol und dem spanischen Mailand gepreßt; Savoyen kam zwischen eben diesem Lande und Frankreich ins Gedränge. Daher die wandelbare und zweideutige Politik, welche seit Karls des Fünften Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde. Die doppelte Person, welche die Päpste vorstellten, erhielt sie schwankend zwischen zwei ganz widersprechenden Staatssystemen. Wenn der Nachfolger Petri in den spanischen Prinzen seine folgsamsten Söhne, die standhaftesten Verteidiger seines Stuhls verehrte, so hatte der Fürst des Kirchenstaats in eben diesen Prinzen seine schlimmsten Nachbarn, seine gefährlichsten Gegner zu fürchten. Wenn dem erstern keine Angelegenheit näher ging, als die Protestanten vertilgt und die österreichischen Waffen siegreich zu sehen, so hatte der letztere Ursache, die Waffen der Protestanten zu segnen, die seinen Nachbar außerstand setzten, ihm gefährlich zu werden. Das eine oder das andre behielt die Oberhand, je nachdem die Päpste mehr um ihre weltliche Macht oder um ihre geistliche Herrschaft bekümmert waren; im ganzen aber richtete sich die römische Staatskunst nach der bringenderen Gefahr — und es ist bekannt, wieviel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüt zu bestimmen pflegt, als die Begierde, ein längst verlorenes wiederzugewinnen. So wird es begreiflich, wie sich der Statthalter Christi mit dem österreichischen Hause zum Untergang der Ketzer, und wie sich eben dieser Statthalter Christi mit eben diesen Ketzern zum Untergang des österreichischen Hauses verschwören konnte. Bewundernswürdig verflochten ist der Faden der Weltgeschichte! Was möchte wohl aus der Reformation — was aus der Freiheit der deutschen Fürsten geworden sein, wenn der Bischof zu Rom und der Fürst zu Rom beständig ein Interesse gehabt hätten?

Frankreich hatte mit seinem vortrefflichen Heinrich seine ganze Größe und sein ganzes Gewicht auf der politischen Wage Europas verloren. Eine stürmische Minderjährigkeit zernichtete alle Wohltaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Minister, Geschöpfe der Gunst und Intrige, zerstreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche Sullys Ökonomie und Heinrichs Sparsamkeit aufgehäuft hatten. Raum vermögend, ihre erschlichene Gewalt gegen innere Faktionen zu behaupten, mußten sie es aufgeben, das große Steuer Europas zu lenken. Der nämliche Bürgerkrieg, welcher Deutschland gegen

Deutschland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frank-
 reich in Aufruhr, und Ludwig der Dreizehnte tritt seine
 Volljährigkeit nur an, um seine eigne Mutter und seine pro-
 5 testantischen Untertanen zu bekriegen. Diese, durch Heinrichs
 erleuchtete Politik in Fesseln gehalten, greifen jetzt, durch die Ge-
 legenheit aufgeweckt und von einigen unternehmenden Führern
 10 ermuntert, zum Gewehr, ziehen sich im Staat zu einem eignen
 Staat zusammen und bestimmen die feste und mächtige Stadt
 Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reichs. Zu wenig
 Staatsmann, um durch eine weise Toleranz diesen Bürgerkrieg
 in der Geburt zu ersticken, und doch viel zu wenig Herr über die
 Kräfte seines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, sieht
 sich Ludwig der Dreizehnte bald zu dem erniedrigenden
 15 Schritt gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch große
 Geldsummen zu erkaufen. So sehr ihm auch die Staatsklugheit
 raten mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Osterreich zu unter-
 stützen, so untätig mußte Heinrichs des Vierten Sohn für
 jetzt noch ihrem Untergange zusehen, glücklich genug, wenn sich
 die Calvinisten in seinem Reiche ihrer Glaubensgenossen jenseits
 20 des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein großer Geist am
 Ruder des Staats würde die Protestanten in Frankreich zum Ge-
 horsam gebracht und ihren Brüdern in Deutschland die Freiheit
 erfochten haben; aber Heinrich der Vierte war nicht mehr,
 und erst Richelieu sollte seine Staatskunst wieder hervorrufen.
 25 Indem Frankreich von der Höhe seines Ruhms wieder her-
 unter sank, vollendete das freigewordene Holland den Bau seiner
 Größe. Noch war der begeisterte Mut nicht verrauht, der,
 von dem Geschlecht der Oranier entzündet, diese kaufmännische
 Nation in ein Heldenvolk verwandelt und sie fähig gemacht
 30 hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderischen Kriege gegen
 das spanische Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel sie selbst
 bei ihrer Befreiung fremdem Beistande schuldig waren, brannten
 diese Republikaner von Begierde, ihren deutschen Brüdern zu
 einem ähnlichen Schicksal zu verhelfen, und dies um so mehr, da
 35 beide gegen den nämlichen Feind stritten und Deutschlands Frei-
 heit der Freiheit Hollands zur besten Brustwehre diente. Aber
 eine Republik, die noch um ihr eigenes Dasein kämpfte, die mit
 den bewundernswürdigsten Anstrengungen einem überlegenen
 Feinde in ihrem eigenen Gebiete kaum gewachsen blieb, durfte
 40 ihre Kräfte der notwendigen Selbstverteidigung nicht entziehen,
 um sie mit großmütiger Politik für fremde Staaten zu ver-
 schwenden.

Auch England, obgleich unterdessen durch Schottland

vergrößert, hatte unter seinem schwachen Jakob in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrschergeist seiner Elisabeth zu verschaffen gewußt hatte. Überzeugt, daß die Wohlfahrt ihrer Insel an der Sicherheit der Protestanten befestigt sei, hatte sich diese staatskluge Königin nie von dem Grundsatz ent- 5
 fernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der österreichischen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es sowohl an Geist, diesen Grundsatz zu fassen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die sparsame Elisabeth ihre Schätze nicht schonte, um den Niederlanden gegen Spanien, 10
 Heinrich dem Vierten gegen die Wut der Ligue beizuspringen, so überließ Jakob — Tochter, Enkel und Eidam der Willkür eines unversöhnlichen Siegers. Während daß dieser König seine Gelehrsamkeit erschöpfte, um den Ursprung der königlichen Majestät im Himmel aufzusuchen, ließ er die seinige auf Erden 15
 verfallen. Indem er seine Beredsamkeit anstrengte, um das unumschränkte Recht der Könige zu erweisen, erinnerte er die englische Nation an das ihrige und verschetzte durch eine unnütze Geldverschwendung sein wichtigstes Regal, das Parlament zu entbehren und der Freiheit ihre Stimme zu nehmen. 20
 Ein angebornes Grauen vor jeder bloßen Klinge schreckte ihn auch von dem gerechtesten Kriege zurück; sein Liebling, Buckingham, spielte mit seinen Schwächen, und seine selbstgefällige Eitelkeit machte es der spanischen Arglist leicht, ihn zu betrügen. Während daß man seinen Eidam in Deutschland zugrunde rich- 25
 tete und das Erbteil seiner Enkel an andre verschenkte, zog dieser blödsinnige Fürst mit glücklichem Wohlgefallen den Wehrauch ein, den ihm Oesterreich und Spanien streuten. Um seine Aufmerksamkeit von dem deutschen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der spaßhafte Vater 30
 rüstete seinen abenteuerlichen Sohn selbst zu dem Gaukelspiel aus, mit welchem dieser seine spanische Braut überraschte. Die spanische Braut verschwand seinem Sohne, wie die böhmische Krone und der pfälzische Kurhut seinem Eidam, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, seine friedfertige Regierung mit einem 35
 Kriege zu beschließen, bloß weil er den Mut nicht gehabt hatte, ihn von weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch sein ungeschicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter seinem unglücklichen Sohn und nötigten diesen bald nach einigen unerheblichen Versuchen, jedem 40
 Anteil an dem deutschen Kriege zu entsagen, um die Wut der Faktionen in seinem eigenen Reiche zu löschen, von denen er endlich ein bellagenswertes Opfer ward.

Zwei verdienstvolle Könige, an persönlichem Ruhm einander zwar bei weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Ruhm-
 begierde, setzten damals den europäischen Norden in Achtung. Unter der langen und tätigen Regierung Christianus des
 5 Vierten wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten, eine vortreffliche
 Marine, auserlesene Truppen, wohlbestellte Finanzen und staats-
 kluge Bündnisse vereinigten sich, diesem Staate einen blühenden
 Wohlstand von innen und Ansehen von außen zu verschaffen.
 10 Schweden hatte Gustav Wasa aus der Knechtschaft gerissen, durch eine weise Gesetzgebung umgestaltet und den neu geschaf-
 fenen Staat zuerst an den Tag der Weltgeschichte hervorgezogen. Was dieser große Prinz nur im rohen Grundrisse andeutete,
 wurde durch seinen größern Enkel, Gustav Adolf, vollendet.
 15 Beide Reiche, vormalz in eine einzige Monarchie unnatürlich
 zusammengezwungen und kraftlos in dieser Vereinigung, hatten
 sich zu den Zeiten der Reformation gewaltsam voneinander ge-
 trennt, und diese Trennung war die Epoche ihres Gedeihens.
 So schädlich sich jene gezwungene Vereinigung für beide Reiche
 20 erwiesen, so notwendig war den getrennten Staaten nach-
 barliche Freundschaft und Harmonie. Auf beide stützte sich die
 evangelische Kirche, beide hatten dieselben Meere zu bewachen;
 ein Interesse hätte sie gegen denselben Feind vereinigen sollen.
 Aber der Haß, welcher die Verbindung beider Monarchien aufge-
 25 löst hatte, fuhr fort, die längst getrennten Nationen feindselig zu
 entzweien. Noch immer konnten die dänischen Könige ihren An-
 sprüchen auf das schwedische Reich nicht entsagen, Schweden das
 Andenken der vormaligen dänischen Thrannei nicht verbannen.
 Die zusammenschließenden Grenzen beider Reiche boten der Natio-
 30 nalfeindschaft einen ewigen Zunder dar; die wachsame Eifersucht
 beider Könige und unvermeidliche Handelskollisionen in den
 nordischen Meeren ließen die Quelle des Streits nie versiegen.

Unter den Hilfsmitteln, wodurch Gustav Wasa, der Stif-
 35 ter des schwedischen Reichs, seiner neuen Schöpfung Festigkeit
 zu geben gesucht hatte, war die Kirchenreformation eines der wirk-
 samsten gewesen. Ein Reichsgrundgesetz schloß die Anhänger
 des Papsttums von allen Staatsämtern aus und verbot je-
 dem künftigen Beherrscher Schwedens, den Religionszustand des
 Reichs abzuändern. Aber schon Gustavs zweiter Sohn und
 40 zweiter Nachfolger, Johann, trat zu dem Papsttum zurück,
 und dessen Sohn, Sigismund, zugleich König von Polen, er-
 laubte sich Schritte, welche zum Untergang der Verfassung
 und der herrschenden Kirche abzielten. Karl, Herzog von

Södermanland, Gustavs dritten Sohn, an ihrer Spitze, taten die Stände einen herzhaften Widerstand, woraus zuletzt ein offener Bürgerkrieg zwischen dem Oheim und Nefsen, zwischen dem König und der Nation sich entzündete. Herzog Karl, während der Abwesenheit des Königs Verweser des Reichs, benutzte Sigismunds lange Residenz in Polen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation sich aufs engste zu verbinden und seinem eigenen Hause unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die schlechten Maßregeln Sigismunds beförderten seine Absicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsversammlung erlaubte sich, zum Vorteil des Reichsverwesers von dem Recht der Erstgeburt abzuweichen, welches Gustav Wasa in der schwedischen Thronfolge eingeführt hatte, und setzte den Herzog von Södermanland auf den Thron, von welchem Sigismund mit seiner ganzen Nachkommenschaft feierlich ausgeschlossen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen Karls des Neunten regierte, war Gustav Adolf, dem aus eben diesem Grunde die Anhänger Sigismunds, als dem Sohn eines Thronräubers, die Anerkennung versagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwischen König und Volk gegenseitig ist, wenn sich Staaten nicht wie eine tote Ware von einer Hand zur andern forterben, so muß es einer ganzen einstimmig handelnden Nation erlaubt sein, einem eidbrüchigen Beherrscher ihre Pflicht auszukündigen und seinen Platz durch einen Würdigeren zu besetzen.

Gustav Adolf hatte das siebzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der schwedische Thron durch den Tod seines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife seines Geistes vermochte die Stände, den gesetzmäßigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu seinem Vorteil zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über sich selbst eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beständigen Begleiter haben und siegend endigen sollte. Die junge Gräfin von Brahe, eine Tochter seines Untertans, hatte die Erstlinge seines großen Herzens, und sein Entschluß war aufrichtig, den schwedischen Thron mit ihr zu teilen. Aber von Zeit und Umständen bezwungen, unterwarf sich seine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausschließend ein Herz, das nicht bestimmt war, sich auf das stille häusliche Glück einzuschränken.

Christian der Vierte von Dänemark, König schon, ehe Gustav das Licht der Welt erblickte, hatte die schwedischen Grenzen angefallen und über den Vater dieses Helden wichtige Vorteile errungen. Gustav Adolf eilte, diesen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weise Aufopferungen den

Frieden, um seine Waffen gegen den Zar von Moskau zu lehren. Nie versuchte ihn der zweideutige Ruhm eines Eroberers, das Blut seiner Völker in ungerechten Kriegen zu versprühen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verschmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und das schwedische Reich sah sich mit wichtigen Provinzen gegen Osten vergrößert.

Unterdessen setzte König Sigismund von Polen gegen den Sohn die feindseligen Gesinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und ließ keinen Kunstgriff unversucht, die Untertanen Gustav Adolfs in ihrer Treue wankend, seine Freunde kalfönnig, seine Feinde unverfönnlich zu machen. Weder die großen Eigenschaften seines Gegners noch die gehäufteften Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden seinem angebeteten König gab, konnten jenen verblendeten Fürsten von der törichtten Hoffnung heilen, den verlorren Thron wieder zu besteigen. Alle Friedensvorschlöge Gustavs wurden mit Übermut verschmäht. Unwillkürlich sah sich dieser friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Polen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Livland und Polnisch-Preußen der schwedischen Herrschaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war Gustav Adolf immer der erste bereit, die Hand zum Frieden zu bieten.

Dieser schwedisch-polnische Krieg fällt in den Anfang des Dreißigjährigen in Deutschland, mit welchem er in Verbindung steht. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die schwedische Krone einem protestantischen Prinzen streitig machte, um sich der tätigsten Freundschaft Spaniens und Osterreichs versichert halten zu können; eine doppelte Verwandtschaft mit dem Kaiser gab ihm noch ein näheres Recht an seinen Schutz. Das Vertrauen auf eine so mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Polen zur Fortsetzung eines Krieges aufmunterte, der sich so sehr zu seinem Nachteil erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterließen nicht, ihn durch prahlerische Versprechungen bei gutem Mute zu erhalten. Indem Sigismund in Livland, Kurland und Preußen einen Platz nach dem andern verlor, sah er seinen Bundsgenossen in Deutschland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumschränkten Herrschaft entgegenseilen — kein Wunder, wenn seine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältnis mit seinen Niederlagen stieg. Die Heftigkeit, mit der er seine schimärische Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die arglistige Politik seines Bundsgenossen, der auf seine Unkosten nur den schwedischen Helden beschäftigte, um desto ungestörter die Freiheit des Deutschen Reichs umzustürzen und alsdann den erschöpften

Norden als eine leichte Eroberung an sich zu reißen. Ein Umstand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — Gustavs Helden-
große zerriß das Gewebe dieser betrügerischen Staatskunst. Dieser achtjährige polnische Krieg, weit entfernt, die schwedische
Macht zu erschöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Feldherrn-
genie Gustav Adolfs zu zeitigen, in einer langen Fectübung die
schwedischen Heere zu stählen und unvermerkt die neue Kriegs-
kunst in Gang zu bringen, durch welche sie nachher auf deutschem
Boden Wunder tun sollten.

Nach dieser notwendigen Digression über den damaligen Zu-
stand der europäischen Staaten sei mir erlaubt, den Faden der
Geschichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte Ferdinand wieder, aber noch nicht
den Aufwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekostet hatte. Eine
Summe von 40 Millionen Gulden, welche die Konfiskationen in
Böhmen und Mähren in seine Hände brachten, würde hinreichend
gewesen sein, ihm und seinen Alliierten alle Unkosten zu vergüten;
aber diese unermessliche Summe war bald in den Händen der Je-
suiten und seiner Günstlinge zerronnen. Herzog Maximilian
von Bayern, dessen siegreichem Arme der Kaiser fast allein
den Besitz seiner Staaten verdankte, der, um seiner Religion und
seinem Kaiser zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert
hatte, Maximilian hatte die gegründetsten Ansprüche auf seine
Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor
dem Ausbruch des Kriegs mit dem Kaiser schloß, hatte er sich
ausdrücklich den Ersatz aller Unkosten ausbedungen. Ferdi-
nand fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieser Vertrag und
jene Dienste ihm auflegten; aber er hatte nicht Lust, sie mit eig-
nem Verlust zu erfüllen. Seine Absicht war, den Herzog auf
das glänzendste zu belohnen, aber ohne sich selbst zu berauben.
Wie konnte dieses besser geschehen, als auf Unkosten desjenigen
Fürsten, gegen welchen ihm der Krieg dieses Recht zu geben schien,
dessen Vergehungen schwer genug abgeschildert werden konnten,
um jede Gewaltthatigkeit durch das Ansehen der Gesetze zu recht-
fertigen? Friedrich mußte also weiter verfolgt, Friedrich
zugrunde gerichtet werden, damit Maximilian belohnt wer-
den könnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet, um den alten zu
bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das
Gewicht dieses erstern zu verstärken. Bis hieher hatte Ferdi-
nand bloß für seine Existenz gekämpft und keine andre Pflicht-
ten als die der Selbstverteidigung erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg
ihm Freiheit zu handeln gab, gedachte er seiner vermeintlichen

höheren Pflichten und erinnerte sich an das Gelübde, das er zu Voretto und Rom seiner Generalissima, der heiligen Jungfrau, getan, mit Gefahr seiner Kronen und seines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Protestan-
 5 ten war mit diesem Gelübde unzertrennlich verknüpft. Günstigere Umstände konnten sich zu Erfüllung desselben nicht vereinigen, als sich jetzt nach Endigung des böhmischen Kriegs beisammenfanden. Die pfälzischen Lande in katholische Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht noch an einem Schein des Rechts, und un-
 10 übersehblich wichtig waren die Folgen dieser Veränderung für das ganze katholische Deutschland. Indem er den Herzog von Bayern mit dem Raube seines Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich seine niedrigsten Begierden und erfüllte seine erhabenste Pflicht: er zermalnte einen Feind, den er haßte; er ersparte seinem Eigen-
 15 nuth ein schmerzhaftes Opfer, indem er sich die himmlische Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längst im Kabinett des Kaisers beschlossen, ehe das Schicksal sich gegen ihn erklärte; aber erst nachdem dieses letzte geschehen war, wagte man es, diesen Don-
 20 ner der willkürlichen Gewalt gegen ihn zu schleudern. Ein Schluß des Kaisers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgesetze in einem solchen Falle notwendig machen, erklärte den Kurfürsten und drei andre Prinzen, welche in Schlesien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Beleidiger der kaiserlichen
 25 Majestät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller ihrer Würden und Länder verlustig. Die Vollstreckung dieser Sentenz gegen Friedrich, nämlich die Eroberung seiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verspottung der Reichsgesetze, der Krone Spanien, als Besizerin des burgundischen Kreises, dem
 30 Herzog von Bayern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangelische Union des Namens wert gewesen, den sie trug, und der Sache, die sie verteidigte, so würde man bei Vollstreckung der Reichsacht unüberwindliche Hindernisse gefunden haben; aber eine so verächtliche Macht, die den spanischen Truppen in der
 35 Unterpfalz kaum gewachsen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaisers, Bayerns und der Ligue zu streiten. Das Urtheil der Reichsacht, welches über den Kurfürsten ausgesprochen war, scheuchte sogleich alle Reichsstädte von dem Bünd-
 40 nis hinweg, und die Fürsten folgten bald ihrem Beispiele. Glücklich genug, ihre eigene Länder zu retten, überließen sie den Kurfürsten, ihr ehemaliges Oberhaupt, der Willkür des Kaisers, schwuren die Union ab und gelobten, sie nie wieder zu erneuern. Unrühmlich hatten die deutschen Fürsten den unglücklichen

Friedrich verlassen, Böhmen, Schlesien und Mähren der furchtbaren Macht des Kaisers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glücksritter, dessen ganzer Reichtum sein Degen war, Ernst Graf von Mansfeld, wagte es, in der böhmischen Stadt Pilsen der ganzen Macht des Kaisers zu trotzen. Von dem Kurfürsten, dem er seine Dienste gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hilfe gelassen, unwissend sogar, ob ihm Friedrich seine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeitlang allein gegen die Kaiserlichen stand, bis seine Truppen, von der Geldnot getrieben, die Stadt Pilsen an den Kaiser verkauften; von diesem Schlage nicht erschüttert, sah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an sich zu ziehen, welche die Union verabschiedet hatte. Ein neues, zwanzigtausend Mann starkes Heer entstand in kurzem unter seinen Fahnen, um so furchtbarer für alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten konnte. Unwissend, wohin dieser Schwarm stürzen würde, zitterten schon alle benachbarten Bistümer, deren Reichtum ihn anlocken konnte. Aber ins Gedränge gebracht von dem Herzog von Bayern, der als Bollstrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, mußte Mansfeld aus dieser Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nacheilenden bairischen General Tilly entsprungen, erschien er auf einmal in der Unterpfalz und übte dort an den rheinischen Bistümern die Mißhandlungen aus, die er den fränkischen zugebacht hatte. Während daß die kaiserlich-bairische Armee Böhmen überschwebte, war der spanische General Ambros Spinola von den Niederlanden aus mit einem ansehnlichen Heer in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu verteidigen erlaubte. Aber die Maßregeln waren so schlecht genommen, daß ein Platz nach dem andern in spanische Hände fiel, und endlich, als die Union auseinander gegangen war, der größte Teil des Landes von spanischen Truppen besetzt blieb. Der spanische General Corduba, welcher diese Truppen nach dem Abzug des Spinola befehligte, hob eiligst die Belagerung Frankenthals auf, als Mansfeld in die Unterpfalz eintrat. Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte dieser über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elsaß ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einöde wurden alle offenen Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergoß, und nur durch ungeheure Summen konnten sich die Städte von der Plünderung loskaufen. Gestärkt von diesem Zuge, zeigte sich Mansfeld wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

Solange ein solcher Arm für ihn stritt, war Kurfürst Friedrich nicht unrettbar verloren. Neue Ausichten fingen an, sich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in seinem Glücke geschwiegen hatten. König Jakob von Eng-
 5 land, der gleichgültig zugeesehen hatte, wie sein Eidam die böhmische Krone verlor, erwachte aus seiner Fühllosigkeit, da es die ganze Existenz seiner Tochter und seiner Enkel galt, und der siegreiche Feind einen Angriff auf die Marklande wagte. Spät genug öffnete er jetzt seine Schätze und eilte, die Union, die damals die
 10 Unterpfalz noch verteidigte, und, als diese dahin war, den Grafen von Mansfeld mit Geld und Truppen zu unterstützen. Durch ihn wurde auch sein naher Anverwandter, König Christian von Dänemark, zu tätiger Hilfe aufgefordert. Der ablaufende Stillstand zwischen Spanien und Holland beraubte
 15 zugleich den Kaiser alles Beistandes, den er von den Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als alles dieses war die Hilfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erschien. Der Stillstand Gabor's mit dem Kaiser war kaum zu Ende, als dieser furchtbare alte Feind Oesterreichs
 20 Ungarn aufs neue überschwemmte und sich in Preßburg zum König krönen ließ. Reißend schnell waren seine Fortschritte, daß Buquoy Böhmen verlassen mußte, um Ungarn und Oesterreich gegen Gabor zu verteidigen. Dieser tapfere General fand bei der Belagerung von Neuhäusel seinen Tod; schon vorher war der ebenso tapfere Dampierre vor Preßburg geblieben. Unaufgehalten drang Gabor an die österreichische Grenze vor; der alte Graf von Thurn und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Haß und ihren Arm mit diesem Feind ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff von deutscher Seite, wäh-
 30 rend daß Gabor den Kaiser von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrich's Glück schnell wiederherstellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutschen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor ins Feld rückte; immer hatte sich dieser letztere erschöpft, wenn jene anfangen, sich zu erholen.
 35 Friedrich hatte indessen nicht gesäumt, sich seinem neuen Beschützer, Mansfeld, in die Arme zu werfen. Verkleidet erschien er in der Unterpfalz, um welche Mansfeld und der bairische General Tilly sich rissen; die Oberpfalz hatte man längst überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als
 40 aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erstanden. Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein ehemaliges Mitglied derselben, fing seit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zusammenzuziehen, welche sich bald zu einem ansehnlichen Heere

vermehrte. Niemand wußte, wem es galt, als er unversehends ins Feld rückte und sich mit dem Grafen Mansfeld vereinigte. Seine Markgrafschaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, seinem Sohne abgetreten, um sie durch diesen Kunstgriff der Rache des Kaisers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menschliches über ihn verhängen sollte. Auch der benachbarte Herzog von Württemberg fing an, seine Kriegsmacht zu verstärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Mut, und er arbeitete mit allem Ernste daran, die Union wieder ins Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an Tilly, auf seine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des spanischen Generals Corduba an sich. Aber indem der Feind seine Macht vereinigte, trennten sich Mansfeld und der Markgraf von Baden, und der letztere wurde von dem bairischen General bei Wimpfen geschlagen (1622).

Ein Abenteuerer ohne Geld, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte, hatte sich zum Verteidiger eines Königs aufgestellt, den einer seiner nächsten Verwandten zugrunde richtete und der Vater seiner Gemahlin im Stich ließ. Ein regierender Prinz begab sich seiner Länder, die er ruhig beherrschte, um für einen andern, der ihm fremd war, das ungewisse Glück des Kriegs zu versuchen. Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, desto reicher an glorreichen Ahnen, übernimmt nach ihm die Verteidigung einer Sache, welche jener auszuführen verzweifelte. Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, glaubte dem Grafen von Mansfeld das Geheimnis abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtausend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Übermut getrieben und voll Begierde, sich auf Kosten der katholischen Geistlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, versammelte er in Niedersachsen ein beträchtliches Heer, welchem die Verteidigung Friedrichs und der deutschen Freiheit den Namen leihen mußte. „Gottes Freund und der Pfaffen Feind“ war der Wahlspruch, den er auf seinen Münzen von eingeschmolzenem Kirchensilber führte, und dem er durch seine Taten keine Schande machte.

Der Weg, den diese Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niederländischen und westfälischen Stifter sammelte sie Kräfte, die Bistümer am Oberrhein zu plündern. Von Freund und Feind dort vertrieben, näherte sich der Administrator bei der mainzischen Stadt Höchst dem Mainstrome, den er nach einem mörderischen Gefechte mit Tilly, der ihm den Übergang streitig machen wollte, passierte. Mit Verlust seines halben Heers

erreichte er das jenseitige Ufer, wo er den Überrest seiner Truppen schnell wieder sammelte und mit demselben zu dem Grafen von Mansfeld stieß. Verfolgt von Tilly, stürzte sich dieser vereinigte Schwarm zum zweitenmal über das Elsaß, um die Verwüstungen nachzuholen, die bei dem ersten Einfall unterblieben waren. Während daß der Kurfürst Friedrich, nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte und mit seinem Namen sich schmückte, waren seine Freunde geschäftig, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. Ferdinand wollte diesen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingesetzt zu sehen. Voll Arglist und Verstellung, zeigte er sich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkälten und das Äußerste zu verhindern hoffte. König Jakob, das Spiel der österreichischen Arglist, wie immer, trug durch seine törichte Geschäftigkeit nicht wenig dazu bei, die Maßregeln des Kaisers zu unterstützen. Vor allem verlangte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von sich legte, wenn er an die Gnade des Kaisers appelliere, und Jakob fand diese Forderung äußerst billig. Auf sein Geheiß erteilte der Pfalzgraf seinen einzigen wahren Beschützern, dem Grafen von Mansfeld und dem Administrator, den Abschied und erwartete in Holland sein Schicksal von der Barmherzigkeit des Kaisers.

Mansfeld und Herzog Christian waren bloß eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie nicht in Rüstung gesetzt, also konnte sein Abschied sie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleichviel, für wessen Sache sie kriegten. Nach einem vergeblichen Versuch des Grafen Mansfeld, in die Dienste des Kaisers zu treten, zogen sich beide nach Lothringen, wo die Ausschweifungen ihrer Truppen bis in das innerste Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeitlang harrten sie hier vergebens auf einen Herrn, der sie dingen sollte, als die Holländer, von dem spanischen General Spinola bedrängt, ihnen Dienste anboten. Nach einem mörderischen Gefechte bei Fleurus mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten sie Holland, wo ihre Erscheinung den spanischen General sogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieser schlimmen Gäste bald müde und benutzte den ersten Augenblick von Erholung, sich ihres gefährlichen Beistandes zu entledigen. Mansfeld ließ seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland zu neuen Taten sich stärken. Herzog Christian, voll Leidenschaft für die Pfalzgräfin, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegslustiger als je,

führte die feinigten nach Niedersachsen zurück, den Handschuh dieser Prinzessin auf seinem Hut und die Devise: „Alles für Gott und sie!“ auf seinen Fahnen. Beide hatten ihre Rolle in diesem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiserlichen Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf von Baden, Graf Mansfeld und Herzog Christian aus dem Felde geschlagen und die pfälzischen Lande von den Truppen der Reichsregulation überschwemmt. Mannheim und Heidelberg hatten die Bayern im Besitze, und bald wurde auch Frankenthal den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrete der Pfalzgraf auf die schimpfliche Erlaubnis, durch einen Fußfall den Zorn des Kaisers versöhnen zu dürfen, und ein sogenannter Kurfürstentag zu Regensburg sollte endlich sein Schicksal bestimmen. Längst war dieses am Hofe des Kaisers entschieden; aber jetzt erst waren die Umstände günstig genug, mit dieser ganzen Entscheidung an das Licht hervorzutreten. Nach allem dem, was bis jetzt von dem Kaiser gegen den Kurfürsten geschehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Versöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewalttätigkeit vollendete, glaubte man sie unschädlich zu machen. Verloren mußte also bleiben, was verloren war; Friedrich durfte seine Länder nicht wieder sehen, und ein Fürst ohne Land und Volk konnte den Kurhut nicht mehr tragen. So schwer sich der Pfalzgraf gegen das Haus Österreich verschuldet hatte, so ein herrliches Verdienst hatte sich der Herzog von Bayern um dasselbe erworben. So viel das Haus Österreich und die katholische Kirche von der Rachbegierde und dem Religionshaß des pfälzischen Hauses zu fürchten haben mochten, so viel hatten beide von der Dankbarkeit und dem Religioneifer des bairischen zu hoffen. Endlich wurde durch Übertragung der pfälzischen Kurwürde an Bayern der katholischen Religion das entschiedenste Übergewicht im Kurfürstenrate und ein bleibender Sieg in Deutschland versichert.

Dieses letzte war genug, die drei geistlichen Kurfürsten dieser Neuerung günstig zu machen; unter den protestantischen war nur die einzige Stimme Kursachsens wichtig. Konnte aber Johann Georg dem Kaiser ein Recht streitig machen, ohne welches er sein eignes an den Kurhut dem Zweifel aussetzte? Einem Fürsten zwar, den seine Abkunft, seine Würde und seine Macht an die Spitze der protestantischen Kirche in Deutschland stellten, hätte, wie es schien, nichts heiliger sein sollen, als die Rechte dieser Kirche gegen alle Angriffe der katholischen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht sowohl, wie man das Interesse der

protestantischen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, sondern welcher von zwei gleich gehaßten Religionen, der calvinischen oder der päpstlichen, man den Sieg über die andre gönnen, welchem von zwei gleich schlimmen Feinden man die pfälzische Kur
 5 zusprechen sollte; und im Gedränge zwischen zwei entgegengesetzten Pflichten war es ja wohl natürlich — dem Privathatß und dem Privatnutzen den Ausschlag heimzustellen. Der geborne Beschützer der deutschen Freiheit und der protestantischen Religion ermunterte den Kaiser, über die pfälzische Kur nach kaiserlicher
 10 Machtvollkommenheit zu verfügen und sich im geringsten nicht irren zu lassen, wenn man von seiten Kursachsens der Form wegen sich seinen Maßregeln entgegensezen sollte. Wenn Johann Georg in der Folge mit seiner Einwilligung zurückhielt, so hatte Ferdinand selbst durch Vertreibung der evangelischen
 15 Prediger aus Böhmen zu dieser Sinnesänderung Anlaß gegeben; und die Belehnung Bayerns mit der pfälzischen Kur hörte auf, eine gesekwidrige Handlung zu sein, sobald der Kaiser sich dazu verstand, dem Kurfürsten von Sachsen für eine Rechnung von sechs Millionen Taler Kriegskosten die Lausitz einzuräumen.

20 Ferdinand befehlete also, mit Widerspruch des ganzen protestantischen Deutschlands, mit Verspottung der Reichsgrundgesetze, die er in der Wahlkapitulation beschworen, den Herzog von Bayern zu Regensburg feierlich mit der pfälzischen Kur, doch, wie es hieß, unbeschadet der Ansprüche, welche die Agnaten und
 25 Nachkommen Friedrichs darauf geltend machen möchten. Dieser unglückliche Fürst sah sich jetzt unwiderruflich aus dem Besitz seiner Staaten vertrieben, ohne vor dem Gerichte, das ihn verdamnte, zuvor gehört worden zu sein, eine Gerechtigkeit, welche die Gesetze auch dem geringsten Untertan, auch dem
 30 schwärzesten Verbrecher vergönnen.

Dieser gewaltsame Schritt öffnete endlich dem König von England die Augen, und da um eben diese Zeit die Unterhandlungen zerrissen wurden, welche wegen einer Heirat seines Sohnes mit einer spanischen Tochter angesponnen waren, so nahm
 35 endlich Jakob mit Lebhaftigkeit die Partei seines Eidams. Eine Revolution im französischen Ministerium hatte den Cardinal Richelieu zum Herrn der Geschäfte gemacht, und dieses tief gesunkene Königreich fing bald an zu fühlen, daß ein Mann an seinem Ruder saß. Die Bewegungen des spanischen Statthalters
 40 in Mailand, sich des Beltkins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbstaaten Osterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieser Macht und mit ihr die Staatsmaximen Heinrichs des Großen. Eine

Heirat des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich stiftete zwischen diesen beiden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Beldlins und Osterreich zu Wiederherstellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das erste wurde einige Tätigkeit gezeigt. Jakob der Erste starb, und Karl der Erste, im Streit mit seinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutschlands keine Aufmerksamkeit mehr schenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beistand zurück, und der französische Minister glaubte die Hugenotten in seinem Vaterlande erst unterwerfen zu müssen, ehe er es wagen durfte, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser zu beschützen. So große Hoffnungen man von dieser Allianz geschöpft hatte, so wenig entsprach ihnen der Erfolg.

Graf Mansfeld, von aller Hilfe entblößt, stand untätig am Unterrhein, und Herzog Christian von Braunschweig sah sich nach einem verunglückten Feldzug aufs neue vom deutschen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall Bethlen Gabor's in Mähren hatte sich, weil er von Deutschland aus nicht unterstützt ward, fruchtlos, wie alle vorigen, in einen förmlichen Frieden mit dem Kaiser geendigt. Die Union war nicht mehr, kein protestantischer Fürst mehr unter den Waffen, und an den Grenzen von Niederdeutschland stand der bairische General Tilly mit einem sieggewohnten Heer auf protestantischem Boden. Die Bewegungen Herzog Christians von Braunschweig hatten ihn nach dieser Gegend und einmal schon in den niedersächsischen Kreis gezogen, wo er Lippstadt, den Waffenplatz des Administrators, überwältigte. Die Notwendigkeit, diesen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, sollte auch noch jetzt seinen Aufenthalt auf diesem Boden rechtfertigen. Aber Mansfeld und Christian hatten aus Geldmangel ihre Heere entlassen, und die Armee des Grafen Tilly sah weit und breit keinen Feind mehr. Warum belästigte sie noch das Land, in dem sie stand?

Schwer ist es, aus dem Geschrei erhitzter Parteien die Stimme der Wahrheit zu unterscheiden — aber bedenklich war es, daß die Ligue sich nicht entwaffnete. Das voreilige Frohlocken der Katholiken mußte die Bestürzung vermehren. Der Kaiser und die Ligue standen gewaffnet und siegreich in Deutschland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerstand leisten konnte, wenn sie einen Versuch wagen sollten, die protestantischen Stände anzufallen oder gar den Religionsfrieden umzustürzen. Wenn Kaiser

Ferdinand auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, seine Siege zu mißbrauchen, so mußte die Wehrlosigkeit der Protestanten den ersten Gedanken in ihm aufwecken. Veraltete Verträge konnten kein Jügel für einen Fürsten sein, der seiner Religion alles schuldig zu sein glaubte und jede Gewaltthätigkeit durch die religiöse Absicht für geheiligt hielt. Oberdeutschland war überwältigt, und Niederdeutschland allein konnte seiner Alleingewalt noch im Wege stehen. Hier waren die Protestanten die herrschende Macht, hier waren der katholischen Kirche die meisten Stifter entrissen worden, und der Zeitpunkt schien jetzt gekommen zu sein, diese verlorenen Besitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In diesen von den niederdeutschen Fürsten eingezogenen Stiftern bestand zugleich ein nicht geringer Teil ihrer Macht, und der Kirche zu dem Ihrigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, diese Fürsten zu schwächen.

Unverzeihliche Sorglosigkeit würde es gewesen sein, in dieser gefahrvollen Lage sich müßig zu verhalten. Das Andenken an die Gewaltthätigkeiten, die das Tillysche Heer in Niedersachsen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbstverteidigung zu ermuntern. In möglichster Eilfertigkeit bewaffnete sich der niedersächsische Kreis. Außerordentliche Kriegssteuern wurden erhoben, Truppen geworben und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subsidien. Man beratschlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes stellen sollte. Die Könige des Sundes und des Baltischen Meers, natürliche Bundesgenossen dieses Kreises, konnten nicht gleichgültig zusehen, wenn ihn der Kaiser als Eroberer betreten und an den Küsten der nordischen Meere ihr Nachbar werden sollte. Das doppelte Interesse der Religion und der Staatsklugheit forderte sie auf, die Fortschritte dieses Monarchen in Niederdeutschland zu begrenzen. Christian der Vierte, König von Dänemark, zählte sich als Herzog von Holstein selbst zu den Ständen dieses Kreises; durch gleich starke Gründe wurde Gustav Adolf von Schweden zu einem Anteil an diesem Bündnis bewogen.

Beide Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu verteidigen und die furchtbare österreichische Macht zu bekriegen. Jeder bot sich an, eine wohlgerüstete Armee aufzustellen und in eigener Person anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Polen gaben dem Versprechen des schwedischen Königs Nachdruck; die ganze Küste des Belt war von dem Namen Gustav Adolfs erfüllt. Aber

der Ruhm dieses Nebenbuhlers nagte am Herzen des dänischen Königs, und je mehr Lorbeern er sich selbst in diesem Feldzuge versprach, desto weniger konnte Christian der Vierte es von sich erhalten, sie seinem beneideten Nachbar zu gönnen. Beide brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium, wo es endlich Christian dem Vierten gelang, seinen Mitwerber zu überbieten. Gustav Adolf forderte zu seiner Sicherheit die Einräumung einiger festen Plätze in Deutschland, wo er selbst keinen Fuß breit Landes besaß, um seinen Truppen im Fall eines Unglücks die nötige Zuflucht zu gewähren. Christian der Vierte hatte Holstein und Jütland, durch welche Länder er sich nach einer verlorenen Schlacht sicher zurückziehen konnte.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in kurzem ein 60000 Mann starkes Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beistand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Mut, und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu verteidigen und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichen Anstrengungen des Kreises und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als bloße Verteidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz und die Demütigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz des Krieges. Graf Tilly folgte dem linken Ufer des Weserstroms und bemächtigte sich aller Pässe bis Minden; nach einem fehlgeschlagenen Angriff auf Mienburg und seinem Übergange über den Strom, überschwebte er das Fürstentum Calenberg und ließ es durch seine Truppen besetzen. Am rechten Ufer der Weser agierte der König und verbreitete sich in den braunschweigischen Landen. Aber durch zu starke Detachements hatte er sein Hauptheer geschwächt, daß er mit dem Überrest nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der

Überlegenheit seines Gegners bewußt, vermied er ebenso sorgfältig eine entscheidende Schlacht, als der ligistische Feldherr sie suchte.

5 Bisher hatte der Kaiser bloß mit den Waffen Bayerns und der Ligue in Deutschland gestritten, wenn man die spanisch-niederländischen Hilfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz übersielen. Maximilian führte den Krieg als Oberster der Reichs-
10 exekution, und Tilly, der sie befehligte, war ein bairischer Diener. Alle seine Überlegenheit im Felde hatte der Kaiser den Waffen Bayerns und der Ligue zu danken; diese hatten also sein
10 ganzes Glück und Ansehen in Händen. Diese Abhängigkeit von dem guten Willen Bayerns und der Ligue vertrug sich nicht mit den weitausehenden Entwürfen, denen man nach einem so
glänzenden Anfang am kaiserlichen Hofe Raum zu geben begann.

15 So bereitwillig die Ligue sich gezeigt hatte, die Verteidigung des Kaisers zu übernehmen, an welcher ihre eigne Wohlfahrt befestigt war, so wenig war zu erwarten, daß sie diese Bereitwilligkeit auch auf die kaiserlichen Eroberungspläne erstrecken
würde. Oder wenn sie auch ihre Armeen künftig zu Eroberun-
20 gen hergab, so war zu fürchten, daß sie mit dem Kaiser nichts als den allgemeinen Haß teilen würde, um für sich allein alle Vorteile davon zu ernten. Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn dieser drückenden Abhängigkeit
25 von Bayern überheben und ihm seine bisherige Überlegenheit in Deutschland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermesslichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können. Unter diesen
Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommener sein als der
30 Antrag, womit einer seiner Offiziere ihn überraschte.

30 Graf Wallenstein war es, ein verdienter Offizier, der reichste Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiserlichen Hause von früher Jugend an gedient und sich in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venezianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürger
auf das rühmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte
35 er als Oberster beigewohnt und nachher als Generalmajor eine ungarische Armee in Mähren geschlagen. Die Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Diensten gleich, und ein beträchtlicher Teil der nach dem böhmischen Aufruhr konjizierten Güter war seine
Belohnung. Im Besitz eines unermesslichen Vermögens, von
40 ehrgeizigen Entwürfen erhit, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erbot er sich, für den Kaiser auf eigne und seiner
Freunde Kosten eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleden,

ja selbst die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50000 Mann zu vergrößern. Niemand war, der diesen Vorschlag nicht als die schimärische Geburt eines brausenden Kopfes verlachte — aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein 5
Teil des Versprechens erfüllt würde. Man überließ ihm einige Kreise in Böhmen zu Musterplätzen und fügte die Erlaubnis hinzu, Offiziersstellen zu vergeben. Wenige Monate, so standen 20000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die öster-
reichischen Grenzen verließ; bald darauf erschien er schon mit 10
30000 an der Grenze von Niedersachsen. Der Kaiser hatte zu der ganzen Ausrüstung nichts gegeben als seinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockte aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, 15
von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht gereizt, erboten sich jetzt, Regimenter für Oesterreich aufzustellen.

Jetzt also — zum erstenmal in diesem Kriege — erschien eine kaiserliche Armee in Deutschland: eine schreckenvolle Erscheinung für die Protestanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholischen. Wallenstein hatte Befehl, seine Armee mit den 20
Truppen der Ligue zu vereinigen und in Gemeinschaft mit dem bairischen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längst schon eifersüchtig auf Tillys Kriegsrühm, bezeugte er keine Lust, die Lorbeern dieses Feldzugs mit ihm zu teilen und 25
im Schimmer von Tillys Thaten den Ruhm der seinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterstützte zwar die Operationen des letztern, aber ganz unabhängig von denselben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfnisse seines Heeres bestritt, so mußte er das seinige in wohl- 30
habende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, zu dem ligistischen Feldherrn zu stoßen, rückte er in das halberstädtische und magdeburgische Gebiet und bemächtigte sich bei Dessau der Elbe. Alle 35
Länder an beiden Ufern dieses Stroms lagen nun seinen Erpressungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nötig war, in die eignen Länder desselben einen Weg sich bahnen.

Christian der Vierte fühlte die ganze Gefahr seiner Lage zwischen zwei so furchtbaren Heeren. Er hatte schon vorher den 40
Administrator von Halberstadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an sich gezogen; jetzt erklärte er sich auch öffentlich für den Grafen Mansfeld, den er bisher verleugnet

hatte, und unterstützte ihn nach Vermögen. Reichlich erstattete ihm Mansfeld diesen Dienst. Er ganz allein beschäftigte die Wallensteinische Macht an der Elbe und verhinderte sie, in Gemeinschaft mit Tilly den König aufzureiben. Dieser mutige General näherte sich sogar, der feindlichen Überlegenheit ungeachtet, der Dessauer Brücke und wagte es, den kaiserlichen Schanzen gegenüber sich gleichfalls zu verschanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der überlegenen Anzahl weichen und mit einem Verlust von 3000 Toten seinen Posten verlassen. Nach dieser Niederlage zog sich Mansfeld in die Mark Brandenburg, wo er sich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verstärkte und dann plötzlich nach Schlesien drehte, um von dort aus in Ungarn einzudringen und in Verbindung mit Bethlen Gabor den Krieg in das Herz der österreichischen Staaten zu versetzen. Da die kaiserlichen Erblande gegen einen solchen Feind unverteidigt waren, so erhielt Wallenstein schleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu lassen, um Mansfeld den wo möglich den Weg durch Schlesien zu verlegen.

Die Diverfion, welche den Wallensteinischen Truppen durch Mansfeld gemacht wurde, erlaubte dem König, einen Teil seines Heeres in das Westfälische zu schicken, um dort die Bistümer Münster und Osnabrück zu besetzen. Dies zu verhindern, verließ Tilly eilig den Weserstrom; aber die Bewegungen Herzog Christians, welcher Miene machte, durch Hessen in die ligistischen Länder einzudringen und dahin den Krieg zu versetzen, riefen ihn aufs schnellste wieder aus Westfalen zurück. Um nicht von diesen Ländern abgeschnitten zu werden und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Hessen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte sich Tilly eiligst aller haltbaren Plätze an der Werra und Fulda, und versicherte sich der Stadt Münden am Eingange der hessischen Gebirge, wo beide Ströme in die Weser zusammenfließen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüssel zu Braunschweig und Hessen, und hatte Nordheim dasselbe Schicksal zgedacht, welches aber zu verhindern der König mit seiner ganzen Armee herbeieilte. Nachdem er diesen Ort mit allem Nötigen versehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, suchte er sich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die ligistischen Länder zu eröffnen. Schon war er Duderstadt vorbei; aber durch schnelle Märsche hatte ihm Graf Tilly den Vorsprung abgewonnen. Da die Armee des letzten, durch einige Wallensteinische Regimenter verstärkt, der seinigen an Zahl weit überlegen war, so wendete sich der König in das

Braunschweigische zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben diesem Rückzuge verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem dreitägigen Scharmügel mußte er endlich bei dem Dorfe Lutter am Barenberg dem Feinde stehen. Die Dänen taten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte sie der mutvolle König gegen den Feind; endlich aber mußte der schwächere Theil der überlegenen Anzahl und bessern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem ligistischen Feldherrn erfochten. Sechzig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; viele edle Offiziere blieben tot auf dem Plage, gegen 4000 von den Gemeinen; mehrere Kompagnien Fußvolk, die sich auf der Flucht in das Amtshaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr und ergaben sich dem Sieger.

Der König entfloß mit seiner Reiterei und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlage bald wieder. Tilly verfolgte seinen Sieg, bemächtigte sich der Weser und der braunschweigischen Lande und trieb den König bis in das Bremische zurück. Durch seine Niederlage schüchtern gemacht, wollte dieser nur verteidigungsweise verfahren, besonders aber dem Feinde den Übergang über die Elbe verwehren. Aber indem er in alle haltbare Plätze Besatzungen warf, blieb er untätig mit einer getheilten Macht; die zerstreuten Korps wurden nacheinander von dem Feinde zerstreut oder aufgerieben. Die ligistischen Truppen, des ganzen Weserstroms mächtig, verbreiteten sich über die Elbe und Havel, und die dänischen sahen sich aus einem Posten nach dem andern verjagt. Tilly selbst war über die Elbe gegangen und hatte bis weit in das Brandenburgische seine siegreichen Waffen verbreitet, indem Wallenstein von der andern Seite in Holstein eindrang, den Krieg in die eignen Länder des Königs zu spielen.

Dieser General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen Mansfeld gefolgt war, ohne seinen Marsch aufhalten oder seine Vereinigung mit Bethlen Gabor verhindern zu können. Immer von dem Schicksal verfolgt und immer größer als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurch geschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beistand und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte Gabor aufs neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen, und anstatt dieser gehofften Diversion brachte ihm jetzt Mansfeld die ganze Wallensteinische Macht mit und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese wenige Übereinstimmung unter

den protestantischen Fürsten erkältete Gabor's Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entledigen. Fest entschlossen, denselben beim ersten Strahl von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen von Mansfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem andern Geld aufzubringen.

Von Deutschland abgeschnitten und ganz außer stande, den schwachen Überrest seiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte Mansfeld Geschütz und Heergeräte und ließ seine Soldaten auseinandergehen. Er selbst nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe schwelkten seinen Mut; aber sein Lauf war vollendet. Das Schicksal, das ihn im Leben so unstät herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara überreilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war sein treuer Schicksalsgenosse, Herzog Christian von Braunschweig, gestorben — zwei Männer, der Unsterblichkeit wert, hätten sie sich ebenso über ihr Zeitalter als über ihr Schicksal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen Tilly nicht standhalten können; wie viel weniger jetzt beiden kaiserlichen Generalen mit einer geschwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Posten an der Weser, Elbe und Havel, und die Armee Wallensteins ergoß sich über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieser General, allzu übermütig, um mit einem andern gemeinschaftlich zu agieren, hatte den ligistischen Feldherrn über die Elbe geschickt, um dort die Holländer zu beobachten, eigentlich aber, damit er selbst den Krieg gegen den König endigen und die Früchte der von Tilly erfochtenen Siege für sich allein ernten möchte. Alle festen Plätze in seinen deutschen Staaten, Glückstadt allein ausgenommen, hatte Christian verloren, seine Heere waren geschlagen oder zerstreut, von Deutschland aus keine Hilfe, von England wenig Trost, seine Bundesgenossen in Niedersachsen der Wut des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Hessen-Kassel hatte Tilly gleich nach dem Siege bei Lutter gezwungen, der dänischen Allianz zu entsagen. Wallensteins furchtbare Erscheinung vor Berlin brachte den Kurfürsten von Brandenburg zur Unterwerfung und zwang ihn, Maximilian von Bayern als rechtmäßigen Kurfürsten anzuerkennen. Der größte Teil Mecklenburgs ward jetzt von den kaiserlichen Truppen überschwemmt, beide Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutsche Freiheit gegen widerrechtliche Eingriffe

verteidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verlust aller Würden und Länder nach sich zog. Und doch war alles dies nur das Vorspiel schreienderer Gewalttätigkeiten, welche bald darauf folgen sollten.

Jetzt kam das Geheimnis an den Tag, auf welche Art Wallenstein seine ausschweifenden Versprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen Mansfeld war es abgelernt; aber der Schüler übertraf seinen Meister. Dem Grundsatz gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, hatten Mansfeld und Herzog Christian mit den Brandschakungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpreßten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; aber diese räuberische Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben mußten sie sich durch wachsame und erbitterte Feinde hüten, von einem Ende Deutschlands zum andern fliehen, ängstlich auf die Gelegenheit lauern und gerade die wohlhabendsten Länder meiden, weil eine stärkere Macht diese verteidigte. Hatten Mansfeld und Herzog Christian im Kampfe mit so furchtbaren Hindernissen doch so erstaunlich viel getan, was mußte sich dann nicht ausrichten lassen, wenn man aller dieser Hindernisse überhoben war, wenn die Armee, die man aufstellte, zahlreich genug war, auch den mächtigsten einzelnen Reichsstand in Furcht zu setzen, wenn der Name des Kaisers allen Gewalttätigkeiten die Straflosigkeit versicherte — kurz — wenn man unter der höchsten Autorität im Reiche und an der Spitze eines überlegenen Heeres denselben Kriegsplan befolgte, welchen jene beiden Abenteurer auf eigne Gefahr und mit einer zusammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dies hatte Wallenstein im Auge, da er dem Kaiser sein kühnes Anerbieten tat, und jetzt wird es niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verstärkte, desto weniger durfte man um den Unterhalt desselben bekümmert sein, denn desto mehr brachte es die widerseßlichen Stände zum Bittern; je schreiender die Gewalttätigkeiten, desto ungestrafter konnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte Reichsstände hatten sie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorgeschützte Notwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Verteilung dieses Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers, und er konnte mit allen Territorien wie mit seinen Erblanden schalten. Allgemein war

das Geschrei um Gerechtigkeit am Throne des Kaisers; aber man war vor der Selbststrafe der mißhandelten Fürsten sicher, so lange sie um Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwille zerteilte sich zwischen dem Kaiser, der seinen Namen zu diesen
 5 Gräueln gab, und dem Feldherrn, der seine Vollmacht überschritt und offenbar die Autorität seines Herrn mißbrauchte. Durch den Kaiser nahm man den Weg, um gegen seinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber sobald er sich durch seine Truppen allmächtig wußte, hatte Wallenstein auch den Gehorsam gegen
 10 den Kaiser abgeworfen.

Die Erschöpfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrscheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenstein fort, die kaiserlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttausend Mann, zu verstärken. Obersten- und Offizierspatente ohne Zahl,
 15 ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verschwendungen an seine Kreaturen (nie schenkte er unter tausend Gulden), unglaubliche Summen für Bestechungen am Hofe des Kaisers, um dort seinen Einfluß zu erhalten, alles dieses, ohne den Kaiser zu beschweren. Aus den Brandschatzungen der niederdeutschen Pro-
 20 vinzen wurden alle diese unermesslichen Summen gezogen, kein Unterschied zwischen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpressungen und Gewalttätigkeiten. Dürfte man einer ausschweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, so hätte Wal-
 25 lenstein in einem siebenjährigen Kommando 60,000 Millionen Taler aus einer Hälfte Deutschlands an Kontributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrat für seine Heere, desto stärker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen schwoollen an, indem
 30 alle Länder weckten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Mlaggeschrei der Fürsten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlachen.

Man würde dem Kaiser unrecht tun, wenn man alle die
 35 Ausschweifungen seiner Armeen auf seine Rechnung setzen wollte. Wußte es Ferdinand vorher, daß er seinem Feldherrn alle deutsche Staaten zum Raube gab, so hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wieviel er selbst bei einem so unumschränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger sich das Band zwischen der
 40 Armee und ihrem Anführer zusammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloß, desto mehr mußte es zwischen beiden und dem Kaiser erschlaffen. Zwar geschah alles im Namen des Icktern; aber die Majestät des Reichsoberhauptes

wurde von Wallenstein nur gebraucht, um jede andre Autorität in Deutschland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundsatz dieses Mannes, die deutschen Reichsfürsten sichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwischen diesen Fürsten und dem Reichsoberhaupt zu zerbrechen und das Ansehen des letztern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiser die einzige gesetzgebende Macht in Deutschland, wer reichte alsdann hinauf an den Bezir, den er zum Vollzicher seines Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenstein ihn stellte, überraschte sogar den Kaiser; aber eben weil diese Größe des Herrn das Werk seines Dieners war, so sollte diese Wallensteinische Schöpfung wieder in ihr Nichts zurücksinken, sobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umsonst empörte er alle Reichsfürsten Deutschlands gegen den Kaiser — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, desto notwendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren schlimmen Willen unschädlich machte. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, daß sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten haben sollte als — den einzigen, dem er diese Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu diesem Ziele war, daß Wallenstein das eben eroberte Mecklenburg zum einstweiligen Unterpfand für sich verlangte, bis die Geldvorschüsse, welche er dem Kaiser in dem bisherigen Feldzug getan, erstattet sein würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrscheinlich, um seinem General einen Vorzug mehr vor dem bayrischen zu geben, zum Herzog von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines Wallensteins nicht er sättigen. Vergebens erhoben sich selbst in dem kaiserlichen Rat unwillige Stimmen gegen diese neue Beförderung, die auf Unkosten zweier Reichsfürsten geschehen sollte; umsonst widersetzten sich selbst die Spanier, welche längst schon sein Stolz beleidigt hatte, seiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen sich Wallenstein unter den Ratgebern des Kaisers erkaufte hatte, behielt die Oberhand; Ferdinand wollte sich, auf welche Art es auch sein möchte, diesen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man stieß eines leichten Vergehens wegen die Nachkömmlinge eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser aus ihrem Erbteil, um eine Kreatur der kaiserlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden (1628).

Wald darauf fing Wallenstein an, sich einen Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und fester Fuß an der Ostsee gewonnen. Von Polen und den Hansestädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenseits des Baltischen Meeres zu spielen, die Dänen in

das Innerste ihres Reichs zu verfolgen und einen Frieden zu erzwingen, der zu größern Eroberungen den Weg bahnen sollte. Der Zusammenhang der niederdeutschen Stände mit den nordischen Reichen war zerrissen, wenn es dem Kaiser gelang, sich in die Mitte zwischen beiden zu lagern und von dem Adriatischen Meere bis an den Sund (das dazwischen liegende Polen stand in seiner Abhängigkeit) Deutschland mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn dies die Absicht des Kaisers war, so hatte Wallenstein seine besondere, den nämlichen Plan zu befolgen. Besitzungen an der Ostsee sollten den Grundstein zu einer Macht abgeben, womit sich schon längst seine Ehrsucht trug, und welche ihn in den Stand setzen sollte, seinen Herrn zu entbehren.

Diese Zwecke zu erreichen, war es von äußerster Wichtigkeit, die Stadt Stralsund am Baltischen Meere in Besitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Überfahrt von da nach den schwedischen und dänischen Küsten machte sie vorzüglich geschickt, in einem Kriege mit beiden Kronen einen Wasseuplaz abzugeben. Diese Stadt, die sechste des Hanseatischen Bundes, genoß unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigsten Privilegien, und völlig außer aller Verbindung mit Dänemark, hatte sie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entferntesten Anteil genommen. Aber weder diese Neutralität noch ihre Privilegien konnten sie vor den Annahungen Wallensteins schützen, der seine Absicht auf sie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieses Generals, kaiserliche Besatzungen anzunehmen, hatte der Magistrat von Stralsund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch seinen Truppen den arglistig verlangten Durchmarsch verweigert. Jetzt schickte Wallenstein sich an, die Stadt zu belagern.

Für beide nordische Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralsund bei seiner Unabhängigkeit zu schützen, ohne welche die freie Schifffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinschaftliche Gefahr besiegte endlich die Privateifersucht, welche schon längst beide Könige entzweite. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) versprachen sie einander, Stralsund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten und gemeinschaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Absicht in der Ostsee erscheinen würde. Christian der Vierte warf so gleich eine hinreichende Besatzung in Stralsund und stärkte durch seinen persönlichen Besuch den Mut der Bürger. Einige Kriegsschiffe, welche König Sigismund von Polen dem kaiserlichen Feldherrn zu Hilfe schickte, wurden von der dänischen Flotte in

Grund geböhrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abschlug, so hatte der kaiserliche Generalissimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuschließen.

Nichts scheint abenteuerlicher zu sein, als einen Seeplatz, der aufs vortrefflichste besetzt war, erobern zu wollen, ohne seinen 5 Hafen einzuschließen. Wallenstein, der noch nie einen Widerstand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden und das Unmögliche besiegen. Stralsund, von der Seeseite frei, fuhr ungehindert fort, sich mit Lebensmitteln zu versehen und mit neuen Truppen zu verstärken; nichtsdestoweniger umzingelte es Wal- 10 lenstein zu Lande und suchte durch prahlerische Drohungen den Mangel gründlicherer Mittel zu ersetzen. „Ich will,“ sagte er, „diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden.“ Der Kaiser selbst, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er sich keinen rühmlichen Ausgang 15 versprach, ergriff mit Begierde die scheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbietungen der Stralsunder, seinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenstein verachtete diesen Befehl und fuhr fort, den Belagerten durch unablässige Stürme zuzusetzen. Da die dänische Besatzung schon stark ge- 20 schmolzen, der Überrest der rastlosen Arbeit nicht gewachsen war, und der König sich außerstande befand, eine größere Anzahl von Truppen an diese Stadt zu wagen, so warf sich Stralsund, mit Christian's Genehmigung, dem Könige von Schweden in die Arme. Der dänische Kommandant verließ die Festung, um einem 25 schwedischen Platz zu machen, der sie mit dem glücklichsten Erfolge verteidigte. Wallenstein's Glück scheiterte vor dieser Stadt, und zum erstenmal erlebte sein Stolz die empfindliche Kränkung, nach mehreren verlorren Monaten, nach einem Verlust von 12000 Toten seinem Vorhaben zu entsagen. Aber die Nothwendigkeit, in 30 welche er diese Stadt gesetzt hatte, den schwedischen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündnis zwischen Gustav Adolf und Stralsund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutschland nicht wenig erleichterte.

Bis hieher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des 35 Kaisers begleitet, und Christian der Vierte, in Deutschland überwunden, mußte sich in seinen Inseln verbergen; aber die Ostsee setzte diesen Eroberungen eine Grenze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, sondern setzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen 40 zu verlieren. Am meisten hatte man von der Vereinigung beider nordischen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn sie Bestand hatte, dem Kaiser und seinem Feldherrn unmöglich machte, auf

ber Ostsee eine Rolle zu spielen oder gar eine Landung in Schweden zu tun. Gelang es aber, die Sache dieser beiden Fürsten zu trennen und sich der Freundschaft des dänischen Königs insbesondere zu versichern, so konnte man die einzelne schwedische Macht desto leichter zu überwältigen hoffen. Furcht vor Einmischung fremder Mächte, aufrührerische Bewegungen der Protestanten in seinen eigenen Staaten, die ungeheuren Kosten des bisher geführten Kriegs und noch mehr der Sturm, den man im ganzen protestantischen Deutschlande im Begriff war zu erregen, stimmten das Gemüt des Kaisers zum Frieden, und aus ganz entgegengesetzten Gründen beieferte sich sein Feldherr, diesen Wunsch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünschen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Privatstandes herunterstürzte, wollte er nur den Schauplay des Kriegs verändern und durch diesen einseitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundschaft Dänemarks, dessen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für seine weitaussehenden Entwürfe sehr wichtig, und er beschloß, selbst mit Hintanzetzung der Vorteile seines Herrn, sich diesen Monarchen zu verpflichten.

Christian der Vierte hatte sich in dem Vertrag von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Demohngeachtet wurde der Antrag, den ihm Wallenstein that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Kongreß zu Lübeck (1629), von welchem Wallenstein die schwedischen Gesandten, die für Mecklenburg zu intercedieren kamen, mit ausstudierter Geringschätzung abwies, wurden von kaiserlicher Seite alle den Dänen weggenommene Länder zurückgegeben. Man legte dem König auf, sich in die Angelegenheiten Deutschlands fernerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holstein gestattete, sich der niederdeutschen Stifter unter keinem Namen mehr anzumaßen und die mecklenburgischen Herzoge ihrem Schicksal zu überlassen. Christian selbst hatte diese beiden Fürsten in den Krieg mit dem Kaiser verwickelt; jetzt opferte er sie auf, um sich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Krieg gegen den Kaiser veranlaßten, war die Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz, seines Verwandten, nicht der unerheblichste gewesen — auch dieses Fürsten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Silbe gedacht, und in einem Artikel desselben sogar die Rechtmäßigkeit der bairischen Kurwürde eingestanden. Mit so wenig Ruhm trat Christian der Vierte vom Schauplay.

Zum zweitenmal hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen und es stand nur bei ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutschlands schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Drangsale flehten; die Greuel seiner Soldaten, die Habsucht seiner Feldherrn hatten alle Grenzen überstiegen. Deutschland, von den verwüstenden Schwärmen Mansfelds und Christians von Braunschweig, von den schrecklichern Heerscharen Tillys und Wallensteins durchzogen, lag erschöpft, blutend, verödet und jeuzte nach Erholung. Mächtig war der Wunsch des Friedens bei allen Ständen des Reichs, mächtig selbst bei dem Kaiser, der, in Oberitalien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutschland entkräftet und vor den Rechnungen hange war, die seiner warteten. Aber unglücklicherweise widersprachen sich die Bedingungen, unter welchen beide Religionsparteien das Schwert in die Scheide stecken wollten. Die Katholischen wollten mit Vorteil aus diesem Kriege gehen; die Protestanten wollten nicht schlimmer daraus gehen — der Kaiser, anstatt beide Teile mit kluger Mäßigung zu vereinigen, nahm Partei; und so stürzte Deutschland aufs neue in die Schrecken eines entsetzlichen Krieges.

Schon seit Endigung der böhmischen Unruhen hatte Ferdinand die Gegenreformation in seinen Erbstaaten angefangen, wobei jedoch aus Rücksicht gegen einige evangelische Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche seine Feldherrn in Niederdeutschland erfochten, machten ihm Mut, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Protestanten in seinen Erbländern wurde, diesem Entschluß gemäß, angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entsagen — eine bittere, schreckliche Wahl, welche die fürchterlichsten Empörungen unter den Landleuten in Osterreich erregte. In den pfälzischen Landen wurde gleich nach Vertreibung Friedrichs des Fünften der reformierte Gottesdienst aufgehoben und die Lehrer dieser Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Diese Neuerungen waren nur das Vorpiel zu größern. Auf einem Kurfürstenkonvent zu Mühlhausen forderten die Katholiken den Kaiser auf, alle seit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Protestanten eingezogene Erzbistümer, Bistümer, mittelbare und unmittelbare Abteien und Klöster wieder an die katholische Kirche zurückzubringen und dadurch die katholischen Stände für die Verluste und Bedrückungen zu entschädigen, welche sie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bei einem so streng

katholischen Fürsten, wie es Ferdinand war, konnte ein solcher Wink nicht zur Erde fallen; aber noch schien es ihm zu frühe, das ganze protestantische Deutschland durch einen so entscheidenden Schritt zu empören. Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese Zurückforderung der geistlichen Stifter nicht einen Teil seiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derselben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken bestimmt hatte, hatte man sie zum Nutzen der protestantischen Kirche verwendet. Mehrere Fürsten dankten diesen Erwerbungen einen großen Teil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterschied mußten durch die Zurückforderung derselben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede sprach ihnen das Recht an diese Stifter nicht ab, obgleich er es ebenso wenig außer Zweifel setzte. Aber ein langer, bei vielen fast ein Jahrhundert langer Besitz, das Stillschweigen von vier bisherigen Kaisern, das Gesetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Voreltern einen gleichen Anteil mit den Katholischen zusprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Außer dem wirklichen Verluste, den sie durch Zurückgabe dieser Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unübersehblichen Verwirrungen, welche die Folge davon sein mußten, war dies kein geringer Nachteil für sie, daß die wieder eingesetzten katholischen Bischöfe die katholische Partei auf dem Reichstage mit ebensoviele neuen Stimmen verstärken sollten. So empfindliche Verluste auf seiten der Evangelischen ließen den Kaiser die heftigste Widersehung befürchten, und ehe das Kriegsfeuer in Deutschland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Partei, welche an dem Kurfürsten von Sachsen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen sich reizen. Er versuchte es also vorerst im kleinen, um zu erfahren, wie man es im großen ausnehmen würde. Einige Reichsstädte in Oberdeutschland und der Herzog von Württemberg erhielten Mandate, verschiedene solcher eingezogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umstände in Sachsen ließ ihn dort noch einige kühnere Versuche wagen. In den Bistümern Magdeburg und Halberstadt hatten die protestantischen Domherren keinen Anstand genommen, Bischöfe von ihrer Religion aufzustellen. Beide Bistümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallensteinische Truppen jetzt überschwemmt. Zufälligerweise war Halberstadt durch den Tod des Administrators, Herzogs Christian von Braunschweig, das Erzstift Magdeburg durch Absehung Christian Wilhelms, eines brandenburgischen Prinzen, erledigt. Ferdinand benutzte diese beiden Umstände,

um das Halberstädtische Stift einem katholischen Bischof und noch dazu einem Prinzen aus seinem eignen Hause zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Kapitel zu Magdeburg, einen Sohn des Kurfürsten von Sachsen zum Erzbischof zu erwählen. Aber der Papst, der sich aus 5 angemessener Gewalt in diese Angelegenheit mengte, sprach dem österreichischen Prinzen auch das magdeburgische Erzstift zu; und man konnte sich nicht enthalten, die Geschicklichkeit Ferdinands zu bewundern, der über dem heiligsten Eifer für seine Religion nicht vergaß, für das Beste seines Hauses zu sorgen. 10

Endlich, als der Lübecker Friede den Kaiser von seiten Dänemarks außer aller Furcht gesetzt hatte, die Protestanten in Deutschland gänzlich darnieder zu liegen schienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete Ferdinand das durch so viel Unglück berückigte Re- 15 stitutionseдикт (1629), nachdem er es vorher jedem der vier katholischen Kurfürsten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange spricht er sich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, dessen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelst kaiserlicher Machtvollkom- 20 menheit zu erklären und als oberster Schiedsmann und Richter zwischen beide streitende Parteien zu treten. Dieses Recht gründete er auf die Observanz seiner Vorfahren und auf die eh- mals geschene Einwilligung selbst protestantischer Stände. Kurfachsen hatte dem Kaiser wirklich dieses Recht zugestanden; 25 jetzt ergab es sich, wie großen Schaden dieser Hof durch seine Anhänglichkeit an Osterreich der protestantischen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchstabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahr- hundert lange Zwist beider Religionsparteien es genugsam be- 30 zeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst und also selbst Partei war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eignen 35 Sache nicht Richter sein, ohne die Freiheit des Deutschen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieses angemessenen Rechts, den Religions- frieden auszulegen, gab Ferdinand die Entscheidung, daß jede nach dem Datum dieses Friedens von den Protestanten 40 geschene Einziehung sowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinn dieses Friedens zuwiderlaufe und als eine Ver- legung desselben widerrufen sei. Er gab ferner die Entscheidung,

daß der Religionsfriede keinem katholischen Landesherren auflege, protestantischen Untertanen etwas mehr als freien Abzug aus seinen Landen zu bewilligen. Diesem Ausspruche gemäß wurde allen unrechtmäßigen Besitzern geistlicher Stifter — also allen protestantischen Reichsständen ohne Unterschied — bei Strafe des Reichsbannes anbefohlen, dieses unrechte Gut an die kaiserlichen Kommissarien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwei Erzbistümer und zwölf Bistümer standen auf der Liste; außer diesen eine unübersehbare Anzahl von Klöstern, welche die Protestanten sich zugeeignet hatten. Dieses Edikt war ein Donnerschlag für das ganze protestantische Deutschland, schrecklich schon an sich selbst durch das, was es wirklich nahm, schrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft befürchten ließ, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt sahen es die Protestanten als ausgemacht an, daß der Untergang ihrer Religion von dem Kaiser und der katholischen Ligue beschlossen sei, und daß der Untergang deutscher Freiheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorstellung ward geachtet, die Kommissarien wurden ernannt, und eine Armee zusammengezogen, ihnen Gehorsam zu verschaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geschlossen worden, machte man den Anfang; die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Bischofs zurücktreten, und sechs protestantische Kirchen wurden darin geschlossen. Ebenso mußte der Herzog von Württemberg seine Klöster herausgeben. Dieser Ernst schreckte alle evangelische Reichsstände auf, aber ohne sie zu einem tätigen Widerstand begeistern zu können. Die Furcht vor des Kaisers Macht wirkte zu mächtig; schon fing ein großer Teil an, sich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen, bewog deswegen die Katholischen, mit Vollstreckung des Edikts noch ein Jahr lang zu zögern, und dies rettete die Protestanten. Ehe diese Frist um war, hatte das Glück der schwedischen Waffen die ganze Gestalt der Dinge verändert.

Auf einer Kurfürstenversammlung zu Regensburg, welcher Ferdinand in Person beivohnte (1630), sollte nun mit allem Ernst an der gänzlichen Beruhigung Deutschlands und an Hebung aller Beschwerden gearbeitet werden. Diese waren von seiten der Katholischen nicht viel geringer als von seiten der Evangelischen, so sehr auch Ferdinand sich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Restitutionsedikt und den Anführer derselben durch Erteilung der Kurwürde und durch Einräumung des größten Theils der pfälzischen Lande sich verpflichtet zu haben.

Das gute Verständniß zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Ligue hatte seit Wallensteins Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Gesetzgeber in Deutschland zu spielen und selbst über das Schicksal des Kaisers zu gebieten, sah sich der stolze Kurfürst von Bayern durch den kaiserlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht und seine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Ansehen der Ligue verschwunden. Ein anderer trat jetzt auf, die Früchte seiner Siege zu ernten und alle seine vergangenen Dienste in Vergessenheit zu stürzen. Der übermütige Charakter des Herzogs von Friedland, dessen süßester Triumph war, dem Ansehen der Fürsten Hohn zu sprechen und der Autorität seines Herrn eine verhasste Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bei, die Empfindlichkeit des Kurfürsten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiser und voll Mißtrauen gegen seine Gesinnungen, hatte er sich in ein Bündniß mit Frankreich eingelassen, dessen sich auch die übrigen Fürsten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplänen des Kaisers, der Unwille über die gegenwärtigen schreienden Übel hatte bei diesen jedes Gefühl der Dankbarkeit erstickt. Wallensteins Erpressungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehen, Hessen auf sieben Millionen an, die übrigen nach Verhältnis. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geschrei um Hilfe, umsonst alle Gegenvorstellungen, kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, alles über diesen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluten von Bittschriften, alle wider Wallenstein gerichtet, stürmte man auf den erschrockenen Kaiser ein und erschütterte sein Ohr durch die schauerhaftesten Beschreibungen der erlittenen Gewaltthatigkeiten. Ferdinand war kein Barbar. Wenn auch nicht unschuldig an den Abscheulichkeiten, die sein Name in Deutschland verübte, doch unbekannt mit dem Übermaße derselben, besann er sich nicht lange, den Forderungen der Fürsten zu willfahren und von seinen im Felde stehenden Heeren sogleich achtzehntausend Mann Reiterei abzugeben. Als diese Truppenverminderung geschah, rüsteten sich die Schweden schon lebhaft zu ihrem Einmarsch in Deutschland, und der größte Teil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Diese Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Kurfürsten von Bayern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Ansehen des Kaisers war unvollkommen, solange der Herzog von Friedland das oberste Kommando behielt. Schwer rächten sich jetzt die Fürsten an dem Übermuth

dieses Feldherrn, den sie alle ohne Unterschied hatten fühlen müssen. Die Absetzung desselben wurde daher von dem ganzen Kurfürstenkollegium, selbst von den Spaniern, mit einer Einstimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiser in Erstaunen setzte. Aber selbst diese Einstimmigkeit, diese Hestigkeit, mit welcher die Rieider des Kaisers auf Wallensteins Absetzung drangen, mußte ihn von der Wichtigkeit dieses Dieners überzeugen. Wallenstein, von den Rabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geschmiedet wurden, verabsäumte nichts, dem Kaiser über die wahren Absichten des Kurfürsten von Bayern die Augen zu öffnen. Er erschien selbst in Regensburg, aber mit einem Brunkte, der selbst den Kaiser verdunkelte und dem Haß seiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiser sich nicht entschließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Überlegenheit hatte er dem Herzog von Friedland zu danken; er fühlte, wieviel er hingab, wenn er ihn dem Hasse der Fürsten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Kurfürsten. Er ging damit um, seinem Sohn Ferdinand, erwähltem König von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung Maximilians unentbehrlich war. Diese Angelegenheit war ihm die dringendste, und er scheute sich nicht, seinen wichtigsten Diener aufzuopfern, um den Kurfürsten von Bayern zu verpflichten.

Auf eben diesem Kurfürstentage zu Regensburg befanden sich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beizulegen, der sich zwischen dem Kaiser und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog Vincenz von Mantua und Montferrat war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein nächster Anverwandter, Karl Herzog von Nevers, hatte sogleich von dieser Erbschaft Besitz genommen, ohne dem Kaiser, als oberstem Lehnsherrn dieser Fürstentümer, die schuldige Pflicht zu erweisen. Auf französischen und venezianischen Beistand gestützt, beharrte er auf seiner Weigerung, diese Länder bis zu Entscheidung seines Rechts in die Hände der kaiserlichen Kommissarien zu übergeben. Ferdinand, in Feuer gesetzt von den Spaniern, denen, als Besitzern von Mailand, die nahe Nachbarschaft eines französischen Vasallen äußerst bedenklich und die Gelegenheit willkommen war, mit Hilfe des Kaisers Eroberungen in diesem Teile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenbemühungen Papst Urbans des Achten ungeachtet, der den Krieg ängstlich von diesen Gegenden zu entfernen suchte, schickte er eine deutsche Armee über die Alpen, deren

unerwartete Erscheinung alle italienische Staaten in Schrecken setzte. Seine Waffen waren siegreich durch ganz Deutschland, als dies in Italien geschah, und die alles vergrößernde Furcht glaubte nun, die alten Entwürfe Oesterreichs zur Universalmonarchie auf einmal wieder aufleben zu sehen. Die Schrecken des deutschen Kriegs verbreiteten sich nun auch über die gesegneten Fluren, welche der Po durchströmt: die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher mußte die verwüstende Gegenwart gefeszloser Scharen empfinden. Zu den Verwünschungen, welche weit und breit durch ganz Deutschland wider den Kaiser erschallten, gesellten sich nunmehr auch die Flüche Italiens, und im Konklave selbst stiegen von jetzt an stille Wünsche für das Glück der protestantischen Waffen zum Himmel.

Abgeschreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieser italienische Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Kurfürsten ermüdet, die das Gesuch der französischen Minister mit Eifer unterstützten, gab der Kaiser den Vorschlägen Frankreichs Gehör und versprach dem neuen Herzog von Mantua die Belehnung.

Dieser wichtige Dienst von seiten Bayerns war von französischer Seite einen Gegendienst wert. Die Schließung des Traktats gab den Bevollmächtigten Richelieu eine erwünschte Gelegenheit, den Kaiser während ihrer Anwesenheit zu Regensburg mit den gefährlichsten Intrigen zu umspinnen, die mißvergnügten Fürsten der Ligue immer mehr gegen ihn zu reizen und alle Verhandlungen dieses Kurfürstentages zum Nachteil des Kaisers zu leiten. Zu diesem Zwecke hatte sich Richelieu in der Person des Kapuzinerpaters Joseph, der dem Gesandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auszerlesen. Eine seiner ersten Instruktionen war, die Absezung Wallensteins mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der sie zum Sieg geführt hatte, verloren die österreichischen Armeen den größten Teil ihrer Stärke; ganze Heere konnten den Verlust dieses einzigen Mannes nicht ersetzen. Ein Hauptstreich der Politik war es also, zu eben der Zeit, wo ein siegreicher König, unumschränkter Herr seiner Kriegsoperationen, sich gegen den Kaiser rüstete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Ansehen gleich war, von der Spitze der kaiserlichen Armeen wegzureißern. Pater Joseph, mit dem Kurfürsten von Bayern einverstanden, unternahm es, die Unentschlossenheit des Kaisers zu besiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Kurfürstentrate wie belagert war. „Es würde gut getan sein,“ meinte er,

„den Fürsten in diesem Stücke zu Gefallen zu leben, um desto eher zu der römischen Königswahl seines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieser Sturm erst vorüber sein, so fände sich Wallenstein alsdann schnell genug wieder, um seinen vorigen
5 Platz einzunehmen.“ — Der listige Kapuziner war seines Mannes zu gewiß, um bei diesem Trostgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand den Zweiten die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden,“ schreibt
10 sein eigener Beichtvater, „war ihm heiliger als ein priesterliches Haupt. Geschätze es, pflegte er oft zu sagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu einer Zeit und an einem Ort ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste, und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten.“ Wallensteins Ab-
15 setzung ward beschloffen.

Zum Dank für dieses fromme Vertrauen arbeitete ihm der Kapuziner mit solcher Geschicklichkeit in Regensburg entgegen, daß seine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römische
20 Königswürde zu verschaffen, gänzlich mißlangen. In einem eignen Artikel des eben geschlossenen Vertrags hatten sich die französischen Minister im Namen dieser Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaisers die vollkommenste Neutralität zu beobachten — während daß Richelieu mit dem
25 Könige von Schweden bereits in Traktaten stand, ihn zum Kriege aufmunterte und ihm die Allianz seines Herrn aufdrang. Auch nahm er diese Lüge zurück, sobald sie ihre Wirkung getan hatte, und Pater Joseph mußte in einem Kloster die Verwegenheit büßen, seine Vollmacht überschritten zu haben. Zu spät wurde
30 Ferdinand gewahr, wie sehr man seiner gespottet hatte. „Ein schlechter Kapuziner,“ hörte man ihn sagen, „hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet und nicht weniger als sechs Kurhüte in seine enge Kapuze geschoben.“

Betrug und List triumphierten also über diesen Kaiser zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte, und
35 wo er es durch seine Waffen wirklich war. Um funfzehntausend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verlust eines Heeres ersetzte, verließ er Regensburg, ohne den Wunsch erfüllt zu sehen, um dessentwillen er alle diese Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde schlugen, hatten ihn Maxi-
40 milian von Bayern und Pater Joseph unheilbar verwundet. Auf eben dieser merkwürdigen Versammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entschieden und der in Mantua geendigt. Fruchtlos hatten sich auf demselben die

Fürsten für die Herzoge von Mecklenburg bei dem Kaiser verwendet, englische Gesandte ebenso fruchtlos um einen Jahrgelalt für den Pfalzgrafen Friedrich gebettelt.

Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urteil der Absehung ihm verkündigt werden sollte. Die meisten Offiziere waren seine Geschöpfe, seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Eine solche Sentenz gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von Wallensteins genauesten Freunden zu Überbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wut in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen, zu gehorchen. Dieser Urteilspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugtuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeiungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist, gleich einem Knaben, am Gängelbände führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sei, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorherzusagen, daß ein Feind wie Gustav Adolf einen General wie Wallenstein nicht lange entbehrlich lassen würde.

„Der Kaiser ist verraten,“ antwortete Wallenstein den Gesandten; „ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Bayern dominiert. Zwar tut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande

hingegen hat; aber ich will gehorchen.“ Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demütigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben und bei den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Teil seiner Offiziere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienst. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andre fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit und schien dem Urteilspruch seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergedrückt werden, um dem Schloßhofs Raum zu machen. Ähnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliers aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräte und Gefolge auf hundert sechs- und vier-spännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und ebensoviel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Kunde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Geräusch der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm wie die Zugänge zu ihm war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreungen, wodurch andre das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener

Hand nieder, um der Verschwiegenheit anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, gelblicher Gesichtsfarbe, rötlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Übermaß seiner Belohnungen 5 konnte die zitternde Schar seiner Diener festhalten.

In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete Wallenstein still, doch nicht müßig seine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Gustav Adolfs reizender Siegeslauf ein Vorgefühl desselben genießen. Von seinen hochfliegenden Plänen ward kein einziger aufgegeben; der Undank 10 des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Jügel befreit. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verriet den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und verschwenderisch wie ein Monarch, schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen. 15

Nach Wallensteins Abdankung und Gustav Adolfs Landung mußte ein neuer Generalissimus aufgestellt werden; zugleich schien es nötig zu sein, das bisher getrennte Kommando der kaiserlichen und ligistischen Truppen in einer einzigen Hand 20 zu vereinigen. Maximilian von Bayern trachtete nach diesem wichtigen Posten, der ihn zum Herrn des Kaisers machen konnte; aber eben dies bewog letztern, sich für den König von Ungarn seinen ältesten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beide Kompetenten zu entfernen und keinen Teil ganz unbefriedigt zu lassen, übergab man das Kommando dem ligistischen 25 General Tilly, der nunmehr den bayerischen Dienst gegen den österreichischen vertauschte. Die Armeen, welche Ferdinand auf deutschem Boden stehen hatte, beliefen sich nach Abgang der Wallensteinischen Truppen auf etwa 40000 Mann; nicht viel 30 schwächer war die ligistische Kriegsmacht; beide durch treffliche Offiziere befehligt, durch viele Feldzüge geübt und stolz auf eine lange Reihe von Siegen. Mit dieser Macht glaubte man um so weniger Ursache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne 35 hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutschland hereinbrechen konnte.

Nach dem unglücklichen Versuche des Königs von Dänemark, die Progressen des Kaisers zu hemmen, war Gustav Adolf der einzige Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die stärksten politischen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittne Beleidigungen dazu berechtigt und durch persönliche Fähigkeiten 40

dieser gewagten Unternehmung gewachsen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn schon vor dem Ausbruche des Kriegs in Niedersachsen bewogen, seine Person und seine Heere zur Verteidigung Deutschlands anzubieten; damals hatte ihn der König von Dänemark zu seinem eigenen Unglücke verdrängt. Seit dieser Zeit hatte der Übermut Wallensteins und der despotische Stolz des Kaisers es nicht an Aufforderungen fehlen lassen, die ihn persönlich erhitzen und als König bestimmen mußten. Kaiserliche Truppen waren dem polnischen König Sigismund zu Hilfe geschickt worden, um Preußen gegen die Schweden zu verteidigen. Dem König, welcher sich über diese Feindseligkeit gegen Wallenstein beklagte, wurde geantwortet, der Kaiser habe der Soldaten zu viel. Er müsse seinen guten Freunden damit aushelfen. Von dem Kongresse mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieser Wallenstein die schwedischen Gesandten mit beleidigendem Troß abgewiesen und, da sie sich dadurch nicht schrecken ließen, mit einer Behandlung bedroht, welche das Völkerrecht verletzte. Ferdinand hatte die schwedischen Flaggen insultieren und Depeschen des Königs nach Siebenbürgen auffangen lassen. Er fuhr fort, den Frieden zwischen Polen und Schweden zu erschweren, die Anmaßungen Sigismunds auf den schwedischen Thron zu unterstützen und Gustav Adolfs den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederholtesten Gegenvorstellungen Gustavs hatte er keiner Aufmerksamkeit gewürdigt und neue Beleidigungen hinzugefügt, anstatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leisten.

So viele persönliche Aufforderungen, durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe unterstützt und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland, mußten auf das Gemüt eines Fürsten Eindruck machen, der auf seine königliche Ehre desto eifersüchtiger war, je mehr man geneigt sein konnte, sie ihm streitig zu machen, der sich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beschützen, unendlich geschmeichelt fand und den Krieg, als das eigentliche Element seines Genies, mit Leidenschaft liebte. Aber ehe ein Waffenstillstand oder Friede mit Polen ihm freie Hände gab, konnte an einen neuen und gefährvollen Krieg mit Ernst nicht gedacht werden.

Der Kardinal Richelieu hatte das Verdienst, diesen Waffenstillstand mit Polen herbeizuführen. Dieser große Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wut der Faktionen und den Dünkel der Großen in dem Innern Frankreichs mit der andern darniederbeugte, verfolgte mitten unter

den Sorgen einer stürmischen Staatsverwaltung unerschütterlich seinen Plan, die anwachsende Macht Oesterreichs in ihrem stolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umstände, welche ihn umgaben, setzten diesen Entwürfen nicht geringe Hindernisse in der Ausführung entgegen; denn auch dem größten Geist möchte es un- 5 gestraft nicht hingehen, den Wahnbegriffen seiner Zeit Hohn zu sprechen. Minister eines katholischen Königs und durch den Purpur, den er trug, selbst Fürst der römischen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündnis mit den Feinden seiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewußt hatte. Die Schonung, welche Richelieu den eingeschränkten Begriffen seiner Zeitgenossen schuldig war, schränkte seine politische Tätigkeit auf die behutsamen Versuche 10 ein, hinter der Decke verborgen zu wirken und die Entwürfe seines erleuchteten Geistes durch eine fremde Hand zu vollstrecken. Nachdem er sich umsonst bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiser zu hindern, nahm er seine Zuflucht zu Gustav Adolf, dem Helden seines Jahrhunderts. Nichts wurde ge- 20 spart, diesen König zur Entschließung zu bringen und ihm gleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charnacé, ein unverdächtiger Unterhändler des Kardinals, erschien in Polnisch-Preußen, wo Gustav Adolf gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beiden Könige zum andern, um einen Waffenstillstand oder Frieden zwischen ihnen zu- 25 stande zu bringen. Gustav Adolf war längst dazu bereit, und endlich gelang es dem französischen Minister, auch dem König Sigismund über sein wahres Interesse und die betrügerische Politik des Kaisers die Augen zu öffnen. Ein Waffenstillstand wurde auf sechs Jahre zwischen beiden Königen geschlossen, durch welchen Gustav im Besitz aller seiner Eroberungen blieb und die lang' gewünschte Freiheit erhielt, seine 30 Waffen gegen den Kaiser zu kehren. Der französische Unterhändler bot ihm zu dieser Unternehmung die Allianz seines Königs und beträchtliche Hilfgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber Gustav Adolf fürchtete nicht ohne Grund, sich durch Annehmung derselben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu setzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe seiner Siege Fesseln anlegte, und durch das Bündnis mit einer katholischen Macht Mißtrauen bei den Protestanten zu erwecken. 40

So dringend und gerecht dieser Krieg war, so vielversprechend waren die Umstände, unter welchen Gustav Adolf ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaisers, unerschöpflich

seine Hilfsquellen, unüberwindlich bisher seine Macht; jeden andern als Gustav würde ein so gefährvolles Spiel zurückgeschreckt haben. Gustav übersah alle Hindernisse und Gefahren, welche sich seinem Unternehmen entgegenstellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er sie zu besiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohl-
 5 biszipliniert war seine Kriegsmacht, durch ein strenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem polnischen Kriege zum Sieg gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menschen und durch einen achtjährigen Krieg über Ber-
 10 mögen angestrengt, war seinem König mit einem Enthusiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligste Unterstützung von seinen Reichsständen hoffen ließ. In Deutschland war der Name des Kaisers wenigstens ebenso sehr gehaßt als gefürchtet. Die protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreiers zu
 15 erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen und sich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbst den katholischen Ständen konnte die Erscheinung eines Gegners nicht unwillkommen sein, der die überwiegende Macht des Kaisers beschränkte. Der erste Sieg, auf deutschem Boden erfochten, mußte für seine
 20 Sache entscheidend sein, die noch zweifelnden Fürsten zur Erklärung bringen, den Mut seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren und zu Fortsetzung des Krieges reichliche Hilfsquellen eröffnen. Hatten gleich die mehresten deutschen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich
 25 gelitten, so waren doch die wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon frei geblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freiwilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehrern Ländern man die Kaiserlichen verjagte, desto mehr mußten ihre Heere schmelzen, die nur allein
 30 von den Ländern lebten, in denen sie standen. Unzeitige Truppenversendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaisers vermindert; Spanien, durch den Verlust seiner amerikanischen Silberflotte geschwächt und durch einen ernstlichen Krieg in den Niederlanden beschäftigt, konnte
 35 ihm wenig Unterstützung gewähren. Dagegen machte Großbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit sich selbst Frieden machte, kam ihm mit den vorteilhaftesten Anerbietungen bei seiner Unternehmung entgegen.

40 Aber die sicherste Bürgschaft für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung fand Gustav Adolf — in sich selbst. Die Klugheit erforderte es, sich aller äußerlichen Hilfsmittel zu versichern und dadurch sein Unternehmen vor dem Vorwurf der

Verwegenheit zu schützen; aus seinem Busen allein nahm er seine Zuversicht und seinen Mut. Gustav Adolf war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts und der tapferste Soldat in seinem Heere, das er sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine bessere Kriegskunst erfunden, welche den größten Feldherren der folgenden Zeiten zum Muster diente. Die unbehilflichen großen Eskadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und schneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitem Entfernungen auseinander. Er stellte seine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten Linie in Schlachordnung, daß die zweite anrücken konnte, wenn die erste zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reiterei wußte er dadurch zu ersetzen, daß er Fußgänger zwischen die Reiter stellte, welches sehr oft den Sieg entschied; die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erst von ihm. Ganz Deutschland hat die Mannszucht bewundert, durch welche sich die schwedischen Heere auf deutschem Boden in den ersten Zeiten so rühmlich unterschieden. Alle Ausschweifungen wurden aufs strengste geahndet, am strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duell. In den schwedischen Kriegsgeetzen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem schwedischen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen und unter freiem Himmel seine Andacht halten. In allem diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. Eine ungekünstelte, lebendige Gottesfurcht erhöhte den Mut, der sein großes Herz beseelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren notwendigen Jügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinands, die sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glückes noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere; mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es Licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzu oft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses

königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Mutige zum Sieg, und seinem alles beleuchtenden Adlerblick entging keine Heldentat, die sein Beispiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers
 5 entzündete in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf diesen König, gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine Armut hin, verspritzte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.

10 So wenig man über die Notwendigkeit des Krieges in Zweifel war, so sehr war man es über die Art, wie er geführt werden sollte. Ein angreifender Krieg schien selbst dem mutvollen Kanzler Orenstierna zu gewagt, die Kräfte seines geldarmen und gewissenhaften Königs zu ungleich den unermesslichen Hilfsmitteln eines Despoten, der mit ganz Deutschland wie mit seinem
 15 Eigentum schaltete. Diese furchtsamen Bedenklichkeiten des Ministers widerlegte die weiter sehende Klugheit des Helden. „Erwarten wir den Feind in Schweden,“ sagte Gustav, „so ist alles verloren, wenn eine Schlacht verloren ist; alles ist gewonnen, wenn wir in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer ist groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küsten zu bewachen. Entwischte uns die feindliche Flotte, oder würde die unsrige geschlagen, so wäre es dann umsonst, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralsunds muß uns
 20 alles liegen. So lange dieser Hafen uns offensteht, werden wir unser Ansehen auf der Ostsee behaupten und einen freien Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber um Stralsund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern müssen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir also nichts
 25 mehr von einem Verteidigungskriege, durch den wir unsere herrlichsten Vorteile verscherzen. Schweden selbst darf keine feindliche Fahne sehen; und werden wir in Deutschland besiegt, so ist es alsdann noch Zeit, euern Plan zu befolgen.“

Beschlossen ward also der Übergang nach Deutschland und der Angriff des Kaisers. Die Zurüstungen wurden aufs lebhafteste betrieben, und die Vorkehrungen, welche Gustav traf, verrieten nicht weniger Vorsicht, als der Entschluß Kühnheit und Größe zeigte. Vor allem war es nötig, in einem so weit entlegenen Kriege Schweden selbst gegen die zweideutigen Gesinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu setzen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Mar-
 30 zaröd versicherte sich Gustav der Freundschaft dieses Monarchen; gegen Moskau wurden die Grenzen gedeckt; Polen konnte man

von Deutschland aus in Furcht erhalten, wenn es Lust bekommen sollte, den Waffenstillstand zu verletzen. Ein schwedischer Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutschen Höfe bereifte, machte seinem Herrn von seiten mehrerer protestantischen Fürsten die schmeichelhaftesten Hoffnungen, obgleich 5 noch keiner Mut und Verleugnung genug hatte, ein förmliches Bündnis mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten sich bereitwillig, Geld vorzuschießen und an Zahlungsstatt schwedisches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürsten von Siebenbürgen wurden vertraute Personen abgeschickt, diesen un- 10 versöhnlichen Feind Osterreichs gegen den Kaiser in Waffen zu bringen.

Unterdessen wurden in den Niederlanden und Deutschland schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeigeschafft, die Flotte gehörig 15 ausgerüstet, Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und Geld so viel nur möglich herbeigetrieben. Dreißig Kriegsschiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von funfzehntausend Mann stand bereit, und zweihundert Transportschiffe waren bestimmt, sie überzusetzen. Eine größere Macht wollte 20 Gustav Adolf nicht nach Deutschland hinüberführen, und der Unterhalt derselben hätte auch bis jetzt die Kräfte seines Königreichs überstiegen. Aber so klein diese Armee war, so vortrefflich war die Auswahl seiner Truppen in Disziplin, kriegerischem Mut und Erfahrung, die einen festen Kern zu einer größern 25 Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutschen Boden erst erreicht und das Glück seinen ersten Anfang begünstigt haben würde. Oxenstierna, zugleich General und Kanzler, stand mit etwa zehntausend Mann in Preußen, diese Provinz gegen Polen zu verteidigen. Einige reguläre Truppen und ein ansehnliches 30 Korps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzschule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundbrüchiger Nachbar bei einem schnellen Überfall das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Verteidigung des Reichs gesorgt. 35 Nicht weniger Sorgfalt bewies Gustav Adolf bei Anordnung der innern Regierung. Die Regentschaft wurde dem Reichsrat, das Finanzwesen dem Pfalzgrafen Johann Kasimir, dem Schwager des Königs, übertragen, seine Gemahlin, so zärtlich er sie liebte, von allen Regierungsgeschäften entfernt, denen 40 ihre eingeschränkten Fähigkeiten nicht gewachsen waren. Gleich einem Sterbenden bestellte er sein Haus. Am 20. Mai 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen und alles zur Abfahrt in

Bereitschaft war, erschien der König zu Stockholm in der Reichsversammlung, den Ständen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Er nahm hier seine vierjährige Tochter Christina, die in der Wiege schon zu seiner Nachfolgerin erklärt war, auf die Arme, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Beherrscherin, ließ ihr auf den Fall, daß er selbst nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern und darauf die Verordnung ablesen, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regentschaft des Reichs gehalten werden sollte. In Tränen zerfloß die ganze Versammlung, und der König selbst brauchte Zeit, um zu seiner Abschiedsrede an die Stände die nötige Fassung zu erhalten.

„Nicht leichtsinnigerweise,“ fing er an, „stürze ich mich und euch in diesen neuen gefährvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs grausamste beleidigt, er hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hilfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben.

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt sein wird. Nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Verteidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutz des Himmels. Seid gerecht, seid gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.

„An euch, meine Reichsräte, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu raten. Euch, tapftrer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutz. Fahret fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmütigen Goten zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seid selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und mißbrauchet nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputierte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, euerm Fleiß eine erfreuende Ernte, Fülle euern Scheunen, Überfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch allen mein zärtliches Lebewohl. Ich sage es vielleicht auf ewig.“

Zu Elßnabben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einschiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbeigeströmt, dieses ebenso prächtige als rührende Schauspiel zu sehen. Die Herzen der Zuschauer waren von den verschiedensten Empfindungen bewegt, je nachdem sie bei der Größe des Wagesstücks oder bei der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Offizieren, welche bei diesem Heere kommandierten, haben sich Gustav Horn, Rheingraf Otto Ludwig, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Ortenburg, Baudissin, Banér, Teufel, Tott, Mutsenfahl, Falkenberg, Kniphausen und andere mehr einen glänzenden Namen erworben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erst im Junius unter Segel gehn und erreichte am 24. dieses Monats die Insel Rügen an der Küste von Pommern.

Gustav Adolf war der erste, der hier ans Land stieg. Im Angesicht seines Gefolges kniete er nieder auf Deutschlands Erde und dankte der Allmacht für die Erhaltung seiner Armee und seiner Flotte. Auf den Inseln Wollin und Usedom setzte er seine Truppen ans Land; die kaiserlichen Besatzungen verließen sogleich bei seiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Gleich sein erster Eintritt in Deutschland war Eroberung. Mit Blitzesschnelligkeit erschien er vor Stettin, sich dieses wichtigen Plazes zu verschern, ehe die Kaiserlichen ihm zuvorkämen. Bogislaw der Bierzehnte, Herzog von Pommern, ein schwacher und alternder Prinz, war lange schon der Mißhandlungen müde, welche die Kaiserlichen in seinem Lande ausgeübt hatten und fortführen auszuüben: aber zu kraftlos, ihnen Widerstand zu thun, hatte er sich mit stillem Murren unter die Übermacht gebeugt. Die Erscheinung seines Retters, anstatt seinen Mut zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So sehr sein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiserlichen ihm geschlagen, so wenig konnte dieser Fürst sich entschließen, durch offenbare Begünstigung der Schweden die Rache des Kaisers gegen sich zu reizen. Gustav Adolf, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte diese Stadt auf, schwedische Garnison einzunehmen. Bogislaw erschien selbst in dem Lager des Königs, sich diese Einquartierung zu verbitten. „Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen,“ antwortete Gustav; „nicht mit Pommern, nicht mit dem Deutschen Reiche, nur mit den Feinden desselben führe ich Krieg. In meinen Händen soll dieses Herzogtum heilig aufgehoben sein, und sicherer als von jedem andern werden Sie es nach geendigtem Feldzug von mir zurück erhalten. Sehen Sie die Fußtapfen der kaiserlichen Truppen in

Ihrem Lande, sehen Sie die Spuren der meinigen in Ugedom, und wählen Sie, ob Sie den Kaiser oder mich zum Freund haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiser sich ihrer Hauptstadt bemächtigen sollte? Wird er gnädiger damit verfahren als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen setzen? Die Sache ist dringend, fassen Sie einen Entschluß, und nötigen Sie mich nicht, wirksamere Mittel zu ergreifen.“

Die Wahl war schmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren seiner Hauptstadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaisers und das schreckenvolle Beispiel so vieler deutschen Fürsten, welche als Opfer dieser Rache im Elend herumwanderten. Die dringendere Gefahr bestimmte seinen Entschluß. Die Thore von Stettin wurden dem König geöffnet; schwedische Truppen rückten ein, und den Kaiserlichen, die schon in starken Märschen herbeieilten, wurde der Vorsprung abgewonnen. Stettins Einnahme verschaffte dem König in Pommern festen Fuß, den Gebrauch der Oder und einen Waffenplatz für seine Armee. Herzog Bogislaw säumte nicht, den getanen Schritt bei dem Kaiser durch die Nothwendigkeit zu entschuldigen und dem Vorwurfe der Verrätheri im voraus zu begegnen; aber von der Unveröhnlichkeit dieses Monarchen überzeugt, trat er mit seinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die schwedische Freundschaft sich gegen die Rache Osterreichs in Sicherheit zu setzen. Der König gewann durch diese Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutschem Boden, der ihm den Rücken deckte und den Zusammenhang mit Schweden offen hielt.

Gustav Adolf glaubte sich gegen Ferdinand, der ihn in Preußen zuerst feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben und fing ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten an. Gegen die europäischen Fürsten rechtfertigte er sein Betragen in einem eigenen Manifest, in welchem alle schon angeführte Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdessen setzte er seine Progressen in Pommern fort und sah mit jedem Tage seine Heere sich vermehren. Von den Truppen, welche unter Mansfeld, Herzog Christian von Braunschweig, dem Könige von Dänemark und unter Wallenstein gejochten, stellten sich Offiziere sowohl als Soldaten scharenweise dar, unter seinen siegreichen Fahnen zu streiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiserlichen Hofe der Aufmerksamkeit bei weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen schien. Der österreichische Stolz, durch

das bisherige unerhörte Glück auf den höchsten Gipfel getrieben, sah mit Geringschätzung auf einen Fürsten herab, der mit einer Handvoll Menschen aus einem verachteten Winkel Europens hervorkam und, wie man sich einbildete, seinen bisher erlangten Kriegsrühm bloß der Ungeschicklichkeit eines noch schwächern Fein- 5 des verdankte. Die herabsehende Schilderung, welche Wallenstein, nicht ohne Absicht, von der schwedischen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaisers; wie hätte er einen Feind achten sollen, den sein Feldherr sich getraute, mit Ruten aus Deutschland zu verjagen? Selbst die reizenden Fortschritte 10 Gustav Adolfs in Pommern konnten dieses Vorurteil nicht ganz besiegen, welchem der Spott der Höflinge stets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajestät, welche die Kälte des Nordes jetzt zusammenhalte, die aber zusehends schmelzen würde, je näher sie gegen Süden rückte. Die 15 Kurfürsten selbst, welche in Regensburg versammelt waren, würdigten seine Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit und weigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen Ferdinand, sogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und Wien seiner spottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein fester Ort 20 nach dem andern an ihn verloren.

Dieser Geringschätzung ungeachtet hatte sich der Kaiser bereitwillig finden lassen, die Mißthelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet. Aber aus ihren Instruktionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernst war, da er 25 Gustaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Absicht schien bloß dahin zu gehen, das Verhaßte des Angriffs von sich selbst auf den König von Schweden abzuwälzen, um sich dadurch auf den Beistand der Reichsstände desto eher Rechnung 30 machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten gewesen war, zerschlug sich also dieser Kongreß zu Danzig, und die Erbitterung beider Teile wurde durch einen heftigen Schriftwechsel aufs höchste getrieben.

Ein kaiserlicher General, Torquato Conti, der die Armee 35 in Pommern kommandierte, hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Platz nach dem andern wurden die Kaiserlichen vertrieben; Damm, Stargard, Kammin, Wolgast fielen schnell nacheinander in des Königs Hand. Um sich an dem Herzog von Pommern zu 40 rächen, ließ der kaiserliche General auf dem Rückzuge seine Truppen die schreiendsten Gewalttätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche sein Geiz längst schon aufs grausamste

gemäßhandelt hatte. Unter dem Vorwand, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiserlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wußten, ließen sie ihn in Rauch aufgehen, um dem
5 Feinde nichts als den Schutt zurückzulassen. Aber diese Barbaren dienten nur dazu, das entgegengesetzte Betragen der Schweden in ein desto glänzenderes Licht zu setzen und dem menschenfreundlichen König alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Soldat bezahlte alles, was er brauchte, und von fremdem Eigen-
10 tum wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die schwedischen Heere mit offenen Armen; alle kaiserlichen Soldaten, welche dem pommerischen Landvolk in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in schwedischen Dienst, und die
15 Stände dieses so sehr erschöpften Landes ließen es sich mit Freunden gefallen, dem König eine Kontribution von hunderttausend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bei aller Härte seines Charakters ein vortrefflicher General, suchte dem König von Schweden den Besitz von Stettin wenigstens unnütz zu machen, da er ihn nicht von diesem Ort zu vertreiben vermochte. Er verschanzte sich zu Garz,
20 oberhalb Stettin, an der Oder, um diesen Fluß zu beherrschen und jener Stadt die Kommunikation zu Wasser mit dem übrigen Deutschland abzuschneiden. Nichts konnte ihn dahin bringen, mit dem König von Schweden zu schlagen, der ihm an Mannschaft überlegen war; noch weniger wollte es diesem gelingen,
25 die festen kaiserlichen Verschanzungen zu stürmen. Torquato, von Truppen und Geld allzusehr entblößt, um angriffsweise gegen den König zu agieren, gedachte mit Hilfe dieses Operationsplans dem Grafen Tilly Zeit zu verschaffen, zur Verteidigung Pommerns herbeizueilen, und alsdann in Vereinigung mit diesem General auf den König von Schweden loszugehen. Er be-
30 nutzte sogar einmal die Entfernung des Königs, um sich durch einen unvermuteten Überfall Stettins zu bemächtigen. Aber die Schweden ließen sich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiserlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeschlagen, und Torquato verschwand mit einem großen Verluste.
35 Nicht zu leugnen ist es, daß Gustav Adolf bei diesem günstigen Anfang ebensoviel dem Glück als seiner Kriegserfahrung dankte. Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren seit Wallensteins Abdankung aufs tiefste heruntergekommen. Grausam rächten sich ihre Ausschweifungen jetzt an ihnen selbst; ein ausgezehrt, verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt

mehr darbielten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Offiziere; zusehends schmolz ihre Anzahl durch häufige Desertionen und durch ein allgemeines Sterben, welches die schneidende Kälte in diesem ungewohnten Klima verursachte. Unter diesen Umständen sehnte sich der kaiserliche General nach Ruhe, um seine Truppen durch die Winterquartiere zu erquicken; aber er hatte mit einem Feinde zu tun, für den unter deutschem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorsorge hatte Gustav seine Soldaten mit Schafspelzen versehen lassen, um auch die rauheste Jahreszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die trostlose Antwort, die Schweden seien im Winter wie im Sommer Soldaten und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszusaugen. Die Kaiserlichen möchten es mit sich halten, wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, sich müßig zu verhalten. Torquato Conti legte bald darauf sein Kommando, wobei wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bei dieser Ungleichheit mußte sich der Vorteil notwendigerweise auf schwedischer Seite befinden. Unaufhörlich wurden die Kaiserlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Phriz von den Feinden verlassen. Von ganz Pommern war nur noch Greifswalde, Demmin und Kolberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungesäumt die nachdrücklichsten Anstalten machte. Der fliehende Feind nahm seinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verlust an Artillerie, Bagage und Mannschaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Pässe bei Ribnitz und Damgarten hatte sich Gustav den Eingang in das Herzogtum Mecklenburg eröffnet, dessen Untertanen durch ein vorangeschicktes Manifest aufgefordert wurden, unter die Herrschaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurückzukehren und alles, was Wallensteinisch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiserlichen die wichtige Stadt Rostock in ihre Gewalt, welches den König, der seine Macht nicht gern teilen wollte, am fernern Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indessen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg durch die zu Regensburg versammelten Fürsten bei dem Kaiser fürsprechen lassen; vergebens hatten sie, um den Kaiser durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündnis mit Schweden und jeden Weg der Selbsthilfe verschmäht. Durch die hartnäckige Weigerung des Kaisers zur Verzweiflung gebracht,

ergriffen sie jetzt öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Kommando darüber dem Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg. Dieser bemächtigte sich auch wirklich einiger festen Plätze an der Elbe, verlor sie aber bald wieder an den kaiserlichen General Pappenheim, der gegen ihn geschickt wurde. Bald darauf in der Stadt Raseburg von letztem belagert, sah er sich, nach einem vergeblichen Versuch zu entfliehen, genötigt, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. So verschwand denn aufs neue die Hoffnung dieser unglücklichen Fürsten zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem siegreichen Arme Gustav Adolfs allein war es vorbehalten, ihnen diese glänzende Gerechtigkeit zu erzeugen.

Die flüchtigen kaiserlichen Scharen hatten sich in die Mark Brandenburg geworfen, welche sie jetzt zum Schauplatz ihrer Greuelthaten machten. Nicht zufrieden, die willkürlichsten Schatzungen einzufordern und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten diese Unmenschen auch noch das Innere der Häuser, zerstückten, erbrachen alles, was verschlossen war, raubten allen Vorrat, den sie fanden, mißhandelten auf das Entsetzlichste, wer sich zu widersetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, selbst an heiliger Stätte. Und alles dies geschah nicht in Feindes Land — es geschah gegen die Untertanen eines Fürsten, von welchem der Kaiser nicht beleidigt war, dem er trotz diesem allen noch zumutete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieser entsetzlichen Ausschweifungen, welche sie aus Mangel an Ansehen und aus Geldnot geschehen lassen mußten, erweckte selbst den Unwillen der kaiserlichen Generale, und ihr oberster Chef, Graf von Schaumburg, wollte schamrot das Kommando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um sein Land zu verteidigen, und ohne Hilfe gelassen von dem Kaiser, der zu den beweglichsten Vorstellungen schwieg, befahl endlich der Kurfürst von Brandenburg seinen Untertanen in einem Edikt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem solchen Grade war der Greuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung gestiegen, daß dem Landesherrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbststrafe zu befehlen.

Die Kaiserlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Kurfürsten, ihm die Festung Küstrin zum Durchmarsch zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging

zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Kolberg zu vollenden; unterdessen war der Feldmarschall Tilly im Anzuge, die Mark Brandenburg zu verteidigen.

Dieser General, der sich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Überwinder Mansfelds, Christian 5 von Braunschweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, sollte jetzt an dem König von Schweden einen würdigen Gegner finden. Tilly stammte aus einer edeln Familie in Lüttich und hatte in dem niederländischen Kriege, der damaligen Feldherrnschule, seine Talente ausgebildet. Bald 10 darauf fand er Gelegenheit, seine erlangten Fähigkeiten unter Kaiser Rudolf dem Zweiten in Ungarn zu zeigen, wo er sich schnell von einer Stufe zur andern emporshawang. Nach geschlossenem Frieden trat er in die Dienste Maximilians von Bayern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumschränkter 15 Gewalt ernannte. Tilly wurde durch seine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der bayerischen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian seine bisherige Überlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmischen Kriege wurde ihm das Kommando der ligistischen Truppen und jetzt, nach 20 Wallensteins Abgang, das Generalat über die ganze kaiserliche Armee übertragen. Ebenso streng gegen seine Truppen, ebenso blutdürstig gegen den Feind, von ebenso finsterner Gemütsart als Wallenstein, ließ er diesen an Bescheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter sich zurück. Ein blinder Religionseifer 25 und ein blutdürstiger Verfolgungsgeist vereinigten sich mit der natürlichen Wildheit seines Charakters, ihn zum Schrecken der Protestanten zu machen. Ein bizarres und schreckhaftes Äußere entsprach dieser Gemütsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirne, starkem Anebel- 30 bart und unten zugespitztem Gesichte, zeigte er sich gewöhnlich in einem spanischen Wams von hellgrünem Atlas mit aufgeschlitzten Ärmeln, auf dem Kopfe einen kleinen hoch aufgestuhten Hut, mit einer roten Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von 35 Alba, den Zuchtmeister der Flamänder, und es fehlte viel, daß seine Taten diesen Eindruck auslöschten. So war der Feldherr beschaffen, der sich dem nordischen Helven jetzt entgegenstellte.

Tilly war weit entfernt, seinen Gegner gering zu schätzen. „Der König von Schweden,“ erklärte er auf der Kurfürstenver- 40 sammlung zu Regensburg, „ist ein Feind von ebenso großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Krieg, in der besten Blüte seiner Jahre. Seine Anstalten sind vortrefflich, seine

Hilfsmittel nicht gering; die Stände seines Reichs sind äußerst willfährig gegen ihn gewesen. Seine Armee, aus Schweden, Deutschen, Livländern, Finnländern, Schotten und Engländern zusammengeslossen, ist zu einer einzigen Nation gemacht durch blinden Gehorsam. Dies ist ein Spieler, gegen welchen nicht verloren zu haben, schon überaus viel gewonnen ist.“

Die Fortschritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern ließen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort kommandierenden Feldherren seine Gegenwart. In möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nötigen Kriegsbedürfnisse zusammenzubringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Überrest der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn die Verteidigung Frankfurts mit einer hinlänglich starken Besatzung, und er selbst wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten und Kolberg zu entsetzen, welche Stadt von den Schweden schon aufs äußerste gebracht war. Aber noch eh' er Brandenburg verließ, hatte sich Demmin, von dem Herzog Savelli äußerst schlecht verteidigt, an den König ergeben, und auch Kolberg ging wegen Hungersnot nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Pässe nach Vorpommern aufs beste besetzt waren, und das Lager des Königs bei Schwedt jedem Angriffe Trotz bot, so entsagte Tilly seinem ersten angreifenden Plan und zog sich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin stand es dem König frei, unaufgehalten ins Mecklenburgische zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog seine Waffen nach einer andern Gegend. Tilly hatte kaum seinen Rückmarsch angetreten, als er sein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob und mit seiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Diese Stadt war schlecht befestigt, aber durch eine achttausend Mann starke Besatzung verteidigt, größtenteils Überrest jener wütenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemißhandelt hatten. Der Angriff geschah mit Lebhaftigkeit, und schon am dritten Tage wurde die Stadt mit stürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiß, verwarfen, obgleich die Feinde zweimal Schamade schlugen, die Kapitulation, um das schreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nämlich gleich nach seiner Ankunft in diesen Gegenden eine schwedische Besatzung, die sich verspätet

hatte, in Neubrandenburg aufgehoben und, durch ihren lebhaften Widerstand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen lassen. Dieser Grausamkeit erinnerten sich jetzt die Schweden, als Frankfurt erstiegen ward. „Neubrandenburgisch Quartier!“ antwortete man jedem kaiserlichen Soldaten, der um sein Leben bat, und stieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige Tausend wurden erschlagen oder gefangen, viele ertranken in der Oder, der Überrest floh nach Schlesien, die ganze Artillerie geriet in schwedische Hände. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben, mußte Gustav Adolf eine dreistündige Plünderung erlauben.

Indem dieser König von einem Siege zum andern forteilte, der Mut der protestantischen Stände dadurch wuchs und ihr Widerstand lebhafter wurde, fuhr der Kaiser noch unverändert fort, durch Vollstreckung des Restitutionsediktes und durch übertriebene Zumutungen an die Stände ihre Geduld aufs äußerste zu treiben. Notgedrungen schritt er jetzt auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er anfangs aus Übermut betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn sein willkürliches Verfahren gestürzt hatte, wußte er jetzt nicht anders als durch ebenso willkürliche Mittel zu entgehen. Aber in einem so künstlich organisierten Staatskörper, wie der deutsche ist und immer war, mußte die Hand des Despotismus die unübersehblichsten Zerrüttungen anrichten. Mit Erstaunen sahen die Fürsten unvermerkt die ganze Reichsverfassung umgekehrt, und der eintretende Zustand der Natur führte sie zur Selbsthilfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zustand der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaisers gegen die evangelische Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggezogen, welche ihm so lange die betrügerische Politik dieses Prinzen verbarg. Durch Ausschließung seines Sohnes von dem Erzstifte zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand persönlich beleidigt, und der Feldmarschall von Arnheim, sein neuer Günstling und Minister, verabsäumte nichts, die Empfindlichkeit seines Herrn aufs höchste zu treiben. Vormalz kaiserlicher General unter Wallensteins Kommando und noch immer dessen eifrig ergebener Freund, suchte er seinen alten Wohltäter und sich selbst an dem Kaiser zu rächen und den Kurfürsten von Sachsen von dem österreichischen Interesse abzuziehen. Die Erscheinung der Schweden in Deutschland mußte ihm die Mittel dazu darbieten. Gustav Adolf war unüberwindlich, sobald sich die protestantischen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiser mehr. Kursachsens Beispiel konnte die Erklärung aller übrigen nach sich ziehen, und das Schicksal des Kaisers schien sich gewissermaßen in den Händen

Johann Georgs zu befinden. Der listige Günstling machte dem Ehrgeize seines Herrn diese seine Wichtigkeit fühlbar und erteilte ihm den Rat, den Kaiser durch ein angedrohtes Bündniß mit Schweden in Schrecken zu setzen, um von der Furcht dieses Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit desselben nicht zu erwarten sei. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuschließen, um immer wichtig zu sein und immer freie Hand zu behalten. Er begeisterte ihn für den stolzen Plan (dem nichts als eine verständigere Hand zur Vollstreckung fehlte), die ganze Partei der Protestanten an sich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutschland aufzustellen und in der Mitte zwischen Schweden und Oesterreich die Entscheidung in den Händen zu tragen.

Dieser Plan mußte der Eigenliebe Johann Georgs um so mehr schmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu geraten und länger unter der Tyrannei des Kaisers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er sich die Führung der deutschen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entrissen sehen, und so wenig Fähigkeit er auch besaß, die erste Rolle zu spielen, so wenig ertrug es seine Eitelkeit, sich mit der zweiten zu begnügen. Er beschloß also, von den Progressen des schwedischen Königs die möglichsten Vorteile für seine eigne Lage zu ziehen, aber unabhängig von diesem seinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu diesem Ende besprach er sich mit dem Kurfürsten von Brandenburg, der aus ähnlichen Ursachen gegen den Kaiser entrüstet und auf Schweden mißtrauisch war. Nachdem er sich auf einem Landtage zu Torgau seiner eigenen Landstände versichert hatte, deren Beistimmung ihm zu Ausführung seines Plans unentbehrlich war, so lud er alle evangelische Stände des Reichs zu einem Generalkonvent ein, welcher am 6. Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden sollte. Brandenburg, Hessen-Kassel, mehrere Fürsten, Grafen, Reichsstände, protestantische Bischöfe erschienen entweder selbst oder durch Bevollmächtigte auf dieser Versammlung, welche der sächsische Hofprediger Dr. Voß von Hoënegg mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte sich der Kaiser bemüht, diese eigenmächtige Zusammenkunft, welche augenscheinlich auf Selbsthilfe zielte und bei der Anwesenheit der Schweden in Deutschland höchst bedenklich war, zu hintertreiben. Die versammelten Fürsten, von den Fortschritten Gustav Adolfs belebt, behaupteten ihre Rechte und gingen nach Verlauf zweier Monate mit einem merkwürdigen Schluß auseinander, der den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzte. Der Inhalt desselben war, den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutionsediktes,

Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Exekutionen und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich zu ersuchen — einstweilen aber eine 40000 Mann starke Armee zusammenzubringen, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte.

Ein Umstand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beitrug, die Entschlossenheit der protestantischen Fürsten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenlichkeiten besiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückschreckten, und war am 13. Jänner dieses 1631sten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieser Krone getreten. Nach einem sehr ernsthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholischen Reichsfürsten, welche Frankreich in Schutz nahm, Gustav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden lassen wollte, und nach einem minder wichtigen Zank über den Titel Majestät, den der französische Hochmut dem schwedischen Stolge verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweiten, Gustav Adolf in dem ersten Artikel nach, und zu Bärwalde in der Neumark wurde der Allianztraktat unterzeichnet. Beide Mächte verpflichteten sich in demselben, sich wechselseitig und mit gewaffneter Hand zu beschützen, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu verteidigen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu helfen und an den Grenzen wie in dem Innern Deutschlands alles ebenso wiederherzustellen, wie es vor dem Ausbruch des Krieges gewesen war. Zu diesem Ende sollte Schweden eine Armee von 30000 Mann auf eigne Kosten in Deutschland unterhalten, Frankreich hingegen 400000 Taler jährlicher Hilfs Gelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Gustavs begünstigen, so sollten in den eroberten Plätzen die katholische Religion und die Reichsgesetze ihm heilig sein, und gegen beide nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürsten in und außer Deutschland, selbst den katholischen, der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen, kein Teil ohne Wissen und Willen des andern einen einseitigen Frieden mit dem Feinde schließen, das Bündnis selbst fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem König von Schweden gekostet hatte, von Frankreich Sold anzunehmen und einer ungebundenen Freiheit in Führung des Krieges zu entsagen, so entscheidend war diese französische Allianz für seine Angelegenheiten in Deutschland. Jetzt erst, nachdem er durch die ansehnlichste Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutschen Reichsstände an, Vertrauen zu seiner Unternehmung zu fassen, für deren Erfolg sie bisher nicht ohne Ursache gezittert hatten. Jetzt erst wurde er dem Kaiser

fürchterlich. Selbst die katholischen Fürsten, welche Oesterreichs Demütigung wünschten, sahen ihn jetzt mit weniger Mißtrauen in Deutschland Fortschritte machen, weil ihm das Bündnis mit einer katholischen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie Gustav Adolfs Erscheinung die evangelische Religion und deutsche Freiheit gegen die Übermacht Kaiser Ferdinands beschützte, ebenso konnte nunmehr Frankreichs Dazwischenkunft die katholische Religion und deutsche Freiheit gegen eben diesen Gustav Adolf in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinwegführen sollte.

Der König von Schweden säumte nicht, die Fürsten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geschlossenen Traktat zu unterrichten und sie zugleich zu einer nähern Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterstützte ihn in diesem Gesuch und sparte keine Vorstellungen, den Kurfürsten von Sachsen zu bewegen. Gustav Adolf wollte sich mit einer heimlichen Unterstützung begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt halten sollten, sich öffentlich für seine Partei zu erklären. Mehrere Fürsten machten ihm zu Annahme seiner Vorschläge Hoffnung, sobald sie nur Lust bekommen sollten; Johann Georg, immer voll Eifersucht und Mißtrauen gegen den König von Schweden, immer seiner eigennützigen Politik getreu, konnte sich zu keiner entscheidenden Erklärung entschließen.

Der Schluß des Leipziger Konvents und das Bündnis zwischen Frankreich und Schweden waren zwei gleich schlimme Zeitungen für den Kaiser. Gegen jenen nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtprüche zu Hilfe, und bloß eine Armee fehlte ihm, um Frankreich wegen dieses seinen ganzen Unwillen empfinden zu lassen. Abmahnungsschreiben ergingen an alle Teilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung aufs strengste untersagten. Sie antworteten mit heftigen Widerklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht und fuhren fort, sich in Rüstung zu setzen.

Die Generale des Kaisers sahen sich unterdessen aus Mangel an Truppen und an Geld zu der mißlichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die deutschen Reichsstände außer Augen zu lassen, da sie mit einer getheilten Macht beiden zugleich nicht gewachsen waren. Die Bewegungen der Protestanten zogen ihre Aufmerksamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progressen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiserlichen Erblande schon in der Nähe bedrohte, forderten sie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts

Eroberung hatte sich der König gegen Landsberg an der Warthe gewendet, und Tilly kehrte nun, nach einem zu späten Versuch, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernst fortzusetzen.

Das reiche Erzbistum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg 5 war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich bewogen sah, um nicht die 10 Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reizen, ihn förmlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulierte es den Prinzen Johann August, zweiten Sohn des Kurfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne Leopold dieses Erzbistum zuzuwenden. Der Kurfürst von Sachsen ließ 15 darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff tätigerer Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg versichert und von schimärischen Hoffnungen erhitzt, glaubte er sich imstande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der 20 Ausspruch des Kapitels, die Konkurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedikt seiner Wiederherstellung entgegensetzten. Er tat eine Reise nach Schweden und suchte sich durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland der Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König 25 entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so schlich er sich mit Hilfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der 30 Ratsversammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge Ferdinands, an die Gefahr der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sei, 35 und daß ihnen Gustav Adolf seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit besetzte. Davon hatten sie bereits gegen Wallen- 40 stein, der, von ihrem Reichtum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt und in einem mutigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes

Gebiet hatte zwar die zerstörende Wut seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in frischem Andenken waren.

5 Zwischen der Stadt und dem König von Schweden kam ein Bündniß zustande, in welchem Magdeburg dem König ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Tore und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verstattete und die Gegenversicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Pri-
10 vilegien aufs gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen und fing die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolf nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Korps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine
15 Eroberungen zu machen und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres nötigte ihn bald, in aller Eilefertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolf, obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person Dietrichs von
20 Falkenberg einen erfahrenen Offizier, um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Administrator mit seinem Räte beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Kommandanten der Stadt, so lange der Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den
25 benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vorteile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim nach
30 beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Kommunikation mit Sachsen und schickte sich ernstlich an, die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Ad-
35 ministrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedikt nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

40 Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeitlang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit kommandierenden Generale verschaffte

Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30. März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen und die Elbbrücke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu verteidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preisgegeben, der sie sogleich in die Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, ging bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwächt, belief sich nicht über 2000 Mann Fußvolks und einige hundert Reiterei, eine sehr schwache Anzahl für eine so große und noch dazu unregelmäßige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger — ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmäßige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Armer tat es weh, daß man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloßstellte, während der Reiche seine Dienerschaft schickte und sich in seinem Hause gütlich tat. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Überdruß und Nachlässigkeit im Dienst an die Stelle der wachsamten Vorsicht. Diese Trennung der Gemüter, mit der steigenden Not verbunden, gab nach und nach einer kleinmütigen Überlegung Raum, daß mehrere schon ansingen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeschreckt zu werden und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben, gegen welchen man im Streit begriffen sei. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes entfernten jeden Gedanken an Übergabe; und so sehr man in allem andern getrennt sein mochte, so einig war man, sich bis aufs äußerste zu verteidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolfs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem

Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch sein möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er der Übergabe wegen einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Kommandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Mut der Belagerten nichts weniger als erkaltet sei, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor
 10 Zerbst mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approachen bis an den Stadtgraben vorgeedrungen und beschossen von den aufgeworfenen Batterien aufs heftigste Wall und Thürme. Ein Turm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an
 20 den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardierens ungeachtet hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrat der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe
 25 neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt sein, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolf hielt sich nahe genug auf, um am
 30 dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Kanouade an zu schweigen, von mehrern Batterien werden die Stücke abgeführt. Tote
 35 Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sei. Der größte Teil der Bürger- und Soldatenwache verläßt frühmorgens seinen Posten auf dem Wall, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein teurer Schlaf und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die

Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrat, den er verammelte, erklärte sich für den Sturm und stützte sich dabei auf das Beispiel von Maastricht, welche Stadt frühmorgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sei. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9. und 10. wurde mit den nötigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft und erwartete, der Abrede gemäß, früh um 5 Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte aber erst zwei Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrat versammelte. Pappenheim ward beordert, auf die Neustädtischen Werke den Angriff zu tun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzu tiefer Graben kamen ihm dabei zustatten. Der größte Teil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem Neustädtischen Tore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts streifen die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglöcken, das überhandnehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feind entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Kommandant getötet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andre Tore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Verteidigern entblößt, um der dringenden Not in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandne Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Kapitän, namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den

Feind führt und glücklich genug ist, ihn bis an das Tor zurückzutreiben, fällt tödlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

5 Zwei Tore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Teil seines Fußvolks einmarschieren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das auf-
gepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort
10 ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein
nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich
Schonung anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines
15 Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der
Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer
viehischen Seele zu fühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die
flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimm der
Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen
20 Anfang genommen, als alle übrigen Tore aufgingen, die ganze
Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche
Stadt losgelassen wurden.

Die Würgezene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine
Sprache und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuld-
25 freie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht,
nicht Stand, nicht Schönheit können die Wut des Siegers entwaffnen.
Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen
ihrer Väter mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das
Vorrecht, einer gedoppelten Wut zum Opfer zu dienen. Keine noch
30 so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der alles
durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundsunkzig Frauenspersonen
fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder
in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an
35 den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige ligistische Offiziere,
von diesem grausenvollen Anblick empört, unterstanden sich, den
Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbad möchte Einhalt tun
lassen. „Kommt in einer Stunde wieder,“ war seine Antwort, „ich
werde dann sehen, was ich tun werde; der Soldat muß für seine
40 Gefahr und Arbeit etwas haben.“ In ununterbrochener Wut dauerten
diese Greuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht
Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand
der Bürger zu

brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Bürger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator Christian Wilhelm ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Magistrate hatten sechsend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habsucht der Offiziere dem Tod, um ein teures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Offiziere der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Raum hatte sich die Wut des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Scharen mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf; viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Szene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervortrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den toten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als 6000 Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getöteten wird auf 30000 angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14. erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen 1000 Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brot unter sie verteilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten und unter Abfeuerung der Kanonen das Lebeum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge

seinem Herrn berichten zu können, daß seit Trojas und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sei. Und in diesem Vorgeben war nichts übertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wut ihrer Zerstörer zusammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grausenvollem Schicksal verbreitete Frohlocken durch das katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundsverwandte Stadt hilflos gelassen hatte. Auch der Billigste fand diese Untätigkeit des Königs unerklärbar, und Gustav Adolf, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu dessen Befreiung er erschienen war, sah sich gezwungen, in einer eigenen Schußschrift die Gründe seines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen und am 16. April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg schwebte. Sogleich ward sein Entschluß gefaßt, diese bedrängte Stadt zu befreien, und er setzte sich deswegen mit seiner ganzen Reiterei und zehn Regimentern Fußvolf nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher sich dieser König auf deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgeseze, keinen Schritt vorwärts zu tun, ohne den Rücken frei zu haben. Mit der mißtrauischsten Behutsamkeit mußte er ein Land durchziehen, wo er von zweideutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Königreich abschneiden konnte. Der Kurfürst von Brandenburg hatte vormals schon seine Festung Küstrin den flüchtigen Kaiserlichen aufgetan und den nacheilenden Schweden verschlossen. Sollte Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte eben dieser Kurfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor sich und hinter sich, ohne Rettung verloren. Diesem Zufall bei gegenwärtiger Unternehmung nicht ausgesetzt zu sein, verlangte er, ehe er sich zu der Befreiung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Kurfürsten die beiden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freiheit gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu sein als diese Forderung. Der große Dienst, welchen Gustav Adolf dem Kurfürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlichen aus den brandenburgischen Landen geleistet, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Übergabe

seiner Festungen machte der Kurfürst den König von Schweden gewissermaßen zum Herrn seines Landes, nicht zu gedenken, daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiser brach und seine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiserlichen Heere bloßstellte. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit sich selbst; aber Kleinmut und Eigennutz schienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schicksal, kalt gegen Religion und deutsche Freiheit, sah er nichts als seine eigene Gefahr, und diese Besorglichkeit wurde durch seinen Minister von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, aufs höchste getrieben. Unterdessen näherten sich die schwedischen Truppen Berlin, und der König nahm bei dem Kurfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Bedenklichkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. „Mein Weg geht auf Magdeburg,“ sagte er, „nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will niemand mir beistehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiser einen Vergleich an und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber geht Magdeburg verloren, und ist der Kaiser der Furcht vor mir erst entledigt, so sehet zu, wie es euch ergehen wird.“ Diese zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die schwedische Armee, welche mächtig genug war, dem Könige durch Gewalt zu verschaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Kurfürsten zum Entschluß, Spandau in seine Hände zu übergeben.

Nun standen dem König zwei Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erschöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Übergang über die Elbe streitig machen konnten. Der andre gegen Mittag ging über Dessau oder Wittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu passieren, und aus Sachsen Lebensmittel ziehen konnte. Aber dies konnte ohne Einwilligung des Kurfürsten von Sachsen nicht geschehen, in welchen Gustav ein gegründetes Mißtrauen setzte. Ehe er sich also in Marsch setzte, ließ er diesen Prinzen um einen freien Durchzug und um das Nötige für seine Truppen gegen bare Bezahlung ersuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeschlagen, und keine Vorstellung konnte den Kurfürsten bewegen, seinem Neutralitätssystem zu entsagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entsetzlichem Schicksal.

Tilly verkündigte sie mit dem Tone eines Siegers allen

protestantischen Fürsten und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken aus beste zu benutzen. Das Ansehen des Kaisers, durch die bisherigen Progressen Gustavs merklich heruntergebracht, erhob sich furchtbarer als je nach diejem entscheidenden Vorgang, und schnell offenbarte sich diese Veränderung in der gebieterischen Sprache, welche er gegen die protestantischen Reichsstände führte. Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtspruch vernichtet, der Bund selbst durch ein kaiserliches Dekret aufgehoben, allen widerseßlichen Ständen Magdeburgs Schicksal angedroht. Als Vollzieher dieses kaiserlichen Schlusses ließ Tilly sogleich Truppen gegen den Bischof von Bremen marschieren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht gesezte Bischof übergab die letztern sogleich in die Hände des Tilly und unterzeichnete die Kassation der Leipziger Schlüsse. Eine kaiserliche Armee, welche unter dem Kommando des Grafen von Fürstenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Administrator von Württemberg. Der Herzog mußte sich dem Restitutionsedikt und allen Dekreten des Kaisers unterwerfen, ja, noch außerdem zu Unterhaltung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von 100000 Talern erlegen. Ähnliche Lasten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkischen und schwäbischen Kreise auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaisers über Deutschland. Die schnelle Übermacht, welche er durch diesen Vorfall erlangte, mehr scheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mäßigung hinweg und verleitete ihn zu einem gewaltsamen, übereilten Verfahren, welches endlich die Unentschlossenheit der deutschen Fürsten zum Vorteil Gustav Adolfs besiegte. So unglücklich also die nächsten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Protestanten auch sein mochten, so wohlthätig waren die spätern. Die erste Überraschung machte bald einem tätigen Unwillen Platz, die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutsche Freiheit erhob sich aus Magdeburgs Asche.

Unter den Fürsten des Leipziger Bundes waren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen bei weitem am meisten zu fürchten, und die Herrschaft des Kaisers war in diesen Gegenden nicht befestigt, so lange er diese beiden nicht entwaffnet sah. Gegen den Landgrafen richtete Tilly seine Waffen zuerst und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die sächsisch=ernestinschen und schwarzburgischen Lande wurden auf diesem Zuge äußerst gemißhandelt, Frankenhausen, selbst

unter den Augen des Tilly, von seinen Soldaten ungestraft geplündert und in die Asche gelegt; schrecklich mußte der unglückliche Landmann dafür büßen, daß sein Landesherr die Schweden begünstigte. Erfurt, der Schlüssel zwischen Sachsen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es sich aber durch eine freiwillige Lieferung von Proviand und eine Geldsumme loskaufte. Von da schickte Tilly seinen Abgesandten an den Landgrafen von Kassel mit der Forderung, ungesäumt seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bund zu entsagen, kaiserliche Regimenter in sein Land und seine Festungen aufzunehmen, Kontributionen zu entrichten, und sich entweder als Freund oder Feind zu erklären. So mußte sich ein deutscher Reichsfürst von einem kaiserlichen Diener behandelt sehen. Aber diese ausschweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der sie begleitet wurde, und das noch frische Andenken von Magdeburgs schauerhaftem Schicksal mußte den Nachdruck desselben vergrößern. Um so mehr Lob verdient die Unerschrockenheit, mit welcher der Landgraf diesen Antrag beantwortete: Fremde Soldaten in seine Festungen und in seine Residenz aufzunehmen, sei er ganz und gar nicht gesonnen — Seine Truppen brauche er selbst — Gegen einen Angriff würde er sich zu verteidigen wissen. Fehlte es dem General Tilly an Geld und an Lebensmitteln, so möchte er nur nach München aufbrechen, wo Vorrat an beidem sei. Der Einbruch zweier kaiserlichen Scharen in Hessen war die nächste Folge dieser herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wußte ihnen so gut zu begegnen, daß nichts Erhebliches ausgerichtet ward. Nachdem aber Tilly selbst im Begriff stand, ihnen mit seiner ganzen Macht nachzufolgen, so würde das unglückliche Land für die Standhaftigkeit seines Fürsten teuer genug haben büßen müssen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden diesen General noch zu rechter Zeit zurückgerufen hätten.

Gustav Adolf hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichsten Schmerz erfahren, der dadurch vergrößert ward, daß Georg Wilhelm nun, dem Vertrage gemäß, die Festung Spandau zurückverlangte. Der Verlust von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Besitz dieser Festung so wichtig war, eher vermehrt als vermindert; und je näher die Notwendigkeit einer entscheidenden Schlacht zwischen ihm und Tilly heranrückte, desto schwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entsagen, welche nach einem unglücklichen Ausgang für ihn übrig war. Nachdem er Vorstellungen und Bitten bei dem Kurfürsten von Brandenburg fruchtlos erschöpft hatte und die

Kaltsinnigkeit desselben vielmehr mit jedem Tage stieg, so schickte er endlich seinem Kommandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, daß von demselben Tage an der Kurfürst als Feind behandelt werden sollte.

5 Dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin. „Ich will nicht schlechter behandelt sein als die Generale des Kaisers,“ antwortete er den Abgesandten, die der bestürzte Kurfürst in sein Lager schickte. „Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versorgt, ihnen alle Plätze, welche sie nur wollten, übergeben und durch alle diese Gefälligkeiten nicht erhalten können, daß sie menschlicher mit seinem Volke verfahren wären. Alles, was ich von ihm verlange, ist Sicherheit, eine mäßige Geldsumme und Brot für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm, seine Staaten zu beschützen und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf diesen Punkten aber muß ich bestehen, und mein Bruder, der Kurfürst, entschieße sich eilends, ob er mich zum Freunde haben oder seine Hauptstadt geplündert sehen will.“ Dieser entschlossene Ton machte Eindruck, und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt besiegte alle Zweifel Georg Wilhelms. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher sich der Kurfürst zu einer monatlichen Zahlung von 30000 Talern verstand, Spandau in den Händen des Königs ließ und sich anheischig machte, auch Küstrin seinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Diese nunmehr entschiedene Verbindung des Kurfürsten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine bessere Aufnahme, als der ähnliche Entschluß des Herzogs von Pommern vormals gefunden hatte; aber der ungünstige Wechsel des Glücks, den seine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte dem Kaiser nicht, seine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über diese glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botschaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feste Platz, den die Kaiserlichen noch in Pommern besaßen, übergegangen und nunmehr das ganze Land von diesen schlimmen Feinden gereinigt sei. Er erschien selbst wieder in diesem Herzogtum und genoß das entzückende Schauspiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verstrichen, daß Gustav Deutschland betreten hatte, und diese Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfest gefeiert. Kurz vorher hatte ihn der Zar von Moskau durch Gesandte begrüßen, seine Freundschaft erneuern und sogar Hilfstruppen antragen

lassen. Zu diesen friedfertigen Gesinnungen der Russen durfte er sich um so mehr Glück wünschen, je wichtiger es ihm war, bei dem gefährvollen Kriege, dem er entgegenging, durch keinen feindseligen Nachbar beunruhigt zu werden. Nicht lange darauf landete die Königin Maria Eleonora, seine Gemahlin, mit einer Verstärkung von achttausend Schweden in Pommern; und die Ankunft von sechstausend Engländern unter der Anführung des Marquis von Hamilton darf um so weniger übergangen werden, da ihre Ankunft alles ist, was die Geschichte von den Thaten der Engländer in dem Dreißigjährigen Kriege zu berichten hat.

Pappenheim behauptete während dem thüringischen Zug des Tilly das magdeburgische Gebiet, hatte aber nicht hindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe passierten, einige kaiserliche Detachements niederhieben und mehrere Plätze in Besitz nahmen. Er selbst, von der Annäherung des Königs geängstigt, rief den Grafen Tilly auf das dringendste zurück und bewog ihn auch wirklich, in schnellen Märschen nach Magdeburg umzukehren. Tilly nahm sein Lager diesseits des Flusses zu Wolmirstedt; Gustav Adolf hatte das seinige auf eben dieser Seite bei Werben, unweit dem Einfluß der Havel in die Elbe, bezogen. Gleich seine Ankunft in diesen Gegenden verkündigte dem Tilly nichts Gutes. Die Schweden zerstreuten drei seiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern postiert standen, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg und verbrannten die übrige. Umsonst näherte sich Tilly mit seiner Armee auf einen Kanonenschuß weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubieten; Gustav, um die Hälfte schwächer als Tilly, vermied sie mit Weisheit; sein Lager war zu fest, um dem Feind einen gewaltsamen Angriff zu erlauben. Es blieb bei einer bloßen Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf seinem Rückzuge nach Wolmirstedt verminderte sich die Armee des Tilly durch häufige Desertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück.

Desto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager stand, wurde das ganze Mecklenburg bis auf wenige Plätze durch seinen General Tott und den Herzog Adolf Friedrich erobert, und er genoß die königliche Lust, beide Herzoge in ihre Staaten wieder einzusetzen. Er reiste selbst nach Güstrow, wo die Einsetzung vor sich ging, um durch seine Gegenwart den Glanz dieser Handlung zu erheben. Von beiden Herzogen wurde, ihren Erretter

in der Mitte und ein glänzendes Gefolge von Fürsten um sich her, ein festlicher Einzug gehalten, den die Freude der Untertanen zu dem rührendsten Feste machte. Bald nach seiner Zurückkunft nach Werben erschien der Landgraf von Hessen-Kassel in seinem Lager, um ein enges Bündniß auf Verteidigung und Angriff mit ihm zu schließen — der erste regierende Fürst in Deutschland, der sich von freien Stücken und öffentlich gegen den Kaiser erklärte, aber auch durch die triftigsten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf Wilhelm machte sich verbindlich, den Feinden des Königs als seinen eigenen zu begegnen, ihm seine Städte und sein ganzes Land aufzutun, Proviant und alles Notwendige zu liefern. Dagegen erklärte sich der König zu seinem Freunde und Beschützer und versprach, keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiser verschafft zu haben. Beide Teile hielten redlich Wort. Hessen-Kassel beharrte in diesem langen Kriege bei der schwedischen Allianz bis ans Ende, und es hatte Ursache, sich im Westfälischen Frieden der schwedischen Freundschaft zu rühmen.

Tilly, dem dieser kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, schickte den Grafen Fugger mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich versuchte er, die hessischen Untertanen durch aufrührerische Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten ebensowenig als seine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht sehr zur Unzeit fehlten — und die hessischen Landstände konnten keinen Augenblick zweifelhaft sein, ob sie den Beschützer ihres Eigentums dem Räuber desselben vorziehen sollten.

Aber weit mehr als Hessen-Kassel beunruhigte den kaiserlichen General die zweideutige Gesinnung des Kurfürsten von Sachsen, der, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, seine Rüstungen fortsetzte und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt, in dieser Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entscheidenden Schlacht kommen mußte, schien es ihm äußerst bedenklich, Kursachsen in Waffen stehen zu lassen, jeden Augenblick bereit, sich für den Feind zu erklären. Eben hatte sich Tilly mit 25000 Mann alter Truppen verstärkt, welche ihm Fürstenberg zuführte, und voll Zuversicht auf seine Macht, glaubte er den Kurfürsten entweder durch das bloße Schrecken seiner Ankunft entwaffnen oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber sein Lager bei Wolmirstedt verließ, forderte er ihn durch eine eigne Gesandtschaft auf, sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen, seine eigenen zu entlassen oder mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen und in Gemeinschaft mit ihr

den König von Schweden aus Deutschland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Kursachsen bisher unter allen deutschen Ländern am meisten geschont worden sei, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der schrecklichsten Verheerung.

Tilly hatte zu diesem gebieterischen Antrag den ungünstigsten Zeitpunkt gewählt. Die Mißhandlung seiner Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerstörung, die Ausschweifungen der Kaiserlichen in der Lausitz, alles kam zusammen, den Kurfürsten gegen den Kaiser zu entrüsten. Gustav Adolfs Nähe, wie wenig Recht er auch an den Schutz dieses Fürsten haben mochte, belebte ihn mit Mut. Er verbat sich die kaiserlichen Einquartierungen und erklärte seinen standhaften Entschluß, in Rüstung zu bleiben. So sehr es ihm auch aufzufallen müsse (setzte er hinzu), die kaiserliche Armee zu einer Zeit gegen seine Lande im Anmarsch zu sehen, wo diese Armee genug zu tun hätte, den König von Schweden zu verfolgen, so erwartete er dennoch nicht, anstatt der versprochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden. Den Abgesandten des Tilly, welche prächtig bewirtet wurden, gab er eine noch verständlichere Antwort auf den Weg. „Meine Herren,“ sagte er, „ich sehe wohl, daß man gesonnen ist, das lange gesparte sächsische Konfekt endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabei allerlei Nüsse und Schaussen aufzutragen, die hart zu beißen sind, und sehen Sie sich wohl vor, daß Sie sich die Zähne nicht daran ausbeißen.“

Jetzt brach Tilly aus seinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen und ließ von hier aus seinen Antrag an den Kurfürsten in noch dringenderm und drohenderm Tone erneuern. Erinnerung man sich der ganzen bisherigen Denkart dieses Fürsten, der durch eigne Neigung und durch die Eingebungen seiner bestochenen Minister dem Interesse des Kaisers, selbst auf Unkosten seiner heiligsten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit so geringem Aufwand von Kunst in Untätigkeit erhalten, so muß man über die Verblendung des Kaisers oder seiner Minister erstaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichsten Zeitpunkte zu entsagen und durch ein gewalttätiges Verfahren diesen so leicht zu lenkenden Fürsten aufs Äußerste zu bringen. Oder war eben dieses die Absicht des Tilly? War es ihm darum zu tun, einen zweideutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu sein, welche der geheime Befehl des Kaisers ihm bisher gegen die Länder dieses Fürsten

aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Absicht des Kaisers, den Kurfürsten zu einem feindseligen Schritt zu reizen, um seiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu sein und eine beschwerliche Rechnung mit guter Art zerreißen zu können? So müßte man nicht
 5 weniger über den verwegenen Übermut des Tilly erstaunen, der kein Bedenken trug, im Angesicht eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu machen, und über die Sorglosigkeit eben dieses Feldherrn, die Vereinigung beider ohne Widerstand zu gestatten.

10 Johann Georg, durch den Eintritt des Tilly in seine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf sich, nicht ohne großes Widerstreben, dem König von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der ersten Gesandtschaft des Tilly hatte er seinen Feldmarschall von Arnheim aufs eifertigste
 15 in Gustavs Lager gesendet, diesen lange vernachlässigten Monarchen um schleunige Hilfe anzufragen. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm diese sehnlich gewünschte Entwicklung gewährte. „Mir tut es leid um den Kurfürsten,“ gab er dem Abgesandten mit verstelltem Kaltfinn zur Antwort.
 20 „Hätte er meine wiederholten Vorstellungen geachtet, so würde sein Land keinen Feind gesehen haben, und auch Magdeburg würde noch stehen. Jetzt, da die höchste Not ihm keinen andern Ausweg mehr übrig läßt, jetzt wendet man sich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt sei,
 25 um des Kurfürsten von Sachsen willen mich und meine Bundesgenossen ins Verderben zu stürzen. Und wer leistet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, dessen Minister in österreichischem Solde stehen, und der mich verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt und seine Armee von den Grenzen zurückzieht? Tilly
 30 hat seitdem durch eine ansehnliche Verstärkung sein Heer vergrößert, welches mich aber nicht hindern soll, ihm herzhast entgegen zu gehen, sobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß.“

Der sächsische Minister wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am besten getan sei, gefehene Dinge
 35 in Vergessenheit zu begraben. Er drang in den König, sich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachsen zu Hilfe kommen wolle, und verbürgte sich im voraus für die Gewährung derselben. „Ich verlange,“ erwiderte Gustav, „daß mir der Kurfürst die Festung Wittenberg einräume, mir seinen
 40 ältesten Prinzen als Geißel übergebe, meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold auszahle und mir die Verräter in seinem Ministerium ausliefere. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beistand zu leisten.“

„Nicht nur Wittenberg,“ rief der Kurfürst, als ihm diese Antwort hinterbracht wurde, und trieb seinen Minister in das schwedische Lager zurück; „nicht bloß Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll ihm offen stehen, meine ganze Familie will ich ihm als Geißel übergeben; und wenn ihm das noch nicht 5 genug ist, so will ich mich selbst ihm darbieten. Eilen Sie zurück und sagen ihm, daß ich bereit sei, ihm die Verräter, die er mir nennen wird, auszuliefern, seiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen und Leben und Vermögen an die gute Sache zu setzen.“

Der König hatte die neuen Gesinnungen Johann Georgs 10 nur auf die Probe stellen wollen; von dieser Aufrichtigkeit gerührt, nahm er seine harten Forderungen zurück. „Das Mißtrauen,“ sagte er, „welches man in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hilfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jeztige Vertrauen des Kurfürsten verdient, daß ich es erwidre. 15 Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für diese Ausgabe schadlos zu halten.“

Gleich nach geschlossener Allianz ging der König über die Elbe und vereinigte sich schon am folgenden Tage mit den Sachsen. Anstatt diese Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. In Hoffnung eines schnellen Entsatzes machte der Kommandant, Hans von der Pforta, Anstalt, sich zu verteidigen, und ließ zu dem Ende die hallische Vorstadt 20 in die Asche legen. Aber der schlechte Zustand der Festungswerke machte den Widerstand vergeblich, und schon am zweiten Tage wurden die Tore geöffnet. Im Hause eines Totengräbers, dem einzigen, welches in der hallischen Vorstadt stehen geblieben war, hatte Tilly sein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die 25 Kapitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beschlossen. Beim Anblick der abgemalten Schädel und Gebeine, mit denen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte, entfärbte sich Tilly. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung. 35

Unterdessen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen, im Beisein des Kurfürsten von Brandenburg, großer Kriegsrat gehalten. Eine Entschlie- 40 ßung sollte jezt gefaßt werden, welche das Schicksal Deutschlands und der evangelischen Religion, das Glück vieler Völker und das Loß ihrer Fürsten unwiderruflich bestimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Brust des Helden vor jeder großen Entscheidung beklemmt, schien jezt die Seele Gustav

Adolfs in einem Augenblick zu umwölken. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entschließen“, sagte er, „so steht nicht weniger als eine Krone und zwei Kurhüte auf dem Spiele. Das Glück ist wandelbar, und der unerforschliche Rathschluß des Himmels kann, unsrer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte meine Krone, wenn sie meine Armee und mich auch selbst verlöre, noch eine Schanze zum besten haben. Weit entlegen, durch eine ansehnliche Flotte beschützt, in ihren Grenzen wohl verwahrt und durch ein streitbares Volk vertheidigt, würde sie wenigstens vor dem Argsten gesichert sein. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken sollte?“

Gustav Adolf zeigte das bescheidene Mißtrauen eines Helden, den das Bewußtsein seiner Stärke gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet, Johann Georg die Zuversicht eines Schwachen, der einen Helden an seiner Seite weiß. Voll Ungeduld, seine Lande von zwei beschwerlichen Armeen baldmöglichst befreit zu sehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alten Vorbeern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken und mit Tilly schlagen. Endlich trat Gustav Adolf seiner Meinung bei, und beschlossen war es, ohne Aufschub den Feind anzugreifen, ehe er die Verstärkungen, welche die Generale Altringer und Tiefenbach ihm zuführten, an sich gezogen hätte. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte über die Mulde; der Kurfürst von Brandenburg reiste wieder in sein Land.

Frühmorgens am 7. September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. Tilly, entschlossen, die herbeieilenden Hilfsstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte ohnweit Leipzig ein festes und vorteilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuß dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den Hügel verteilt, konnte die ganze große Ebene von Breitensfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwei Kolonnen die schwedisch-sächsische Armee und hatte bei Bodelwitz, einem vor der Tillyschen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu passieren. Um ihr den Übergang über diesen

Bach zu erschweren, wurde Pappenheim mit 2000 Kürassiers gegen sie beordert, doch erst nach langem Widerstreben des Tilly und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verbots ungeachtet wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerstand zum Rückzug genötigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Bodelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken und ihre Schlachtordnung zu machen

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwei Treffen abgeteilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen und die feindlichen Reiter herunter schießen sollten. In der Mitte kommandierte der Oberste Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstellung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Kurfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, schien es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der Feind aus in einer langen, unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgeteilt, die Reiterei in ebenso große unbehilfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebiet seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beinahe schließen, daß Tillys Absicht vielmehr gewesen sei, den Feind zu erwarten, als anzugreifen, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befehligte das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämtliche Truppen des Kaisers und der Lique betrugen an diesem Tage nicht über 34—35000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. Dieser Tag war es, um dessentwillen Gustav das Baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwei größten Heerführer ihrer Zeit, beide bis hier unüberwunden, sollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe miteinander ihre letzte Probe bestehen, einer von beiden muß seinen Ruhm auf dem Schlachtfeld zurücklassen. Beide Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Bittern diesen Tag herannahen sehen; bang erwartet die ganze Mittelwelt den Ausschlag desselben, und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem König zu schlagen, ebenso wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahnungen umwölkten seine immer freie Stirne. Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben.

Ein zweistündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend und trieb aus dem frisch beackerten, ausgedörrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die Schnelligkeit, mit der solches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly seine Hügel und wagte den ersten Angriff auf die Schweden; aber von der Hestigkeit ihres Feuers wendete er sich zur Rechten und fiel in die Sachsen mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Kurfürst selbst befann sich erst in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde stand und retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung geraten, so stürzten die Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier kommandierte der König selbst, und unter ihm der General Banér. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluste und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Tilly den Überrest der Sachsen niedergeworfen und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem sächsischen Heer entdeckte, mit schneller Besonnenheit drei Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblökte. Gustav Horn, der hier das Kommando führte, leistete den feindlichen Kürassiers einen herzhaften Widerstand, den die Verteilung des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an zu ermatten, als Gustav Adolf erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen, und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderwärts besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptkorps zur Linken und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind mußte jetzt das Feuer seiner eignen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter ausgenommen, grauer, verjuchter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenen Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie aufs neue Fronte gegen die Schweden machten und bis zu einbrechender Nacht, bis sie auf 600 geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Mit ihnen entfloh der ganze Überrest des Tillyschen Heers, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Toten warf Gustav Adolf sich nieder, und die erste feurigste Siegesfreude ergoß sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmlocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Siebentausend waren von den Feinden auf dem Plage geblieben, über fünftausend teils gefangen, teils verwundet. Ihre ganze Artillerie,

ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweitausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermißt. Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über 600 Mann, Pappenheim nicht über 1400 zusammenbringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst dankte seine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff, ihn zu töten, als ein Pistolenschuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte. Nichts blieb ihm übrig von seinen glänzenden Kriegestaten als die Flüche der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot seines Herrn, kein entscheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drei Fehler sind es vorzüglich, denen das Unglück dieses Tages beigemessen wird: daß er sein Geschütz hinter der Armee auf die Hügel pflanzte, daß er sich nachher von diesen Hügeln entfernte, und daß er den Feind ungehindert sich in Schlachtordnung stellen ließ. Aber wie bald waren diese Fehler ohne die kaltblütige Besonnenheit, ohne das überlegene Genie seines Gegners verbessert! — Tilly entfloh eilig von Halle nach Halberstadt, wo er sich kaum Zeit nahm, die Heilung von seinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weser eilte, sich mit den kaiserlichen Besatzungen in Niedersachsen zu verstärken.

Der Kurfürst von Sachsen hatte nicht gesäumt, sogleich nach überstandener Gefahr im Lager des Königs zu erscheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht geraten hätte, und Johann Georg, überrascht von diesem gütigen Empfang, versprach ihm in der ersten Freude — die römische Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Gustav gegen Merseburg, nachdem er es dem Kurfürsten überlassen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftausend Kaiserliche, welche sich wieder zusammengezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meisten von diesen

traten in seinen Dienst. Merseburg ergab sich sogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo sich der Kurfürst von Sachsen nach der Einnahme von Leipzig bei dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das weitere zu beratschlagen.

Erfochten war der Sieg; aber nur eine weise Benutzung konnte ihn entscheidend machen. Die kaiserliche Armee war aufgerieben; Sachsen sah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte sich nach Braunschweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niedersachsen erneuert, welches von den Drangsalen des vorhergehenden Kriegs kaum erstanden war. Es ward also beschlossen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche, unverteidigt und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die katholischen Fürsten fallen, man konnte zur Linken in die kaiserlichen Erbstaaten bringen und den Kaiser selbst in seiner Residenz zittern machen. Beides ward erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen verteilt werden sollten. Gustav Adolf, an der Spitze einer siegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerstand gefunden. Böhmen, Mähren, Osterreich, Ungarn waren von Verteidigern entblößt, die unterdrückten Protestanten dieser Länder nach einer Veränderung lüstern; der Kaiser selbst nicht mehr sicher in seiner Burg; in dem Schrecken des ersten Überfalls hätte Wien seine Tore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten diesem auch die Quellen, aus denen der Krieg bestritten werden sollte, und bereitwillig hätte sich Ferdinand zu einem Frieden verstanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen seiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieser kühne Kriegsplan geschmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. Gustav Adolf, ebenso vorsichtig als kühn und mehr Staatsmann als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höhern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausschlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Gustav den Weg nach Böhmen, so mußte Franken und der Oberrhein dem Kurfürsten von Sachsen überlassen werden. Aber schon fing Tilly an, aus den Trümmern seiner geschlagenen Armee, aus den Besatzungen in Niedersachsen und den Verstärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weser zusammenzuziehen, an dessen Spitze er wohl schwerlich lange säumen konnte, den Feind aufzusuchen. Einem so erfahrenen General durfte kein Arnheim entgegengestellt werden, von dessen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein sehr zweideutiges

Zeugniß ablegte. Was halfen aber dem König noch so rasche und glänzende Fortschritte in Böhmen und Oesterreich, wenn Tilly in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Mut der Katholischen durch neue Siege belebte und die Bundesgenossen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiser aus seinen Erbstaaten vertrieben zu haben, wenn Tilly eben diesem Kaiser Deutschland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiser mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmische Aufruhr getan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieses Prinzen nicht erschütterte, der seine Hilfsquellen nicht erschöpfte, aus dem er nur desto furchtbarer erstand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher waren die Vortheile, welche er von einem persönlichen Einsall in die ligistischen Länder zu erwarten hatte. Entscheidend war hier seine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürsten, des Restitutionsediktes wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt versammelt, wo Ferdinand alle Künste seiner arglistigen Politik in Bewegung setzte, die in Furcht gefetzten Protestanten zu einem schnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereben. Nur die Annäherung ihres Beschützers konnte sie zu einem standhaften Widerstand ermuntern und die Anschläge des Kaisers zernichten. Gustav Adolf konnte hoffen, alle diese mißvergnügten Fürsten durch seine siegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken seiner Waffen von dem Kaiser zu trennen. Hier im Mittelpunkte Deutschlands zerchnitt er die Nerven der kaiserlichen Macht, die sich ohne den Beistand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweideutigen Bundesgenossen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunsches die Freundschaft der katholischen Kurfürsten wichtig war, so mußte er sich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schicksals machen, um durch eine großmütige Schonung sich einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte also für sich selbst den Weg nach Franken und dem Rhein und überließ dem Kurfürsten von Sachsen die Er-
oberung Böhmens.

...

...

...

Geschichte
des
Dreißigjährigen Kriegs
Zweiter Teil

Geschichte
des
Dreißigjährigen Kriegs
Zweiter Teil

Drittes Buch.

Die glorreiche Schlacht Gustav Adolfs bei Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieses Monarchen sowie in der Denkart seiner Feinde und Freunde eine große Veränderung gewirkt. Er hatte sich jetzt mit dem größten Heerführer seiner Zeit gemessen, er hatte die Kraft seiner Taktik und den Mut seiner Schweden an dem Kern der kaiserlichen Truppen, den geübtesten Europens, versucht und in diesem Wettkampf überwunden. Von diesem Augenblick an schöpfte er eine feste Zuversicht zu sich selbst, und Zuversicht ist die Mutter großer Taten. Man bemerkt fortan in allen Kriegsunternehmungen des schwedischen Königs einen kühnern und sicherern Schritt, mehr Entschlossenheit auch in den mißlichsten Lagen, mehr trohige Verhöhnung der Gefahr, eine stolzere Sprache gegen seinen Feind, mehr Selbstgefühl gegen seine Bundesgenossen und in seiner Milde selbst mehr die Herablassung des Gebieters. Seinem natürlichen Mut kam der andächtige Schwung seiner Einbildung zu Hilfe; gern verwechselte er seine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Lillys Niederlage ein entscheidendes Urteil Gottes zum Nachteil seiner Gegner, in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, seinen vaterländischen Boden weit hinter sich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schoße gesehen hatte. Der kriegerische Mut seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schlösser, der Lauf seiner vielen Ströme hatten schon seit undenklichen Zeiten die Ländersucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Grenzen dieses weitläufigen Staatskörpers gestürmt hatte, so war doch sein Inneres von jedem fremden Einbruch verschont geblieben. Von jeher genoß dieses Reich das zweideutige Vorrecht,

nur sein eigener Feind zu sein und von außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unduldsamer Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das harmonische Band unter den Ständen, wo-
 durch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland
 selbst entlehnte Gustav Adolf die Kräfte, womit er Deutschland
 sich unterwürfig machte. Mit so viel Klugheit als Mut benutzte
 er, was ihm die Gunst des Augenblicks darbot, und gleich ge-
 schickt im Kabinett wie im Felde, zerriß er die Fallstricke einer
 hinterlistigen Staatskunst, wie er die Mauern der Städte mit dem
 Donner seines Geschüzes zu Boden stürzte. Unaufgehalten ver-
 folgte er seine Siege von einer Grenze Deutschlands zur andern,
 ohne den ariadnischen Faden zu verlieren, der ihn sicher zurück-
 leiten konnte, und an den Ufern des Rheins wie an der Mündung
 des Rheins hörte er niemals auf, seinen Erbländern nahezu-
 bleiben.

Die Bestürzung des Kaisers und der katholischen Ligue über die Niederlage des Tilly bei Leipzig konnte kaum größer sein als das Erstaunen und die Verlegenheit der schwedischen Bundesgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer, als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeiz Schranken gesetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachsenen Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland: nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Anmaßungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch versuchen sollte. Hatte man anfangs vor der Übermacht des Kaisers gezittert, so war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungestüm eines fremden Eroberers alles für die Reichsverfassung, von dem Religionseifer eines protestantischen Königs alles für die katholische Kirche Deutschlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eifersucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiser auf eine Zeitlang eingeschläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Gustav Adolf durch seinen Mut und sein Glück ihr Vertrauen gerechtfertiget, so wurde von ferne schon an dem Umsturz seiner Entwürfe gearbeitet. In beständigem Kampfe mit der Hinterlist der Feinde und dem Mißtrauen seiner eigenen Bundesverwandten mußte er seine Siege erringen; aber sein entschlossener Mut, seine tiefdringende Klugheit machte sich durch alle diese Hindernisse Bahn. Indem

der glückliche Erfolg seiner Waffen seine mächtigern Alliierten, Frankreich und Sachsen, besorglich machte, belebte er den Mut der Schwächern, die sich jetzt erst erdreisteten, mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht zu treten und öffentlich seine Partei zu ergreifen. Sie, welche weder mit Gustav Adolfs Größe wetteifern noch durch seine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten desto mehr von der Großmut dieses mächtigen Freundes, der sie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und unbedeutend für sich selbst, erlangten sie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem schwedischen Helden. Dies war der Fall mit den meisten Reichsstädten und überhaupt mit den schwächern protestantischen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutschland führten, und die ihm den Rücken deckten, die seine Heere versorgten, seine Truppen in ihre Festungen aufnahmen, in seinen Schlachten ihr Blut für ihn verspritzten. Seine staatskluge Schonung des deutschen Stolzes, sein leutseliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, seine Achtung für die Gesetze waren ebenso viele Fesseln, die er dem besorglichen Geiste der deutschen Protestanten anlegte, und die schreienden Barbareien der Kaiserlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, seine und seiner Truppen Mäßigung in das günstigste Licht zu setzen.

Wenn Gustav Adolf seinem eigenen Genie das meiste zu danken hatte, so darf man doch nicht in Abrede sein, daß das Glück und die Lage der Umstände ihn nicht wenig begünstigten. Er hatte zwei große Vorteile auf seiner Seite, die ihm ein entscheidendes Übergewicht über den Feind verschafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die ligistischen Länder versetzte, die junge Mannschaft derselben an sich zog, sich mit Beute bereicherte und über die Einkünfte der geflüchteten Fürsten als über sein Eigenthum schaltete, entzog er dem Feind alle Hilfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, und sich selbst machte er es dadurch möglich, einen kostbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner seine Gegner, die Fürsten der Ligue, unter sich selbst geteilt, von ganz verschiedenem, oft streitendem Interesse geleitet, ohne Einstimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherrn an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorsam, ihren zerstreuten Heeren an Zusammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Gesetzgeber und Staatsmann getrennt war: so war hingegen in Gustav Adolf beides vereinigt, er die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die

Augen richtete, er allein die Seele seiner ganzen Partei, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollstrecker desselben. In ihm erhielt also die Sache der Protestanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, daß, von solchen Vorteilen begünstigt, an der Spitze 5 einer solchen Armee, mit einem solchen Genie begabt, sie zu gebrauchen, und von einer solchen politischen Klugheit geleitet, Gustav Adolf unwiderstehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, sieht man ihn jetzt Deutschland von einem Ende zum andern als 10 Eroberer, Gesetzgeber und Richter durchschreiten, in nicht viel mehr Zeit durchschreiten, als ein anderer gebraucht hätte, es auf einer Lustreise zu besuchen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Festungen die Schlüssel entgegengetragen. Kein Schloß ist ihm unersteiglich, kein Strom hemmt 15 seine siegreiche Bahn, oft siegt er schon durch seinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainstrom sieht man die schwedischen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz ist frei, die Spanier und Lothringer über den Rhein und die Mosel gewichen. Über die kurmainzischen, würzburgischen und bambergischen 20 Lande haben sich Schweden und Hessen wie eine reißende Flut ergossen, und drei flüchtige Bischöfe büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiser. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf seinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er andern bereitet 25 hatte. Weder das abschreckende Schicksal seiner Bundsgenossen noch die gütlichen Anerbietungen Gustavs, der mitten im Laufe seiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieses Prinzen besiegen können. Über den Leichnam des Tilly, der sich wie ein bewachender Cherub vor den 30 Eingang derselben stellt, wälzt sich der Krieg in die bairischen Lande. Gleich den Ufern des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von schwedischen Kriegern; in seine festen Schloßer verkrochen, überläßt der geschlagene Kurfürst seine entblößten Staaten dem Feinde, den die gesegneten, von keinem Krieg 35 noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionsmut des bairischen Landmanns zu gleichen Gewalttaten einladen. München selbst öffnet seine Tore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich der Fünfte tröstet sich einige Augenblicke in der verlassenen Residenz seines Nebenbuhlers über 40 den Verlust seiner Länder.

Indem Gustav Adolf in den südlichen Grenzen des Reichs seine Eroberungen ausbreitet und mit unaufhaltsamer Gewalt

jeden Feind vor sich niederwirft, werden von seinen Bundesgenossen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niedersachsen entzieht sich dem kaiserlichen Joche; die Feinde verlassen Mecklenburg; von allen Ufern der 5 Weser und Elbe weichen die österreichischen Garnisonen. In Westfalen und am obern Rhein macht sich Landgraf Wilhelm von Hessen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Kur-Trier die Franzosen furchtbar; ostwärts wird beinahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachsen bezwungen. Schon rüsten sich 10 die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der österreichischen Lande will sich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Trostlos blickt Kaiser Ferdinand an allen Höfen Europens umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beistand zu stärken. Umsonst ruft er die Waffen der Spanier 15 herbei, welche die niederländische Tapferkeit jenseit des Rheins beschäftigt; umsonst strebt er, den römischen Hof und die ganze katholische Kirche zu seiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papst spottet mit geprängvollen Prozessionen und eiteln Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und statt des geforderten 20 Geldes zeigt man ihm Mantuas verwüstete Fluren.

Von allen Enden seiner weitläufigen Monarchie umfassen ihn feindliche Waffen; mit den voranliegenden ligistischen Staaten, welche der Feind überschwemmt hat, sind alle Brustwehren eingestürzt, hinter welchen sich die österreichische Macht so lange 25 Zeit sicher wußte, und das Kriegsfeuer lodert schon nahe an den unverteidigten Grenzen. Entwaffnet sind seine eifrigsten Bundesgenossen, Maximilian von Bayern, seine mächtigste Stütze, kaum noch fähig, sich selbst zu verteidigen. Seine Armeen, durch Desertion und wiederholte Niederlagen geschmolzen und 30 durch ein langes Mißgeschick mutlos, haben unter geschlagenen Generalen jenes kriegerische Ungeßüm verlernt, das, eine Frucht des Siegs, im voraus den Sieg versichert. Die Gefahr ist die höchste; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiserliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendste 35 Bedürfnis ist ein Feldherr, und den einzigen, von dem die Wiederherstellung des vorigen Ruhms zu erwarten steht, hat die Rabale des Neides von der Spitze der Armee hinweggerissen. So tief sank der so furchtbare Kaiser herab, daß er mit seinem beleidigten Diener und Untertan beschämende Verträge errichtete und dem hochmütigen Friedland eine Gewalt, die er ihm schimpflich raubte, schimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geist fängt jetzt an, den halb erstorbenen Körper der österreichischen Macht zu beseelen, und die schnelle Umwandlung der Dinge

verrät die feste Hand, die sie leitet. Dem unumschränkten König von Schweden steht jetzt ein gleich unumschränkter Feldherr gegenüber, ein siegreicher Held dem siegreichen Helben. Beide Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte schon von Gustav Adolf erfochten, wird einem neuen und schwerern Kampf unterworfen. Im Angesicht Nürnbergs lagern sich, zwei gewittertragende Wolken, beide kämpfende Armeen drohend gegeneinander, beide sich mit fürchtender Achtung betrachtend, beide nach dem Augenblick dürstend, beide vor dem Augenblick zagend, der sie im Sturme miteinander vermengen wird. Europens Augen heften sich mit Furcht und Neugier auf diesen wichtigen Schauplatz, und das geängstigte Nürnberg erwartet schon, einer noch entscheidendern Feldschlacht, als sie bei Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht sich das Gewölke, das Kriegsgewitter verschwindet aus Franken, um sich in Sachsens Ebenen desto schrecklicher zu entladen. Ohntweit hühen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die schon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der seltenen Gunst, in der Fülle seines Ruhms und in der Reinigkeit seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es ist uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei längerem Leben die Tränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bei dem frühen Fall ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht ist kein einzelner Mann unerseßlich. Zwei große Staatsmänner, Axel Oxenstierna in Deutschland, und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem sterbenden Helden entfällt; über ihm hinweg wandelt das unempfindliche Schicksal, und noch sechzehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längst Vergessenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Übersicht den siegreichen Marsch Gustav Adolfs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem er allein handelnder Held ist, mit schnellen Blicken zu durchheilen und dann erst, wenn, durch das Glück der Schweden aufs äußerste gebracht und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Osterreich von der Höhe seines Stolzes

zu erniedrigenden und verzweifeln Hilfmitteln herabsteigt, den Faden der Geschichte zu dem Kaiser zurückzuführen.

Nicht so bald war der Kriegsplan zwischen dem König von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen zu Halle entworfen und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für Gustav Adolf der Einfall in die ligistischen Länder bestimmt, nicht so bald die Allianzen mit den benachbarten Fürsten von Weimar und von Anhalt geschlossen und zu Wiedereroberung des magdeburgischen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reich, durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiserliche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem Schwert in der Hand entrissen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überschwemmt hatten, alle festen Plätze besetzt hielten, ihm jeden Übergang über diesen Strom streitig machten. Hinter seinem Rücken war Tilly, der schon neue Kräfte sammelte; bald sollte auch ein lothringisches Hilfsheer zu dessen Fahnen stoßen. In der Brust jedes Papisten setzte sich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch ließen ihn seine Verhältnisse mit Frankreich nur mit halber Freiheit gegen die Katholischen handeln. Gustav Adolf übersah alle diese Hindernisse, aber auch die Mittel, sie zu besiegen. Die kaiserliche Kriegsmacht lag in Besatzungen zerstreut, und er hatte den Vorteil, sie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römischkatholischen und die Furcht der kleinern Reichsstände vor dem Kaiser entgegen, so konnte er von der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Haß gegen die österreichische Unterdrückung tätigen Beistand erwarten. Die Ausschweifungen der kaiserlichen und spanischen Truppen hatten ihm in diesen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten der mißhandelte Landmann und Bürger nach einem Befreier, und manchem schien es schon Erleichterung, das Joch umzutauschen. Einige Agenten waren bereits vorangeschickt worden, die wichtigeren Reichsstädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf schwedische Seite zu neigen. Erfurt war der erste Platz, an dessen Besitze dem König gelegen war, und den er nicht unbesezt hinter dem Rücken lassen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der protestantisch gefinnten Bürgerschaft öffnete ihm ohne Schwertstreich die Tore der Stadt und der Festung. Hier wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in seine Hände fiel, ließ er sich von den Einwohnern Treue schwören und versicherte sich

derselben durch eine hinlängliche Besatzung. Seinem Alliierten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Kommando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden sollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch seine Gemahlin anvertrauen und versprach, ihre Freiheiten zu vermehren. In zwei Kolonnen durchzog nun die schwedische Armee über Gotha und Arnstadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafschaft Henneberg den Händen der Kaiserlichen und vereinigte sich am dritten Tage vor Königshofen an der Grenze von Franken.

Franz, Bischof von Würzburg, der erbitterteste Feind der Protestanten und das eifrigste Mitglied der katholischen Ligue, war auch der erste, der die schwere Hand Gustav Adolfs fühlte. Einige Drohworte waren genug, seine Grenzfestung Königshofen und mit ihr den Schlüssel zu der ganzen Provinz den Schweden in die Hände zu liefern. Bestürzung ergriff auf die Nachricht dieser schnellen Eroberung alle katholischen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zogen in ihrer Burg. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweiht, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegsmannier des schwedischen Königs und seiner Truppen die schrecklichsten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen, weder die wiederholtesten Versicherungen des Königs noch die glänzendsten Beispiele der Menschlichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind. Man fürchtete, von einem andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewußt war. Viele der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor dem blutdürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab seinen Untertanen das Beispiel. Mitten in dem Feuerbrande, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er seine Länder im Stich und flüchtete nach Paris, um womöglich das französische Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolf unterdessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt und bald darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesen unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrat von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Büchersammlung der Jesuiten, die er nach Upsala bringen ließ, ein noch weit angenehmerer für seine Soldaten der reichlich

gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte bald das ganze Bistum; alles unterwarf sich den Schweden. Der König ließ sich von allen Untertanen des Bischofs die Huldigung leisten und stellte wegen Abwesenheit des rechtmäßigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. An jedem katholischen Orte, ben Gustav Adolf unter seine Botmäßigkeit brachte, schloß er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzen, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Greuelthaten, welche sich eine gefesselte Soldateska in der blinden Wut des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Gustav Adolfs heiligstes Gesetz, das Blut der Feinde wie der Seinigen zu sparen.

Gleich auf die erste Nachricht des schwedischen Einbruchs hatte der Bischof von Würzburg, unangesehen der Traktaten, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochstift zu Hilfe zu eilen. Dieser geschlagene General hatte unterdessen die Trümmer seiner zerstreuten Armee an der Weser zusammengezogen, durch die kaiserlichen Garnisonen in Niedersachsen verstärkt und sich in Hessen mit seinen beiden Untergeneralen Altringer und Fugger vereinigt. An der Spitze dieser ansehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande seiner ersten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöschen. In seinem Lager bei Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrete er sehnsuchtsvoll auf Erlaubnis von dem Herzog von Bayern, mit Gustav Adolf zu schlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweite mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutsam, das ganze Schicksal seiner Partei auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu setzen. Mit Tränen in den Augen empfing Tilly die Befehle seines Herrn, welche ihn zur Untätigkeit zwangen. So wurde der Marsch dieses Generals nach Franken verzögert, und Gustav Adolf gewann Zeit, das ganze Hochstift zu überschwemmen. Umsonst, daß sich Tilly nachher zu Aschaffenburg durch zwölftausend Lothringer verstärkte und mit einer überlegenen Macht zum Entsatz der Stadt Würzburg

herbeieilte. Stadt und Zitadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Bayern wurde, vielleicht nicht ganz unverdienterweise, durch die allgemeine Stimme beschuldigt, den Ruin des Hochstifts durch seine Bedenlichkeiten beschleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte sich Tilly, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur sehr wenige Plätze konnte er dem Ungestüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Versuch, eine Truppenverstärkung in die von den Kaiserlichen schwach besetzte Stadt Hanau zu werfen, deren Besitz dem König einen zu großen Vorteil gab, ging er bei Seligenstadt über den Main und richtete seinen Lauf nach der Bergstraße, um die pfälzischen Lande gegen den Andrang des Siegers zu schützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Gustav Adolf in Franken auf seinem Wege fand und vor sich hertrieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbestand seines Charakters, seine eiteln Entwürfe und sein schlechtes Glück in den Jahrbüchern des dantagigen Europens berüchtigt, hatte seinen kleinen Arm gegen den schwedischen Helden aufgehoben, um sich bei Kaiser Ferdinand dem Zweiten den Kurhut zu verdienen. Taub gegen die Vorschriften einer vernünftigen Staatskunst, folgte er bloß den Eingebungen einer stürmischen Ehrbegierde, reizte durch Unterstützung des Kaisers Frankreich, seinen furchtbaren Nachbar, und entblökte, um auf fernem Boden ein schimmerndes Phantom das ihn doch immer floh, zu verfolgen, seine Erblande, welche ein französisches Kriegsheer gleich einer reißenden Flut überschwemmte. Gerne gönnte man ihm in Oesterreich die Ehre, sich, gleich den übrigen Fürsten der Ligue, für das Wohl des Erzhauses zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieser Prinz ein Heer von siebenzehntausend Mann zusammen, das er in eigener Person gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich diesen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, so reizten sie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und so sehr sie im Angesicht des Feindes ihre Bravour verbargen, so freigebig ließen sie solche an dem wehrlosen Bürger und Landmann aus, zu deren Verteidigung sie gerufen waren. Gegen den kühnen Mut und die furchtbare Disziplin der Schweden konnte diese zierlich gepuzte Armee nicht lange standhalten. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die schwedische Reiterei gegen sie ansprengte, und mit leichter Mühe waren sie aus ihren Quartieren im Würzburgischen verschreckt. Das Unglück einiger Regimente verursachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und

der schwache Überrest eilte, sich in einigen Städten jenseits des Rheins vor der nordischen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutschen und mit Schande bedeckt, sprengte ihr Auführer über Straßburg nach Hause, mehr als zu glücklich, den Zorn seines Überwinders, der ihn vorher aus dem Felde schlug und dann erst wegen seiner Feindseligkeiten zur Rechenchaft setzte, durch einen demütigen Entschuldigungsbrief zu besänftigen. Ein Bauer aus einem rheinischen Dorfe, sagt man, erdreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht vorbeigeritten kam, einen Schlag zu versehen. „Frisch zu, Herr,“ sagte der Bauer, „Ihr müßt schneller laufen, wenn Ihr vor dem großen Schwedenkönig ausreißt.“

Das unglückliche Beispiel seines Nachbarn hatte dem Bischof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben. Um die Plünderung seiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen sollten, den Lauf seiner Waffen so lange, bis Hilfe herbeikäme, zu verzögern. Gustav Adolf, selbst viel zu redlich, um bei einem andern Arglist zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Bischofs an und nannte schon die Bedingungen, unter welchen er das Hochstift mit jeder feindlichen Behandlung verschonen wollte. Er zeigte sich um so mehr geneigt, da ohnehin seine Absicht nicht war, mit Bamberg's Eroberung die Zeit zu verlieren, und seine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eifertigkeit, mit der er die Ausführung dieser Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Geldsummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Bischof leicht hätte abhängstigen können; denn dieser schlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, sobald sich das Kriegsgewitter von seinen Grenzen entfernte. Kaum hatte ihm Gustav Adolf den Rücken zugewendet, so warf er sich dem Grafen Tilly in die Arme und nahm die Truppen des Kaisers in die nämlichen Städte und Festungen auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen sich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin seines Bistums durch diesen Kunstgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein schwedischer Feldherr, der in Franken zurückgelassen ward, übernahm es, den Bischof dieser Treulosigkeit wegen zu züchtigen, und das Bistum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weise verwüsteten.

Die Flucht der Kaiserlichen, deren drohende Gegenwart den Entschließungen der fränkischen Stände bisher Zwang angetan hatte, und das menschenfreundliche Betragen des Königs machten

dem Adel sowohl als den Bürgern dieses Kreises Mut, sich den Schweden günstig zu bezeigen. Nürnberg ergab sich feierlich dem Schutze des Königs; die fränkische Ritterschaft wurde von ihm durch schmeichelhafte Manifeste gewonnen, in denen er sich herabließ, sich wegen seiner feindlichen Erscheinung in ihrem Lande zu entschuldigen. Der Wohlstand Frankens und die Gewissenhaftigkeit, welche der schwedische Krieger bei seinem Verkehr mit den Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Überfluß in das königliche Lager. Die Gunst, in welche sich Gustav Adolf bei dem Adel des ganzen Kreises zu setzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm seine glänzenden Taten selbst bei dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man sich im Dienst eines stets siegreichen Königs versprach, kamen ihm bei der Truppenwerbung sehr zustatten, die der Abgang so vieler Besatzungen von dem Hauptheere notwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweise herbei, sobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als er überhaupt gebraucht hatte, es zu durchziehen; die Unterwerfung des ganzen Kreises zu vollenden und das Eroberte zu behaupten, wurde Gustav Horn, einer seiner tüchtigsten Generale, mit einem achttausend Mann starken Kriegsheere zurückgelassen. Er selbst eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verstärkt war, gegen den Rhein, um sich dieser Grenze des Reichs gegen die Spanier zu versichern, die geistlichen Kurfürsten zu entwaffnen und in diesen wohlhabenden Ländern neue Hilfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainstroms; Seligenstadt, Aschaffenburg, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Flusses ward auf diesem Zuge zur Unterwerfung gebracht; selten erwarteten die kaiserlichen Besatzungen seine Ankunft, niemals behaupteten sie sich. Schon einige Zeit vorher war es einem seiner Obersten geglückt, die Stadt und Zitadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly so bedacht gewesen war, den Kaiserlichen durch einen Überfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieser Soldateska befreit zu sein, unterwarf sich der Graf bereitwillig dem gelindern Joch des schwedischen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzügliche Augenmerk Gustav Adolfs gerichtet, dessen Maxime es überhaupt auf deutschem Boden war, sich durch die Freundschaft und den Besitz der wichtigern Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den ersten Reichsstädten gewesen, die er schon von

Sachsen aus zu seinem Empfang hatte vorbereiten lassen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten und Besatzung einzunehmen. Gerne wäre diese Reichsstadt mit der bedenklichen Wahl zwischen dem Könige von Schweden und dem Kaiser verschont geblieben; denn welche Partei sie auch ergriff, so hatte sie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaisers auf sie fallen, wenn sie sich voreilig dem König von Schweden unterwarf, und dieser nicht mächtig genug bleiben sollte, seine Anhänger in Deutschland gegen den kaiserlichen Despotismus zu schützen. Aber noch weit verderblicher für sie war der Unwille eines unwiderstehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee schon gleichsam vor ihren Thoren stand und sie auf Unkosten ihres ganzen Handels und Wohlstandes für ihre Widersetzlichkeit züchtigen konnte. Umsonst führte sie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entschuldigung die Gefahren an, welche ihre Messen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreiheit selbst bedrohten, wenn sie durch Ergreifung der schwedischen Partei den Zorn des Kaisers auf sich laden sollte. Gustav Adolf stellte sich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer so äußerst wichtigen Sache, als die Freiheit des ganzen Deutschlands und das Schicksal der protestantischen Kirche sei, von ihren Jahrmärkten spreche und für zeitliche Vorteile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewissens hintansetze. Er habe, setzte er drohend hinzu, von der Insel Rügen an bis zu allen Festungen und Städten am Main den Schlüssel gefunden und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wissen. Das Beste Deutschlands und die Freiheit der protestantischen Kirche seien allein der Zweck seiner gewaffneten Ankunft, und bei dem Bewußtsein einer so gerechten Sache sei er schlechterdings nicht gesonnen, sich durch irgend ein Hinderniß in seinem Lauf aufhalten zu lassen. Er sehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten; aber die ganze Hand müsse er haben, um sich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche diese Antwort zurückbrachten, folgte er mit seiner ganzen Armee auf dem Fuße nach und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachsenhausen die letzte Erklärung des Rats.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, sich den Schweden zu unterwerfen, so war es bloß aus Furcht vor dem Kaiser geschehen; ihre eigene Neigung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwischen dem Unterdrücker der deutschen Freiheit und dem Beschützer derselben. Die drohenden Zurüstungen, unter welchen Gustav Adolf ihre Erklärung jetzt

forderte, konnten die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaisers vermindern und den Schritt, den sie gern taten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beschönigen. Jetzt also öffnete man dem König von Schweden die Tore, der seine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch diese Kaiserstadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachsenhausen zur Besatzung zurück; der König selbst rückte mit der übrigen Armee noch an demselben Abend gegen die mainzische Stadt Höchst an, welche vor einbrechender Nacht schon erobert war.

Während daß Gustav Adolf längs dem Mainstrom Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen seiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutschland. Rostock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen festen Orter im Herzogtum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiserlicher Besatzungen seufzten, wurden von dem rechtmäßigen Besitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des schwedischen Feldherrn Achatus Tott bezwungen. Umsonst versuchte es der kaiserliche General Wolf Graf von Mansfeld, den Schweden das Stift Halberstadt, von welchem sie so gleich nach dem Leipziger Siege Besitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen lassen. Ein schwedischer General, Banér, der mit einem achttausend Mann starken Heere an der Elbe zurückgeblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das engste eingeschlossen und hatte schon mehrere kaiserliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entsatz dieser Stadt herbeigeschickt worden. Der Graf von Mansfeld verteidigte sie zwar in Person mit sehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu schwach an Mannschaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerstand leisten zu können, dachte er schon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenheim zu seinem Entsatz herbeikam und die feindlichen Waffen anderswo beschäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die schlechten Hütten, die aus den Ruinen dieser großen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiserlichen freiwillig geräumt und gleich darauf von den Schweden in Besitz genommen.

Auch die Stände des niedersächsischen Kreises wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von dem Schläge zu erheben, den sie in dem unglücklichen dänischen Kriege durch Wallenstein und Tilly erlitten hatten. Sie hielten zu Hamburg eine Zusammenkunft, auf welcher die Errichtung von drei Regimentern verabredet wurde, mit deren

Hilfe sie sich der äußerst drückenden kaiserlichen Besatzungen zu entledigen hofften. Dabei ließ es der Bischof von Bremen, ein Verwandter des schwedischen Königs, noch nicht bewenden; er brachte auch für sich besonders Truppen zusammen und ängstigte
 5 mit denselben wehlose Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiserlichen General Grafen von Gronsfeld bald entwaffnet zu werden. Auch Georg Herzog von Lüneburg, vormals Oberster in Ferdinands Diensten, ergriff jetzt Gustav Adolfs Partei und warb einige Regimenter
 10 für diesen Monarchen, wodurch die kaiserlichen Truppen in Niedersachsen zu nicht geringem Vorteil des Königs beschäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienste aber leistete dem König Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, dessen siegreiche Waffen einen
 15 großen Teil von Westfalen und Niedersachsen, das Stift Fulda und selbst das Kurfürstentum Köln zittern machten. Man erinnert sich, daß unmittelbar nach dem Bündnis, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit Gustav Adolf geschlossen hatte, zwei kaiserliche Generale, von Jagger und Ultringer, von dem Grafen Tilly nach Hessen beordert wurden, den Landgrafen wegen seines Abfalls vom Kaiser zu züchtigen. Aber mit männlichem Mut hatte dieser Fürst den Waffen des Feindes, so wie
 20 seine Landstände den Aufruhr predigenden Manifesten des Grafen Tilly widerstanden, und bald befreite ihn die Leipziger Schlacht von diesen verwüstenden Scharen. Er benutzte ihre Entfernung mit ebensoviel Mut als Entschlossenheit, eroberte in kurzer Zeit Wacha, Münden und Hörter und ängstigte durch seine schleunigen Fortschritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Hessen grenzende Stifter. Die in Furcht gesezten Staaten eilten,
 25 durch eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Grenzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen, die sie ihm freiwillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee Gustav Adolfs, und er selbst fand sich zu
 35 Frankfurt bei diesem Monarchen ein, um den fernern Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandte waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Größe Gustav Adolfs zu huldigen, seine Gunst anzuflehn oder seinen Born zu besänftigen.
 40 Unter diesen war der merkwürdigste der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf Friedrich der Fünfte, der aus Holland dahin geeilt war, sich seinem Rächer und Beschützer in die Arme zu werfen. Gustav Adolf erwies ihm die

unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte sich, ihm durch eine edle Theilnahme sein Unglück zu erleichtern. Aber so viel sich auch Friedrich von der Macht und dem Glück seines Beschützers versprach, so viel er auf die Gerechtigkeit und Großmut desselben baute, so weit entfernt war den- 5 noch die Hoffnung zur Wiederherstellung dieses Unglücklichen in seinen verlorren Ländern. Die Untätigkeit und die widersinnige Politik des englischen Hofes hatte den Eifer Gustav Adolfs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meister werden konnte, ließ ihn hier den glorreichen Beruf eines Be- 10 schützers der Unterdrückten vergessen, den er bei seiner Erscheinung im Deutschen Reiche so laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt hatte die Furcht vor der unwiderstehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbeigelockt und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die 15 Verbindungen, in welchen dieser Fürst mit dem Kaiser stand, und sein geringer Eifer für die protestantische Sache waren dem König kein Geheimnis; aber er begnügte sich, einen so ohnmächtigen Feind zu verspotten. Da der Landgraf sich selbst und die politische Lage Deutschlands wenig genug kannte, um sich, ebenso un- 20 wissend als dreist, zum Mittler zwischen beiden Parteien aufzuwerfen, so pflegte ihn Gustav Adolf spottweise nur den Friedensstifter zu nennen. Oft hörte man ihn sagen, wenn er mit dem Landgrafen spielte und ihm Geld abgewann, er freue sich doppelt des gewonnenen Geldes, weil es kaiserliche 25 Münze sei. Landgraf Georg dankte es bloß seiner Verwandtschaft mit dem Kurfürsten von Sachsen, den Gustav Adolf zu schonen Ursache hatte, daß sich dieser Monarch mit Übergabe seiner Festung Rüsselsheim und mit der Zusage begnügte, eine strenge Neutralität in diesem Kriege zu beobachten. Auch die 30 Grafen des Westerwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bei dem König erschienen, um ein Bündnis mit ihm zu errichten und ihm gegen die Spanier ihren Beistand anzubieten, der ihm in der Folge sehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt selbst hatte alle Ursachen, sich der Gegenwart des Monarchen zu 35 rühmen, der durch seine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm und die Sicherheit der Messen, die der Krieg sehr gestört hatte, durch die nachdrücklichsten Vorkehrungen wieder herstellte.

Die schwedische Armee war jetzt durch zehntausend Hessen ver- 40 stärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kassel dem König zugeführt hatte. Schon hatte Gustav Adolf Königstein angreifen lassen; Rosheim und Flörsheim ergaben sich ihm nach

einer kurzen Belagerung, er beherrschte den ganzen Mainstrom, und zu Höchst wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu setzen. Diese Anstalten erfüllten den Kurfürsten von Mainz, Anselm Rasimir, mit Furcht, und er

5 zweifelte keinen Augenblick mehr, daß er der Nächste sei, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaisers und eins der tätigsten Mitglieder der katholischen Ligue, hatte er kein besseres Los zu hoffen, als seine beiden Amtsbrüder, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage

10 seiner Länder am Rheinstrom machte es dem Feinde zur Notwendigkeit, sich ihrer zu versichern, und überdem war dieser gesegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reizung. Aber zu wenig mit seinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor sich hatte, schmeichelte sich der Kurfürst, Gewalt

15 durch Gewalt abzutreiben und durch die Festigkeit seiner Wälle die schwedische Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Festungswerke seiner Residenzstadt ausbessern, versah sie mit allem, was sie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdies zweitausend Spanier in seine Mauern auf, welche ein spanischer General, Don Philipp von

20 Silva, kommandierte. Um den schwedischen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mainz durch viele eingeschlagene Pfähle verrammeln, auch große Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er

25 selbst flüchtete sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Köln und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Mut als ohnmächtigen Troß verrieten, hielten die schwedische Armee nicht ab, gegen Mainz vor-

30 zurücken und die ernstlichsten Anstalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß sich ein Teil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, alles, was sich von Spaniern dort fand, nieder machte und übermäßige Kontributionen erpreßte, ein anderer die katholischen Orter des Westerwaldes und der Wetterau brandschakte, hatte sich die Hauptarmee schon bei Kastel, Mainz gegen-

35 über, gelagert, und Herzog Bernhard von Weimar sogar am jenseitigen Rheinufer den Mäuseturm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich Gustav Adolf ernstlich damit, den Rhein zu passieren und die Stadt von der Landseite

40 einzuschließen, als ihn die Fortschritte des Grafen Tilly in Franken eilfertig von dieser Belagerung abriefen und dem Kurfürstentum eine, obgleich nur kurze, Ruhe verschafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf Tilly

während der Abwesenheit Gustav Adolfs am Rheinstrom Miene machte zu belagern und im Fall eines Widerstandes mit dem schrecklichen Schicksal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu diesem schnellen Ausbruch von Mainz 5
 bewogen. Um sich nicht zum zweitenmal vor ganz Deutschland den Vorwürfen und der Schande auszusetzen, eine hundsverwandte Stadt der Willkür eines grausamen Feindes geopfert zu haben, machte er sich in beschleunigten Märschen auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen; aber schon zu Frankfurt erfuhr er den herzhafsten Widerstand der Nürnberger und den Abzug des 10
 Tilly und säumte jetzt keinen Augenblick, seine Absichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bei Kastel mißlungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Übergang über den Rhein zu gewinnen, so richtete er jetzt, um von einer andern Seite der Stadt beizukommen, seinen Lauf nach der Berg- 15
 straße, bemächtigte sich auf diesem Wege jedes wichtigen Platzes und erschien zum zweiten Male an den Ufern des Rheins bei Stockstadt zwischen Vernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergstraße hatten die Spanier verlassen; aber das jenseitige Rheinufer suchten sie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu verteidigen. Sie hatten zu diesem Ende alle Fahrzeuge aus der Nach- 20
 barschaft zum Teil verbrannt, zum Teil in die Tiefe versenkt und standen jenseit des Stroms zum furchtbarsten Angriff gerüstet, wenn etwa der König an diesem Ort den Übergang wagen würde. 25

Der Mut des Königs setzte ihn bei dieser Gelegenheit einer sehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu geraten. Um das jenseitige Ufer zu besichtigen, hatte er sich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, so überfiel ihn ein Haufen spanischer Reiter, aus deren Händen ihn 30
 nur die eilfertigste Rückkehr befreite. Endlich gelang es ihm, durch Vorschub etlicher benachbarten Schiffer sich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweien er den Grafen von Brahe mit dreihundert Schweden übersetzen ließ. Nicht so bald hatte dieser Zeit gewonnen, sich am jenseitigen Ufer zu ver- 35
 schanzen, als er von vierzehn Kompagnien spanischer Dragoner und Kürassier überfallen wurde. So groß die Überlegenheit des Feindes war, so tapfer wehrte sich Brahe mit seiner kleinen Schar, und sein heldenmütiger Widerstand verschaffte dem König Zeit, ihn in eigener Person mit frischen Truppen zu unter- 40
 stützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verlust von sechshundert Toten, die Flucht; einige eilten, die feste Stadt Oppenheim, andre, Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe

auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopf eine Sturmhaube tragend, zeigte noch siebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unsterbliche König den Hauptstrom Germaniens passierte.

5 Gleich nach dieser glücklichen Aktion setzte Gustav Adolf das Geschütz und den größten Teil der Truppen über den Fluß und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifeltten Gegenwehr am 8. Dezember 1631 mit stürmender Hand erstiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche diesen Ort so herzhast
10 verteidigt hatten, wurden insgesamt ein Opfer der schwedischen Furie. Die Nachricht von Gustavs Übergang über den Rheinstrom erschreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenseitige Land besetzt und sich hinter diesem Flusse vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war
15 jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward aufs eifertigste verlassen. Nach einer langen Reihe von Gewalttätigkeiten gegen den wehrlosen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche sie noch vor ihrem Abzuge mit mutwilliger Grausamkeit mißhandelten. Die Spanier
20 eilten, sich in Frankenthal einzuschließen, in welcher Stadt sie sich Hoffnung machten, den siegreichen Waffen Gustav Adolfs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, seine Absichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche sich der Kern der spanischen
25 Truppen geworfen hatte. Indem er jenseit des Rheinstroms gegen diese Stadt anrückte, hatte sich der Landgraf von Hessen-Kassel diesseits des Flusses derselben genähert und auf dem Wege dahin mehrere feste Plätze unter seine Botmäßigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beiden Seiten eingeschlossen,
30 zeigten anfänglich viel Mut und Entschlossenheit, das Außerste zu erwarten, und ein ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das schwedische Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten kostete. Aber dieses
35 mutvollen Widerstands ungeachtet gewannen die Schweden immer mehr Boden und waren dem Stadtgraben schon so nahe gerückt, daß sie sich ernstlich zum Sturm anschickten. Jetzt sank den Belagerten der Mut. Mit Recht zitterten sie vor dem wilden Ungeßüm des schwedischen Soldaten, wovon der Marienberg bei Würzburg ein schreckhaftes Zeugnis ablegte. Ein fürchterliches
40 Los erwartete die Stadt Mainz, wenn sie im Sturm erstiegen werden sollte, und leicht konnte der Feind sich versucht fühlen, Magdeburgs schauerhaftes Schicksal an dieser reichen und prachtvollen Residenz eines katholischen Fürsten zu rächen.

Mehr um die Stadt als um ihr eigenes Leben zu schonen, kapitulirte am vierten Tag die spanische Besatzung und erhielt von der Großmuth des Königs ein sicheres Geleite bis nach Luxemburg; doch stellte sich der größte Theil derselben, wie bisher schon von mehreren geschehen war, unter schwedische Fahnen. 5

Am 13. Dezember 1631 hielt der König von Schweden seinen Einzug in die eroberte Stadt und nahm im Palast des Kurfürsten seine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in seine Hände, und mit achtzigtausend Gulden mußte die Bürgerschaft die Plünderung abkaufen. Von dieser Schatzung waren 10 die Juden und die Geistlichkeit ausgeschlossen, welche noch für sich besonders große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Kurfürsten nahm der König als sein Eigentum zu sich und schenkte sie seinem Reichskanzler Orenstierna, der sie dem Gymnasium zu Westeras abtrat; aber das Schiff, das sie nach 15 Schweden bringen sollte, scheiterte, und die Ostsee verschlang diesen unerseßlichen Schatz.

Nach dem Verlust der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Hessen- 20 Kassel Falkenstein und Reisenberg eingenommen; die Festung Königstein ergab sich den Hessen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun spanische Schwadronen zu schlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und sich der wichtigsten Städte am Rheinstrom 25 von Boppard bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Festung Braunsfels, welche die wetterauischen Grafen mit schwedischer Hilfe zu stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten sie, außer Frankenthal, nur sehr wenige Städte retten. Lan- 30 dau und Kronweißenburg erklärten sich laut für die Schweden. Speher bot sich an, Truppen zum Dienst des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Besonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar und durch die Nachlässigkeit des dortigen Kommandanten verloren, der auch dieses 35 Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrscheinlich war selbst die Rauigkeit der Jahreszeit mit eine Ursache der Überlegenheit gewesen, welche der 40 schwedische Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erschöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Gustav Adolf auch bald nach

Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er selbst benutzte die Ruhe, welche die Jahreszeit seinen kriegerischen Operationen auslegte, dazu, die Geschäfte des Kabinetts mit seinem Reichskanzler abzutun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen und einige politische Streitigkeiten mit einer bundsverwandten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu seinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieser Staatsgeschäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als sich mit dem Interesse der deutschen Fürsten und mit dem kurzen Besuche vertrug, den er dem Reiche hatte abstatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das stärkste befestigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Zitadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Gustavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenraub, Pfaffenzwang bekannter geworden ist.

Indem Gustav Adolf sich Meister vom Rhein machte und die drei angrenzenden Kurfürstentümer mit seinen siegreichen Waffen bedrohte, wurde in Paris und Saint-Germain von seinen wachsamten Feinden jeder Kunstgriff der Politik in Bewegung gesetzt, ihm den Beistand Frankreichs zu entziehen und ihn womöglich mit dieser Macht in Krieg zu verwickeln. Er selbst hatte durch die unerwartete und zweideutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom seine Freunde stutzen gemacht und seinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in seine Absichten zu erregen. Nachdem er das Hochstift Würzburg und den größten Teil Frankens seiner Macht unterworfen hatte, stand es bei ihm, durch das Hochstift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oesterreich einzubrechen; und die Erwartung war so allgemein als natürlich, daß er nicht säumen würde, den Kaiser und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen und durch Überwältigung dieser beiden Hauptfeinde den Krieg auf das schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beider streitenden Teile verließ Gustav Adolf die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anstatt seine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Kurtheins seine Macht empfinden zu lassen, indem er seinen zwei wichtigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften wieder in

den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung Friedrichs brachte anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde und die Verleumdungen seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und Gustav Adolf fuhr fort, neue Eroberungspläne am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Besitzer zurückzuhalten. Vergebens erinnerte der Abgesandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte und sein eigenes feierlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Gustav Adolf beantwortete diese Aufforderung mit bitterm Klagen über die Untätigkeit des englischen Hofes und rüstete sich lebhaft, seine sieghaften Fahnen mit nächstem im Elsaß und selbst in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den schwedischen Monarchen laut, und der Haß seiner Gegner zeigte sich äußerst geschäftig, die nachtheiligsten Gerüchte von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister Ludwigs des Dreizehnten, Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die französischen Grenzen mit Unruhe zugehört, und das mißtrauische Gemüt seines Herrn öffnete sich nur allzuleicht den schlimmen Mutmaßungen, welche darüber angestellt wurden. Frankreich war um eben diese Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem protestantischen Teil seiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines siegreichen Königs von ihrer Partei ihren gesunkenen Mut neu beleben und sie zu dem gewaltsamsten Widerstand aufmuntern möchte. Dies konnte geschehn, auch wenn Gustav Adolf auf das weiteste davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen und an seinem Bundsgenossen, dem König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehn. Aber der rachgierige Sinn des Bischofs von Würzburg, der den Verlust seiner Länder am französischen Hofe zu verschmerzen suchte, die giftvolle Beredsamkeit der Jesuiten und der geschäftige Eifer des bairischen Ministers stellten dieses gefährliche Verständniß zwischen den Hugonotten und dem König von Schweden als ganz erwiesen dar und wußten den furchtsamen Geist Ludwigs mit den schrecklichsten Besorgnissen zu bestürmen. Nicht bloß törichte Politiker, auch manche nicht unverständige Katholiken glaubten in vollem Ernst, der König werde mit nächstem in das innerste Frankreich eindringen, mit den Hugonotten gemeine Sache machen und die katholische Religion in dem Königreich umstürzen.

Fanatistische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen und den Statthalter Christi selbst in Italien entthronen. So leicht sich Träumereien dieser Art von selbst widerlegten, so war dennoch nicht zu leugnen, daß Gustav durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn seiner 5 Gegner eine gefährliche Blöße gab und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er seine Waffen weniger gegen den Kaiser und den Herzog von Bayern als gegen die katholische Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geschrei des Unwillens, welches die katholischen Höfe, von den Jesuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhuben, bewog endlich den Cardinal von Richelieu, für die Sicherstellung seiner Religion einen entscheidenden Schritt zu tun und die katholische 15 Welt zugleich von dem ernstlichen Religionszeifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geistlichen Reichsstände zu überführen. Überzeugt, daß die Absichten des Königs von Schweden, so wie seine eignen, nur auf die Demütigung des Hauses Oesterreich gerichtet seien, trug er kein Bedenken, den 20 ligistischen Fürsten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, sobald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluß nun die Fürsten faßten, so hatte Richelieu seinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der österreichischen 25 Partei wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgestellt, und Gustav Adolf, von allen seinen übrigen Feinden in Deutschland befreit, konnte seine ungetheilte Macht gegen die kaiserlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des österreichischen Hauses, und dieses letzte große Ziel aller Bestrebungen Richelieus 30 ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürsten der Ligue auf ihrer Weigerung bestehn und dem österreichischen Bündnis noch fernerhin getreu bleiben sollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem 35 ganzen Europa seine katholische Gesinnung erwiesen und seinen Pflichten als Glied der römischen Kirche ein Genüge getan. Die Fürsten der Ligue erschienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholische Deutschland unausbleiblich verhängen mußte; sie allein 40 waren es, die durch ihre eigensinnige Anhänglichkeit an den Kaiser die Maßregeln ihres Beschüzers vereitelten, die Kirche in die äußerste Gefahr und sich selbst ins Verderben stürzten.

Richelieu verfolgte diesen Plan um so lebhafter, je mehr

er durch die wiederholten Aufforderungen des Kurfürsten von Bayern um französische Hilfe ins Gedränge gebracht wurde. Man erinnert sich, daß dieser Fürst schon seit der Zeit, als er Ursache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die Gesinnungen des Kaisers zu setzen, in ein geheimes Bündnis mit Frankreich getreten war, wodurch er sich den Besitz der pfälzischen Kurwürde gegen eine künftige Sinnesänderung Ferdinands zu versichern hoffte. So deutlich auch schon der Ursprung dieses Traktats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, so dehnte ihn Maximilian jetzt, willkürlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus und trug kein Bedenken, dieselbe Hilfeleistung, welche man ihm bloß gegen Österreich zugesagt hatte, auch gegen Gustav Adolf, den Alliierten der französischen Krone, zu fordern. Durch diese widersprechende Allianz mit zwei einander entgegengesetzten Mächten in Verlegenheit gesetzt, wußte sich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindseligkeiten zwischen beiden ein schleuniges Ende machte; und ebensowenig geneigt, Bayern preiszugeben, als durch seinen Vertrag mit Schweden außerstand gesetzt, es zu schützen, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, seinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leisten. Ein eigener Bevollmächtigter, Marquis von Brézé, wurde zu diesem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeschickt, seine Gesinnungen über diesen Punkt zu erforschen und für die alliierten Fürsten günstige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber so wichtige Ursachen Ludwig der Dreizehnte hatte, diese Neutralität zustande gebracht zu sehen, so triftige Gründe hatte Gustav Adolf, das Gegenteil zu wünschen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abscheu der ligistischen Fürsten vor der protestantischen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländische Macht der Schweden unauslöschlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Österreich unvertilgbar sei, fürchtete er ihre offenbare Feindschaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung so sehr im Widerspruche stand. Da er sich überdies durch seine Lage auf deutschem Boden genötigt sah, auf Kosten der Feinde den Krieg fortzusetzen, so verlor er augenscheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl seiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder also, wenn Gustav Adolf wenig Neigung bliden ließ, die Neutralität der katholischen Fürsten, wodurch ihm so wenig geholfen war, durch Aufopferung seiner errungenen Vorteile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchen er dem Kurfürsten von

Bayern die Neutralität bewilligte, waren drückend und diesen
 Gefinnungen gemäß. Er forderte von der katholischen Ligue
 eine gänzliche Untätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von
 der kaiserlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen
 5 protestantischen Ländern. Noch außerdem wollte er die ligistische
 Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgesetzt wissen. Alle
 ihre Länder sollten den kaiserlichen Armeen verschlossen sein, und
 dem Hause Oesterreich weder Mannschaft noch Lebensmittel und
 Munitio n aus denselben gestattet werden. So hart das Gesetz
 10 war, welches der Überwinder den Überwundenen auflegte, so
 schmeichelte sich der französische Mediateur noch immer, den Kur-
 fürsten von Bayern zu Annehrung desselben vermögen zu können.
 Dieses Geschäft zu erleichtern, hatte sich Gustav Adolf be-
 wegen lassen, dem letztern einen Waffenstillstand auf vierzehn
 15 Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieser Monarch
 durch den französischen Agenten wiederholte Versicherungen von
 dem guten Fortgang dieser Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm
 ein aufgefangener Brief des Kurfürsten an den General Pappen-
 heim in Westfalen die Treulosigkeit dieses Prinzen, der bei
 20 der ganzen Negoziation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Ver-
 teidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, sich durch einen
 Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen Fesseln
 anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hinterlistige Fürst
 seine Rüstung und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ,
 25 desto nachdrücklichere Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Diese
 ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß also fruchtlos und hatte
 zu nichts gedient, als die Feindseligkeit zwischen Bayern und
 Schweden mit desto größrer Erbitterung zu erneuern.

Tillys vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken
 30 zu überschwemmen drohte, forderte den König dringend nach
 diesem Kreise; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rhein-
 strom vertrieben und ihnen der Weg versperret werden, von den
 Niederlanden aus die deutschen Provinzen zu bekriegen. In
 dieser Absicht hatte Gustav Adolf bereits dem Kurfürsten von
 35 Trier, Philipp von Sötern, die Neutralität unter der Be-
 dingung angeboten, daß ihm die trierische Festung Hermannstein
 eingeräumt, und den schwedischen Truppen ein freier Durchzug
 durch Koblenz bewilligt würde. Aber so ungern der Kurfürst
 seine Länder in spanischen Händen sah, so viel weniger konnte er
 40 sich entschließen, sie dem verdächtigen Schutz eines Keizers zu
 übergeben und den schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schick-
 sals zu machen. Da er sich jedoch außerstand sah, gegen zwei so
 furchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten, so

suchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beide. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieses Fürsten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Alliierten an Deutschlands Grenze zu erwerben. Eine zahlreiche französische Armee sollte die trierischen 5 Lande decken, und die Festung Ehrenbreitstein französische Besatzung einnehmen. Aber die Absicht, welche den Kurfürsten zu diesem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit Gustav Adolfs ließ sich nicht eher besänftigen, als bis auch den schwedischen Truppen 10 ein freier Durchzug durch die trierischen Lande gestattet wurde.

Indem dieses mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzstift Mainz von dem Überreste der spanischen Garnisonen gereinigt, und Gustav Adolf selbst durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung 15 dieses Landstrichs vollendet. Das Eroberte zu beschützen, mußte der Reichskanzler Orenstierna mit einem Teile der Armee an dem mittlern Rheinstrome zurückbleiben, und das Hauptheer setzte sich unter Anführung des Königs in Marsch, auf fränkischem Boden den Feind aufzusuchen. 20

Um den Besitz dieses Kreises hatten unterdessen Graf Tilly und der schwedische General von Horn, den Gustav Adolf mit achtausend Mann darin zurückließ, mit abwechselndem Kriegsglück gestritten, und das Hochstift Bamberg besonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüstungen. 25 Von seinen übrigen Entwürfen an den Rheinstrom gerufen, überließ der König seinem Feldherrn die Züchtigung des Bischofs, der durch sein treuloses Betragen seinen Zorn gereizt hatte, und die Tätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Teil 30 des Bistums den schwedischen Waffen, und die Hauptstadt selbst, von der kaiserlichen Besatzung im Stich gelassen, lieferte ihm ein stürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Bischof den Kurfürsten von Bayern zum Beistand auf, der sich endlich bewegen ließ, Tillys Untätigkeit 35 zu verkürzen. Durch den Befehl seines Herrn zur Wiedereinsetzung des Bischofs bevollmächtigt, zog dieser General seine durch die Oberpfalz zerstreuten Truppen zusammen und näherte sich Bamberg mit einem zwanzigtausend Mann starken Heere. Gustav Horn, fest entschlossen, seine Eroberung gegen diese 40 überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wällen Bambergs den Feind, mußte sich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entrisßen sehn, was er der ganzen versammelten

Armee gehofft hatte, streitig zu machen. Eine Verwirrung unter seinen Truppen, die keine Geistesgegenwart des Feldherrn zu verbessern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geschütz nur mit Mühe gerettet werden konnten.

5 Bamberg's Wiedereroberung war die Frucht dieses Sieges; aber den schwedischen General, der sich in guter Ordnung über den Mainstrom zurückzog, konnte Graf Tilly, aller angewandten Geschwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erscheinung des Königs in Franken, welchem Gustav Horn den Rest seiner
10 Truppen bei Kitzingen zuführte, setzte seinen Eroberungen ein schnelles Ziel und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für seine eigne Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Heerschau über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit
15 Gustav Horn, Baner und Herzog Wilhelm von Weimar auf beinahe vierzigtausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch durch Franken; denn Graf Tilly, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und
20 Bayern lagen jetzt dem König gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin dieser Eroberer seinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht sogleich eine Entschließung fassen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schicksal beider Provinzen entscheiden.
25 Gefährlich war es, bei der Annäherung eines so furchtbaren Feindes Bayern unverteidigt zu lassen, um Oesterreich's Grenzen zu schirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Bayern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen und es zum Schauplatz eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die
30 Sorge des Landesvaters siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Bayerns Grenzen mit seiner ganzen Macht zu verteidigen.

Mit triumphierender Freude empfing die Reichsstadt Nürnberg den Beschützer protestantischer Religion und deutscher Freiheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der Bürger ergoß sich bei seinem Anblick in rührende Äußerungen des Jubels und der Bewunderung. Gustav selbst konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, sich hier in dieser Stadt, im Mittelpunkte
40 Deutschlands, zu sehen, bis wohin er nie gehofft hatte, seine Fahnen auszubreiten. Der edle schöne Anstand seiner Person vollendete den Eindruck seiner glorreichen Taten, und die Herablassung, womit er die Begrüßungen dieser Reichsstadt erwiderte,

hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Person bestätigte er jetzt das Bündnis, das er noch an den Ufern des Belts mit derselben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Tateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnberg's Mauern folgte er seiner Armee gegen die Donau und stand vor der Grenzfestung Donauwörth, ehe man einen Feind da vermutete. Eine zahlreiche bairische Besatzung verteidigte diesen Platz, und der Anführer derselben, Rudolf Maximilian, Herzog von Sachsen-Lauenburg, zeigte anfangs die mutigste Entschlossenheit, sich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernst, mit welchem Gustav Adolf die Belagerung anfang, auf einen schnellen und sichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigsten Feuer des schwedischen Geschüzes glücklich ins Werk richtete.

Die Einnahme Donauwörth's öffnete dem König das jenseitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechstrom trennte ihn noch von Bayern. Diese nahe Gefahr seiner Länder weckte die ganze Tätigkeit Maximilians, und so leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle seiner Staaten zu dringen, so entschlossen zeigte er sich nun, ihm den letzten Schritt zu erschweren. Jenseits des Lechs, bei der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein wohlbefestigtes Lager, welches, von drei Flüssen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch starke Besatzungen verteidigt und sich dieser Reichsstadt selbst, welche längst schon ihre Ungeduld blicken ließ, dem Beispiel Nürnberg's und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer bairischen Garnison und Entwaffnung der Bürger versichert. Der Kurfürst selbst schloß sich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das Tilly'sche Lager ein, gleich als ob an diesem einzigen Posten alle seine Hoffnungen hafteten, und das Glück der Schweden an dieser äußersten Grenzmauer scheitern sollte.

Bald erschien Gustav Adolf am Ufer, den bairischen Berschanzungen gegenüber, nachdem er sich das ganze augsburgische Gebiet diesseits des Lechs unterworfen und seinen Truppen eine reiche Zufuhr aus diesem Landstrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieser Strom von häufigen Regengüssen und von dem Schnee der tirolischen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe schwillt und zwischen steilen Ufern mit reißender Schnelligkeit flutet. Ein gewisses Grab öffnete sich dem waghälfigen Stürmer in seinen Wellen, und am entgegenstehenden Ufer

zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderischen Schlände. Ertrugte er dennoch mitten durch die Wut des Wassers und des Feuers den fast unmöglichen Übergang, so erwartete die ermatteten Truppen ein frischer und mutiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung schmachtend, finden sie eine Schlacht. Mit erschöpfter Kraft müssen sie die feindlichen Schanzen ersteigen, deren Festigkeit jedes Angriffs zu spotten scheint. Eine Niederlage, an diesem Ufer erlitten, führt sie unvermeidlich zum Untergange; denn derselbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erschwert, versperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück sie verlassen sollte.

Der schwedische Kriegsrat, den der Monarch jetzt versammelte, machte das ganze Gewicht dieser Gründe gelten, um die Ausführung eines so gefährvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapfersten zagten, und eine ehrwürdige Schar im Dienste grau gewordener Krieger errötete nicht, ihre Besorgnisse zu gestehen. Aber der Entschluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ sagte er zu Gustav Horn, der das Wort für die übrigen führte, „über die Ostsee, über so viele große Ströme Deutschlands hätten wir gesetzt, und vor einem Bache, vor diesem Lech hier, sollten wir ein Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bei Besichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anstellte, die Entdeckung gemacht, daß das diesseitige Ufer über das jenseitige merklich hervorrage und die Wirkung des schwedischen Geschüzes vorzugsweise vor dem des Feindes begünstige. Mit schneller Besonnenheit wußte er diesen Umstand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo sich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drei Batterien aufwerfen, von welchen zweiundsiebenzig Feldstücke ein kreuzweises Feuer gegen den Feind unterhielten. Während daß diese wütende Kanonade die Bayern von dem jenseitigen Ufer entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke schlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und nassem Stroh in einem fort unterhalten, entzog das aufsteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der fast ununterbrochene Donner des Geschüzes das Getöse der Zimmerärzte unhörbar machte. Er selbst ermunterte durch sein eigenes Beispiel den Eifer der Truppen und brannte mit eigener Hand über sechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde diese Kanonade zwei Stunden lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwidert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenseitige niedre Ufer beherrschten, und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geschütz zur Brustwehre diente. Umsonst strebten

die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerstören; das überlegene Geschütz der Schweden verscheuchte sie, und sie mußten die Brücke fast unter ihren Augen vollendet sehen. Tilly tat an diesem schrecklichen Tage das Außerste, den Mut der Seinigen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er suchte. Eine Falkonettkugel zerschmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch Altringer, sein gleich tapftrer Streitgenosse, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeisternden Gegenwart dieser beiden Führer verlassen, wankten endlich die Bayern, und wider seine Neigung wurde selbst Maximilian zu einem kleinmütigen Entschluß fortgerissen. Von den Vorstellungen des sterbenden Tilly besiegt, dessen gewohnte Festigkeit der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig seinen unüberwindlichen Posten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterei im Begriff war den Übergang zu wagen, beschleunigte seinen mutlosen Abzug. Noch in derselben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechstrom gesetzt hatte, sein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu lassen, ihn auf seinem Marsch zu beunruhigen, hatte er sich in bester Ordnung nach Neuburg und Ingolstadt gezogen. Mit Befremdung sahe Gustav Adolf der am folgenden Tage den Übergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Kurfürsten erregte seine Verwunderung noch mehr, als er die Festigkeit des verlassenen Lagers entdeckte. „Wär' ich der Bayer gewesen,“ rief er erstaunt aus, „nimmermehr — und hätte mir auch eine Stückkugel Bart und Kinn weggenommen — nimmermehr würde ich einen Posten, wie dieser da, verlassen und dem Feind meine Staaten geöffnet haben.“

Jetzt also lag Bayern dem Sieger offen, und die Kriegesflut, die bis jetzt nur an den Grenzen dieses Landes gestürmt hatte, wälzte sich zum erstenmal über seine lange verschonten gesegneten Fluren. Bevor sich aber der König an Eroberung dieses feindlich gesinnten Landes wagte, entriß er erst die Reichsstadt Augsburg dem bayrischen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten und versicherte sich ihrer Treue durch eine zurückgelassne Besatzung. Darauf rückte er in beschleunigten Märschen gegen Ingolstadt an, um durch Einnahme dieser wichtigen Festung, welche der Kurfürst mit einem großen Teile seines Heeres deckte, seine Eroberungen in Bayern zu sichern und festen Fuß an der Donau zu fassen.

Bald nach seiner Ankunft vor Ingolstadt beschloß der

verwundete Tilly in den Mauern dieser Stadt seine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße Gustav Adolfs zer-
 malmt, sah er am Abend seiner Tage alle Lorbeern seiner frühern
 5 Siege dahinstreifen und befriedigte durch eine Kette von Wider-
 wärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und Magdeburgs
 zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der
 Ligue einen unerseßlichen Führer, die katholische Religion den
 10 den treuesten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod ver-
 siegelte und die Pflichten des Feldherrn auch noch sterbend erfüllte.
 Sein letztes Vermächtnis an den Kurfürsten war die Ermahnung,
 die Stadt Regensburg zu besetzen, um Herr der Donau und mit
 Böhmen in Verbindung zu bleiben.

15 Mit der Zuversicht, welche die Frucht so vieler Siege zu sein
 pflegt, unternahm Gustav Adolf die Belagerung der Stadt
 und hoffte durch das Ungestüm des ersten Angriffs ihren Wider-
 stand zu besiegen. Aber die Festigkeit ihrer Werke und die Tapfer-
 keit der Besatzung setzten ihm Hindernisse entgegen, die er seit der
 20 Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und
 wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner
 Taten wurden. Beim Rekognoszieren der Festung streckte ein
 Bierundzwanzigspünder sein Pferd unter ihm in den Staub, daß
 er zu Boden stürzte, und kurz darauf ward sein Liebling, der
 25 junge Markgraf von Baden, durch eine Stückugel von seiner
 Seite weggerissen. Mit schneller Fassung erhob sich der König
 wieder und beruhigte sein erschrockenes Volk, indem er sogleich
 auf einem andern Pferde seinen Weg fortsetzte.

Die Besiznehmung der Bayern von Regensburg, welche
 30 Reichsstadt der Kurfürst, dem Rat des Tilly gemäß, durch
 List überraschte und durch eine starke Besatzung in seinen Fesseln
 hielt, änderte schnell den Kriegsplan des Königs. Er selbst
 hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, diese protestantisch ge-
 sinnte Reichsstadt in seine Gewalt zu bekommen und an ihr
 35 eine nicht minder ergebene Bündsgenossin als an Nürnberg,
 Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derselben
 durch die Bayern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung seines
 vornehmsten Wunsches, sich der Donau zu bemächtigen und
 seinem Gegner alle Hilfe von Böhmen aus abzuschneiden. Schnell
 40 verließ er Ingolstadt, an dessen Wällen er Zeit und Volk frucht-
 los verschwendete, und drang in das Innerste von Bayern, um
 den Kurfürsten zur Beschüzung seiner Staaten herbeizulocken und
 so die Ufer der Donau von ihren Verteidigern zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Moosburg, Landshut, das ganze Stift Freisingen unterwarfen sich ihm; nichts konnte seinen Waffen widerstehn. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf seinem Wege, so hatte er in der Brust jedes Bayern einen desto unverföhnlichern 5 Feind, den Religionsfanatismus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papst glaubten, waren auf diesem Boden eine neue, eine unerhörte Erscheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte sie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichrist abgemalt. Kein Wunder, 10 wenn man sich von allen Pflichten der Natur und der Menschlichkeit gegen diese Satansbrut lossprach und zu den schrecklichsten Gewalttaten sich berechtigt glaubte. Wehe dem schwedischen Soldaten, der einem Haufen dieser Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderische Wut nur erdenken 15 mag, wurden an diesen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verstümmelten Körper entflammte die Armee zu einer schrecklichen Wiedervergeltung. Nur Gustav Adolf besleckte durch keine Handlung der Rache seinen Helmschmuck, und das schlechte Vertrauen der Bayern zu seinem 20 Christentum, weit entfernt, ihn von den Vorschriften der Menschlichkeit gegen dieses unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligsten Pflicht, durch eine desto strengere Mäßigung seinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht 25 in der Hauptstadt, die, von Verteidigern entblößt und von den vornehmsten Einwohnern verlassen, bei der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung suchte. Durch eine unbedingte freiwillige Unterwerfung hoffte sie seinen Zorn zu besänftigen und schickte schon bis Freisingen Deputierte voraus, ihm ihre Torschlüssel zu 30 Füßen zu legen. Wie sehr auch der König durch die Unmenschlichkeit der Bayern und durch die feindselige Gesinnung ihres Herrn zu einem grausamen Gebrauch seiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, selbst von Deutschen, bestürmt wurde, Magdeburgs Schicksal an der Residenz ihres Zerstörers zu ahnden, 35 so verachtete doch sein großes Herz diese niedrige Rache, und die Wehrlosigkeit des Feindes entwaffnete seinen Grimm. Zufrieden mit dem edlern Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit siegreichem Pomp in die Residenz desselben Fürsten zu führen, der das vornehmste Werkzeug seines Falls und der Räuber 40 seiner Staaten war, erhöhte er die Pracht seines Einzugs durch den schöneren Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlassenen Palast;

denn die Schätze des Kurfürsten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Bracht des kurfürstlichen Schlosses setzte ihn in Erstaunen, und er fragte den Aufseher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeisters. „Es ist kein anderer,“ versetzte dieser,
 5 „als der Kurfürst selbst.“ — „Ich möchte ihn haben, diesen Baumeister,“ erwiderte der König, „um ihn nach Stockholm zu schicken.“ — „Dafür,“ antwortete jener, „wird sich der Baumeister zu hüten wissen.“ — Als man das Zeughaus durchsuchte, fanden sich bloße Lafetten, zu denen die Kanonen fehlten. Die
 10 Leetern hatte man so künstlich unter dem Fußboden eingescharrt, daß sich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätereie eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Toten,“ rief der König, „und kommet zum Gericht!“ — Der Boden ward aufgerissen, und man entdeckte gegen hundert-
 15 undvierzig Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größtenteils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreißigtausend Dukaten in Golde, der in einem der größern versteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieser kostbare Fund den König überraschte.

20 Aber eine weit willkommnere Erscheinung würde die bayrische Armee selbst ihm gewesen sein, welche aus ihren Verschanzungen hervorzulocken, er ins Herz von Bayern gedrungen war. In dieser Erwartung sah sich der König betrogen. Kein Feind erschien, keine noch so dringende Aufforderung seiner Untertanen
 25 konnte den Kurfürsten vermögen, den letzten Überrest seiner Macht in einer Feldschlacht aufs Spiel zu setzen. In Regensburg eingeschlossen, harrete er auf die Hilfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen sollte, und versuchte einstweilen,
 30 bis der erwartete Beistand erschien, durch Erneuerung der Neutralitätsunterhandlungen seinen Feind außer Tätigkeit zu setzen. Aber das zu oft gereizte Mißtrauen des Monarchen vereitelte diesen Zweck, und die vorsätzliche Zögerung Wallensteins ließ Bayern unterdessen den Schweden zum Raub werden.

35 So weit war Gustav Adolf von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeschritten, ohne auf seinem Weg einen Feind zu finden, der ihm gewachsen gewesen wäre. Ein Teil von Bayern und Schwaben, Frankens Bistümer, die untere Pfalz, das Erzstift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der österreichischen Monarchie hatte ein nie
 40 unterbrochenes Glück ihn begleitet und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er sich nach dem Breitenfelder Sieg vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünschte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den

protestantischen Reichsständen durchzusetzen, so hatte er doch die Glieder der katholischen Ligue entwaffnet oder geschwächt, den Krieg größtenteils auf ihre Kosten bestritten, die Hilfsquellen des Kaisers vermindert, den Mut der schwächern Stände gestärkt und durch die gebrandschatzten Länder der kaiserlichen Alliierten einen Weg nach den österreichischen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorsam erpressen konnte, da leistete ihm die Freundschaft der Reichsstädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an sich zu fesseln gewußt hatte, die wichtigsten Dienste, und er konnte, solange er die Überlegenheit im Felde behielt, alles von ihrem Eifer erwarten. Durch seine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeschnitten, wenn ihnen der niederländische Krieg auch noch Kräfte ließ, teil an dem deutschen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach seinem verunglückten Feldzuge die Neutralität vorgezogen. Noch so viele längs seines Zuges durch Deutschland zurückgelassne Besatzungen hatten sein Heer nicht vermindert, und noch ebenso frisch, als es diesen Zug angetreten hatte, stand es jetzt mitten in Bayern, entschlossen und gerüstet, den Krieg in das Innerste von Osterreich zu wälzen.

Während daß Gustav Adolf den Krieg im Reiche mit solcher Überlegenheit führte, hatte das Glück seinen Bundsgenossen, den Kurfürsten von Sachsen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünstigt. Man erinnert sich, daß bei der Veratschlagung, welche nach der Leipziger Schlacht zwischen beiden Fürsten zu Halle angestellt worden, die Eroberung Böhmens dem Kurfürsten von Sachsen zum Anteil fiel, indem der König für sich selbst den Weg nach den ligistischen Ländern erwählte. Die erste Frucht, welche der Kurfürst von dem Siege bei Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreiung des ganzen Kreises von den kaiserlichen Besatzungen folgte. Durch die Mannschaft verstärkt, welche von der feindlichen Garnison zu ihm übertrat, richtete der sächsische General von Arnheim seinen Marsch nach der Lausitz, welche Provinz ein kaiserlicher General, Rudolph von Tiefenbach, mit einer Armee überschwemmt hatte, den Kurfürsten von Sachsen wegen seines Übertritts zu der Partei des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieser schlecht verteidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüstungen angefangen, mehrere Städte erobert und Dresden selbst durch seine drohende Annäherung erschreckt. Aber diese reizenden Fortschritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaisers, alle sächsischen Besatzungen mit Krieg zu verschonen.

Zu spät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Kurfürsten von Sachsen aufs Äußerste zu bringen und dem König von Schweden diesen wichtigen Bündsgenossen gleichsam mit Gewalt zuzuführen. Was er
 5 durch einen unzeitigen Troß verdarb, wollte er jetzt durch eine ebenso übel angebrachte Mäßigung wieder gut machen, und er beging einen zweiten Fehler, indem er den ersten verbessern wollte. Seinem Feind einen so mächtigen Alliierten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhand-
 10 lungen mit dem Kurfürsten, und den Fortgang derselben zu erleichtern, mußte Tiefenbach sogleich alle sächsischen Länder verlassen. Aber diese Demütigung des Kaisers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Kurfürsten nur die Verlegenheit seines Feindes und seine eigene Wichtigkeit
 15 und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vorteile desto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne sich durch den schändlichsten Undank verächtlich zu machen, einem Alliierten entsagen, dem er die heiligsten Versicherungen seiner Treue gegeben, dem er für die Rettung seiner Staaten, ja selbst seines Kurhuts
 20 verpflichtet war?

Die sächsische Armee, des Zugs nach der Lausitz überhoben, nahm also ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zusammenfluß günstiger Ereignisse ihr im voraus den Sieg zu versichern schien. Noch immer glimmte in diesem Königreiche, dem ersten Schauplatz
 25 dieses verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Asche, und durch den fortgesetzten Druck der Tyrannei wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tag neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieses unglückliche Land Spuren der traurigsten Veränderung. Ganze Ländereien hatten
 30 ihre Besitzer gewechselt und seufzten unter dem verhaßten Joch katholischer Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Raube der vertriebenen Protestanten bekleidet hatte. Andre hatten das öffentliche Elend benützt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen.
 35 Das Blut der vornehmsten Freiheitsverfechter war auf Henkerbühnen verspritzt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimat im Elend umher, während daß die geschmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Unerträglich als der Druck
 40 dieser kleinen Tyrannen war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Partei dieses Königreichs ohne Unterschied belastete. Keine Gefahr von außen, keine noch so ernsthafte Widersehung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung

hatte dem Bekehrungseifer der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hilfe, die Verirrten in den Schafstall der Kirche zurück zu ängstigen. Am härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimsthals, im Grenzgebirge zwischen Böhmen und Meissen. 5 Zwei kaiserliche Kommissarien, durch ebensoviele Jesuiten und funfzehn Musketiere unterstützt, zeigten sich in diesem friedlichen Tale, das Evangelium den Kettern zu predigen. Wo die Beredsamkeit der erstern nicht zulange, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der letztern in die Häuser, durch angedrohte 10 Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für diesmal siegte die gute Sache, und der herzhafte Widerstand dieses kleinen Volks nötigte den Kaiser, sein Bekehrungsmandat schimpflich zurückzunehmen. Das Beispiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtschnur ihres Betragens und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Übermut gegen die Protestanten auszuüben versucht war. Kein 15 Wunder, wenn diese schwer verfolgte Partei einer Veränderung günstig wurde und ihrem Befreier, der sich jetzt an der Grenze zeigte, mit Sehnsucht entgegensah. 20

Schon war die sächsische Armee im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen sie erschien, waren die kaiserlichen Besatzungen gewichen. Schluckenau, Tettschen, Nussig, Leitmeritz fielen schnell nacheinander in Feindes Hand, jeder katholische Ort wurde der Plünderung preisgegeben. Schrecken ergriff alle 25 Papisten des Königreichs, und eingedenk der Mißhandlung, welche sie an den Evangelischen ausgeübt hatten, wagten sie es nicht, die rächende Ankunft eines protestantischen Heers zu erwarten. Alles, was katholisch war und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptstadt, um auch die Hauptstadt ebenso schnell wieder zu verlassen. Prag selbst war auf 30 keinen Angriff bereitet und an Mannschaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu spät hatte man sich am Hofe des Kaisers entschlossen, den Feldmarschall Tiefenbach zu Verteidigung dieser Hauptstadt herbeizurufen. Ehe 35 der kaiserliche Befehl die Standquartiere dieses Generals in Schlesien erreichte, waren die Sachsen nicht ferne mehr von Prag, die halb protestantische Bürgerschaft versprach wenig Eifer, und die schwache Garnison ließ keinen langen Widerstand hoffen. In dieser schrecklichen Bedrängnis erwarteten die katholischen Einwohner ihre Rettung von Wallenstein, der in den Mauern dieser Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt, seine 40 Kriegserfahrung und das Gewicht seines Ansehens zu Erhaltung

der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, seine Rache zu befriedigen. Wenn er es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte, so war es doch gewiß sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte. Wie wenig diese auch zu einem langen Widerstande geschickt war, so fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, sich bis zur Ankunft eines Entsatzes zu behaupten; und ein kaiserlicher Oberster, Graf Maradas, bezeigte wirklich Lust, ihre Verteidigung zu übernehmen. Aber ohne Kommando und durch nichts als seinen Eifer und seine Tapferkeit zu diesem Wagestück aufgefordert, unterstand er sich nicht, es auf eigne Gefahr, ohne die Bestimmung eines Höhern, ins Werk zu setzen. Er suchte also Rat bei dem Herzog von Friedland, dessen Billigung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte, und an den die böhmische Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hof in dieser Extremität angewiesen war. Aber arglistig hüllte sich dieser in seine Dienstlosigkeit und seine gänzliche Zurückziehung von der politischen Bühne und schlug die Entschlossenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeiten darnieder, die er, als der Mächtige, blicken ließ. Die Mutlosigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bei Einnahme derselben von dem Feinde zu fürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, daß er sie durch seinen Abzug verloren gab. Seinem Beispiele folgte der ganze katholische Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, seine Personen, seine Güter zu flüchten. Alle Straßen bis Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die sich nicht eher als in der Kaiserstadt von ihrem Schrecken erholten. Maradas selbst, an Prag's Errettung verzweifelnd, folgte den übrigen und führte seine kleine Mannschaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Diese Stille herrschte in Prag, als die Sachsen am andern Morgen davor erschienen; keine Anstalt zur Verteidigung, nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr sammelte sich eine Menge von Zuschauern um sie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit sie sich näherten, glich vielmehr einer freundschaftlichen Begrüßung als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinstimmenden Bericht dieser Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweis geflüchtet sei. Dieser unerwartete, unerklärbare Mangel

an Widerstand erregte Arnheims Mißtrauen um so mehr, da ihm die eifertige Annäherung des Entsatzes aus Schlesien kein Geheimnis, und die sächsische Armee, mit Belagerungswerkzeugen zu wenig versehen, auch an Anzahl bei weitem zu schwach war, um eine so große Stadt zu bestürmen. Vor einem Hinterhalt 5 hange, verdoppelte er seine Wachsamkeit; und er schwebte in dieser Furcht, bis ihm der Haushofmeister des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, diese unglaubliche Nachricht bekräftigte. „Die Stadt ist ohne Schwertstreich unser,“ rief er jetzt voll Verwunderung seinen Obersten zu und ließ sie unver- 10 züglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerschaft von Prag, von ihren Verteidigern schimpflich im Stich gelassen, hatte ihren Entschluß längst gefaßt, und es kam bloß darauf an, Freiheit und Eigentum durch eine vortheilhafte Kapitulation in Sicherheit zu setzen. Sobald diese 15 von dem sächsischen General im Namen seines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widersezung die Tore, und die Armee hielt am 11. November des Jahrs 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Kurfürst selbst nach, um die Hulldigung seiner neuen Schutzbefohlenen in Person zu empfangen; denn nur unter diesem Namen hatten sich ihm die drei 20 Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der österreichischen Monarchie sollte durch diesen Schritt nicht zerrissen sein. So übertrieben groß die Furcht der Papisten vor den Repressalien der Sachsen gewesen war, so angenehm überraschte sie die 25 Mäßigung des Kurfürsten und die gute Mannszucht der Truppen. Besonders legte der Feldmarschall von Arnheim seine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bei dieser Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereien desselben auf seinem Hermarsch verschont zu haben, stellte er jetzt noch 30 Wachen an seinen Palast, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten sich der vollkommensten Gewissensfreiheit, und von allen Kirchen, welche sie den Protestanten entrisen hatten, wurden diesen nur vier zurückgegeben. Die Jesuiten allein, welchen die allgemeine Stimme 35 alle bisherigen Bedrückungen schuld gab, waren von dieser Duldung ausgeschlossen und mußten das Königreich meiden.

Johann Georg verleugnete selbst als Sieger die Demut und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiserliche Name einslößte, und was sich ein kaiserlicher General, wie Tilly und Wallenstein, zu Dresden gegen ihn unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte er sich zu Prag nicht gegen den Kaiser. Sorgfältig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von 40

dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht schuldig war. Er unterstand sich nicht, das Hausgeräthe des letztern zu berühren, indem er sich ohne Bedenken die Kanonen des erstern als gute Beute zueignete und nach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiserlichen Palast, sondern im Lichtensteinischen Hause nahm er seine Wohnung, zu bescheiden, die Zimmer desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriß. Würde uns dieser Zug von einem großen Mann und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreißen. Der Charakter des Fürsten, bei dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieser Enthaltung mehr den schönen Sieg der Bescheidenheit ehren oder die Kleinliche Gesinnung des schwachen Geistes bemitleiden sollen, den das Glück selbst nie kühn macht und die Freiheit selbst nie der gewohnten Fesseln entledigt.

Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der mehresten Städte folgte, bewirkte eine schnelle und große Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem protestantischen Adel, welche bisher im Elend herumgeirrt waren, fanden sich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn, der berüchtigte Urheber des böhmischen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplaze seines Verbrechens und seiner Verurteilung sich als Sieger zu zeigen. Über dieselbe Brücke, wo ihm die aufgespießten Köpfe seiner Anhänger das ihn selbst erwartende Schicksal furchtbar vor Augen malten, hielt er jetzt seinen triumphierenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Schreckbilder zu entfernen. Die Verwiesenen setzten sich sogleich in Besitz ihrer Güter, deren jetzige Eigentümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer diesen die aufgewandten Summen erstatten würde, rissen sie alles, was ihre gewesen war, an sich, auch wenn sie selbst den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und mancher unter ihnen fand Ursache, die gute Wirtschaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Herden hatten unterdessen in der zweiten Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem kostbarsten Hausrat waren die Zimmer geschmückt, die Keller, welche sie leer verlassen hatten, reichlich gefüllt, die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber mißtrauisch gegen ein Glück, das so unverhofft auf sie hereinstürmte, eilten sie, diese unsichern Besizungen wieder loszuschlagen und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachsen belebte den Mut aller protestantisch Gesinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptstadt sah man ganze Scharen zu den neu eröffneten evangelischen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im

Gehorsam gegen das Papsttum erhalten hatte, wandten sich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken schwuren freudig ein erzwungnes Bekenntnis ab, um ihren frühern Überzeugungen zu folgen. Alle bewiesene Duldsamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieses mißhandelte Volk die Unterdrücker seiner heiligsten Freiheit empfinden ließ. Fürchterlich bediente es sich seiner wiedererlangten Rechte, und seinen Haß gegen die aufgedrungene Religion stillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdessen war der Suffurs, den die kaiserlichen Generale von Gög und von Tiefenbach aus Schlesien herbeiführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der obern Pfalz zu ihm stießen. Ihn zu zerstreuen, ehe sich seine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen und tat bei Nimburg an der Elbe einen mutigen Angriff auf seine Verschanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte schlug er endlich — nicht ohne großen Verlust, die Feinde aus ihrem befestigten Lager und zwang sie durch die Heftigkeit seines Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen und die Brücke abzubringen, die sie herübergebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiserlichen nicht in mehreren kleinern Gefechten Abbruch taten, und die Kroaten selbst bis an die Tore von Prag ihre Streifereien erstreckten. Wie glänzend und vielversprechend auch die Sachsen den böhmischen Feldzug eröffnet hatten, so rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs Gustav Adolfs Erwartungen. Anstatt mit unaufhaltbarer Gewalt die errungenen Vorteile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen sich zu der schwedischen Armee durchzuschlagen und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiserlichen Macht anzugreifen, schwächten sie sich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobei der Vorteil nicht immer auf ihrer Seite war und die Zeit für eine größere Unternehmung fruchtlos verschwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Triebfedern auf, welche ihn abgehalten hatten, sich seines Vorteils über den Kaiser zu bedienen und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäßige Wirksamkeit zu befördern.

Der größte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiser verloren, und die Sachsen von dieser Seite her gegen Oesterreich im Anzug, während daß der schwedische Monarch durch Franken, Schwaben und Bayern nach den kaiserlichen Erbstaaten einen Weg sich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der

österreichischen Monarchie verzehrt, die Länder erschöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorsam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem schwedischen Heerführer eine so entschiedne Überlegenheit im Felde verschaffte. Entwaffnet waren die Bündsgenossen des Kaisers, oder die auf sie selbst hereinstürmende Gefahr hatte ihre Treue erschüttert. Selbst Maximilian von Bayern, Österreichs mächtigste Stütze, schien den verführerischen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieses Fürsten mit Frankreich hatte den Kaiser längst schon mit Besorgnissen erfüllt. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, der Kurfürst von Mainz, der Herzog von Lothringen waren aus ihren Ländern vertrieben oder doch gefährlich bedroht; Trier stand im Begriff, sich unter französischen Schuß zu begeben. Spaniens Waffen beschäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während daß Gustav Adolf sie vom Rheinstrom zurückschlug; Polen fesselte noch der Stillstand mit diesem Fürsten. Die ungarischen Grenzen bedrohte der siebenbürgische Fürst Rakocz, ein Nachfolger Bethlen Gabor's und der Erbe seines unruhigen Geistes; die Pforte selbst machte bedenkliche Zurüstungen, den günstigen Zeitpunkt zu nutzen. Die mehresten protestantischen Reichsstände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beschützers, hatten öffentlich und tätlich gegen den Kaiser Partei ergriffen. Alle Hilfsquellen, welche sich die Frechheit eines Tillh und Wallenstein durch gewaltsame Erpressungen in diesen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle diese Werbepfläze, diese Magazine, diese Zufluchtsörter für den Kaiser verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Kosten bestritten werden. Seine Bedrängnisse vollkommen zu machen, entzündet sich im Land ob der Enns ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das protestantische Landvolk und der Fanatismus schwingt seine Fackel, indem der Feind schon an den Pforten des Reiches stürmt. Nach einem so langen Glücke, nach einer so glänzenden Reihe von Siegen, nach so herrlichen Eroberungen, nach so viel unnütz verspritztem Blute sieht sich der österreichische Monarch zum zweitenmal an denselben Abgrund geführt, in den er beim Antritt seiner Regierung zu stürzen drohte. Ergriff Bayern die Neutralität, widerstand Kursachsen der Verführung, und entschloß sich Frankreich, die spanische Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Katalonien anzufallen, so stürzte der stolze Bau von Österreichs Größe zusammen, die alliierten Kronen teilten sich in

seinen Raub, und der deutsche Staatskörper sah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieser Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längst schon entschieden Verfall der österreichischen Macht, den bloß der 5
täuschende Schimmer eines großen Namens verdeckt hatte, sichtbar machte. Ging man zu den Ursachen zurück, welche den Schweden eine so furchtbare Überlegenheit im Felde verschafften, so fand man sie größtenteils in der unumschränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte seiner Partei in einem einzigen 10
Punkte vereinigte und, durch keine höhere Autorität in seinen Unternehmungen gefesselt, vollkommener Herr jedes günstigen Augenblicks, alle Mittel zu seinem Zwecke beherrschte und von niemand als sich selbst Geseze empfing. Aber seit Wallensteins Abdankung und Tillys Niederlage zeigte sich auf seiten 15
des Kaisers und der Ligue von diesem allen gerade das Widerspiel. Den Generalen gebrach es an Ansehen bei den Truppen und an der so nötigen Freiheit zu handeln, den Soldaten an Gehorsam und Mannszucht, den zerstreuten Korps an übereinstimmender Wirksamkeit, den Ständen an gutem Willen, den 20
Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entschlusses und an Festigkeit bei Vollstreckung desselben. Nicht ihre größere Macht, nur der bessere Gebrauch, den sie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaisers ein so entschiedenes Übergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem 25
Geiste, der, sie anzuwenden, Fähigkeit und Vollmacht besaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiser. Hätte Graf Tilly auch nie seinen Ruhm verloren, so ließ das Mißtrauen gegen Bayern doch nicht zu, das Schicksal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der seine Anhänglichkeit an das bairische 30
Haus nie verleugnete. Ferdinands dringendstes Bedürfnis war also ein Feldherr, der gleich viel Erfahrungheit besaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der seine Dienste dem österreichischen Hause mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines solchen war es, was nunmehr den geheimen 35
Rat des Kaisers beschäftigte und die Mitglieder desselben untereinander entzweite. Einen König dem andern gegenüberzustellen und durch die Gegenwart ihres Herrn den Mut der Truppen zu entflammen, stellte sich Ferdinand im ersten Feuer des Affekts selbst als den Führer seiner Armee dar; aber 40
es kostete wenig Mühe, einen Entschluß umzustößen, den nur Verzweiflung eingab und das erste ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiser seine Würde und die Last des

Regentenamts verbot, erlaubten die Umstände seinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Mut, auf den die österreichischen Untertanen mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch seine Geburt zur Verteidigung einer Monarchie aufgefördert, von deren Kronen er zwei schon auf seinem Haupte trug, verband Ferdinand der Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beistand ihm zu Führung des Krieges so unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beschwerten Untertan neue Lasten aufzulegen; nur seiner persönlichen Gegenwart bei der Armee schien es aufbehalten zu sein, die verderbliche Eifersucht der Häupter zu ersticken und die erschlafte Mannszucht der Truppen durch die Kraft seines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nötigen Reife des Urteils, Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Übung erworben wird, so konnte man diesen Mangel durch eine glückliche Wahl von Ratgebern und Gehilfen ersetzen, die man unter der Hülle seines Namens mit der höchsten Autorität bekleidete.

So scheinbar die Gründe waren, womit ein Teil der Minister diesen Vorschlag unterstützte, so große Schwierigkeiten setzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eifersucht des Kaisers und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schicksal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Führung selbst so bedürftig war! Wie gewagt, dem größten Feldherrn seines Jahrhunderts einen Anfänger entgegenzustellen, dessen Fähigkeit zu diesem wichtigen Posten noch durch keine Unternehmung geprüft, dessen Name, von dem Ruhme noch nie genannt, viel zu kraftlos war, um der mutlosen Armee im voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Last zugleich für den Untertan, den kostbaren Staat zu bestreiten, der einem königlichen Heerführer zukam, und den der Wahn des Zeitalters mit seiner Gegenwart beim Heer unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für den Prinzen selbst, seine politische Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geißel seines Volks und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrschen sollte!

Und dann war es noch nicht damit getan, den Feldherrn für die Armee aufzusuchen; man mußte auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit Wallensteins gewaltsamer Entfernung hatte sich der Kaiser mehr mit ligistischer und bairischer Hilfe als durch eigene Armeen verteidigt, und eben diese

Abhängigkeit von zweideutigen Freunden war es ja, der man durch Aufstellung eines eigenen Generals zu entfliehen suchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die alles zwingende Macht des Goldes und ohne den begeisternden Namen eines siegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, 5 die es an Mannszucht, an kriegerischem Geist und an Fertigkeit mit den geübten Scharen des nordischen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein einziger Mann, der solch eine That getan, und diesem einzigen hatte man eine tödliche Kränkung bewiesen. 10

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohnegleichen verschaffte. Das Schicksal selbst hatte sich zu seinem Rächer aufgestellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die seit dem Tage seiner Abdankung über Öster- 15 reich hereinstürmte, dem Kaiser selbst das Geständnis entriß, daß mit diesem Feldherrn sein rechter Arm ihm abgehauen worden sei. Jede Niederlage seiner Truppen erneuerte diese Wunde, jeder verlorene Platz warf dem betrogenen Monarchen seine Schwäche und seinen Undank vor. Glücklicherweise, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer seiner Heere, nur einen Verteidiger seiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichsten von allen, weil er gegen den Streich des Verräters am wenigsten verteidigt war. 20

Entfernt von der Kriegesbühne und zu einer folternden 25 Untätigkeit verurteilt, während daß seine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms sich Lorbeern sammelten, hatte der stolze Herzog dem Wechsel des Glücks mit verstellter Gelassenheit zugeesehen und im schimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düstern Entwürfe seines arbeitenden Geistes verborgen. Von 30 einer glühenden Leidenschaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenseite Ruhe und Müßiggang log, brütete er still die schreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrsucht zur Reife und näherte sich langsam, aber sicher dem Ziele. Erloschen war alles in seiner Erinnerung, was er durch den Kaiser geworden war; nur was er für den Kaiser getan hatte, stand mit glühenden Zügen in sein Gedächtnis geschrieben. Seinem unersättlichen Durst nach Größe und Macht war der Undank des Kaisers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreißen und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu ent- 40 binden schien. Entündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maß, als sein äußerer

Wirkungskreis sich verengte, erweiterte sich die Welt seiner Hoffnungen, und seine schwärmende Einbildungskraft verlor sich in unbegrenzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem seinigen nur der Wahnsinn erzeugen kann. So hoch, als der Mensch
 5 nur immer durch eigene Kraft sich zu erheben vermag, hatte sein Verdienst ihn emporgetragen; nichts von allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb seiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick seiner Entlassung hatten seine Ansprüche keinen
 10 Widerstand, sein Ehrgeiz keine Grenzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstage zu Boden streckte, zeigte ihm den Unterschied zwischen ursprünglicher und übertragener Gewalt und den Abstand des Untertans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel seiner Herrschergröße durch diesen überraschenden Glückswechsel aufgeschreckt, verglich er die Macht, die er besaßen, mit derjenigen, durch welche sie ihm entrissen wurde, und sein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glückes noch für ihn zu ersteigen war. Erst nachdem er das Gewicht der höchsten Gewalt mit
 15 schmerzhafter Wahrheit erfahren, streckte er lüstern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgsam seine Bahn um die Majestät des Thrones beschrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendste seiner Trabanten zu sein; erst nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise stieß, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich ~~zer-~~
 20 malmend auf seine Sonne.

Gustav Adolf durchwanderte den deutschen Norden mit siegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn
 25 verloren, und bei Leipzig fiel der Kern der kaiserlichen Macht. Das Gerücht dieser Niederlagen drang bald auch zu Wallensteins Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatstands zurückgeschwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegssturm betrachtete. Was die Brust aller Katholiken mit
 30 Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; nur für ihn arbeitete Gustav Adolf. Kaum hatte der letztere angefangen, sich durch seine Kriegestaten in Achtung zu setzen, so verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, seine Freundschaft zu suchen und mit diesem glücklichen Feinde
 35 Österreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebne Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden schon längst seine Dienste gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallensteins Glückswünsche zu überbringen und ihn zu einem engern

Bündnisse mit dem Herzog einzuladen. Funfzehntausend Mann beehrte Wallenstein von dem Könige, um mit Hilfe derselben und mit den Truppen, die er selbst zu werben sich anheischig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen und den Kaiser, seinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So sehr das Unerwartete dieses Antrags und das Übertriebne der gemachten Versprechungen das Mißtrauen Gustav Adolfs erregte, so war er doch ein zu guter Kenner des Verdienstes, um einen so wichtigen Freund mit Kaltfinn zurückzuweisen. Nachdem aber Wallenstein, durch die günstige Ausnahme dieses ersten Versuches ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht seinen Antrag erneuerte und auf eine bestimmte Erklärung drang, trug der vorsichtige Monarch Bedenken, an die schimärischen Entwürfe dieses verwegenen Kopfs seinen Ruhm zu wagen und der Redlichkeit eines Mannes, der sich ihm als Verräter ankündigte, eine so zahlreiche Mannschaft anzuvertrauen. Er entschuldigte sich mit der Schwäche seiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine so starke Verminderung leiden würde und verscherzte aus übergroßer Vorsicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das schnellste zu endigen. Zu spät versuchte er in der Folge, die zerrissenen Unterhandlungen zu erneuern: der günstige Moment war vorüber, und Wallensteins beleidigter Stolz vergab ihm diese Geringschätzung nie.

Aber diese Weigerung des Königs beschleunigte wahrscheinlich nur den Bruch, den die Form dieser beiden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beide geboren, Geseze zu geben, nicht sie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andre Nachgiebigkeit und gegenseitige Opfer notwendig macht. Wallenstein war nichts, wo er nicht alles war; er mußte entweder gar nicht oder mit vollkommenster Freiheit handeln. Ebenso herzlich haßte Gustav Adolf jede Abhängigkeit, und wenig fehlte, daß er selbst die so vorteilhafte Verbindung mit dem französischen Hofe nicht zerrissen hätte, weil die Anmaßungen desselben seinem selbsttätigen Geiste Fesseln anlegten. Jener war für die Partei verloren, die er nicht lenken durfte, dieser noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbände zu folgen. Waren die gebieterischen Anmaßungen dieses Bundsgenossen dem Herzog von Friedland bei ihren gemeinschaftlichen Operationen schon so lästig, so mußten sie ihm unerträglich sein, wenn es dazu kam, sich in die Beute zu teilen. Der stolze Monarch konnte sich herablassen, den Beistand eines rebellischen Untertans

gegen den Kaiser anzunehmen, und diesen wichtigen Dienst mit königlicher Großmut belohnen; aber nie konnte er seine eigene und aller Könige Majestät so sehr aus den Augen setzen, um den Preis zu bestätigen, den die ausschweifende Ehrsucht des Herzogs darauf zu setzen wagte, nie eine nützliche Verrätere

5 mit einer Krone bezahlen. Von ihm also war, auch wenn ganz Europa schwieg, ein furchtbarer Widerspruch zu fürchten, sobald Wallenstein nach dem böhmischen Pepter die Hand aus-

10 streckte — und er war auch in ganz Europa der Mann, der einem solchen Veto Kraft geben konnte. Durch den eignen Arm Wallensteins zum Diktator von Deutschland gemacht, konnte er gegen diesen selbst seine Waffen kehren und sich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräter für los-

15 gezählt halten. Neben einem solchen Alliierten hatte also kein Wallenstein Raum; und wahrscheinlich war es dies, nicht seine vermeintliche Absicht auf den Kaiserthron, worauf er an-

spielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte aus-

brach: „Ein Glück für mich und ihn, daß er dahin ist! Das Deutsche Reich konnte nicht zwei solche Häupter brauchen.“

20 Der erste Versuch zur Rache an dem Haus Oesterreich war fehlgeschlagen; aber fest stand der Voratz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bei dem König von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minder Schwierig-

25 keit und mehr Vorteil bei dem Kurfürsten von Sachsen zu erreichen, den er ebenso gewiß war, nach seinem Willen zu lenken, als er bei Gustav Adolf daran verzweifelte. In fort-

dauerndem Einverständnis mit Arnheim, seinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an an einer Verbindung mit Sachsen, wo-

30 durch er dem Kaiser und dem König von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte sich von einem Entwurfe, der, wenn er einschlug, den schwedischen Monarchen um seinen Einfluß in Deutschland brachte, desto leichter Eingang bei Jo-

hann Georg versprechen, je mehr die eifersüchtige Gemüts-

35 art dieses Prinzen durch die Macht Gustav Adolfs gereizt und seine ohnehin schwache Neigung zu demselben durch die erhöhten Ansprüche des Königs erkältet ward. Gelang es ihm, Sachsen von dem schwedischen Bündnis zu trennen und in Verbindung mit demselben eine dritte Partei im Reiche zu errichten, so lag der Ausschlag des Krieges in seiner Hand,

40 und er hatte durch diesen einzigen Schritt zugleich seine Rache an dem Kaiser befriedigt, seine verschmähte Freundschaft an dem schwedischen König gerächt und auf den Ruin von beiden den Bau seiner eigenen Größe gegründet.

Über auf welchem Wege er auch seinen Zweck verfolgte, so konnte er denselben ohne den Beistand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Diese Armee konnte so geheim nicht geworben werden, daß am kaiserlichen Hofe nicht Verdacht geschöpft und der Anschlag gleich in seiner Entstehung 5
 vereitelt wurde. Diese Armee durfte ihre gesetzwidrige Bestimmung vor der Zeit nicht erfahren, indem schwerlich zu erwarten war, daß sie dem Ruf eines Verräters gehorchen und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn dienen würde. Wallenstein mußte also unter kaiserlicher Autorität und öffentlich werden 10
 und von dem Kaiser selbst zur unumschränkten Herrschaft über die Truppen berechtigt sein. Wie konnte dies aber anders geschehen, als wenn ihm das entzogene Generalat aufs neue übertragen und die Führung des Kriegs unbedingt überlassen ward? Dennoch erlaubte ihm weder sein Stolz noch sein Vor- 15
 teil, sich selbst zu diesem Posten zu drängen und als ein Bittender von der Gnade des Kaisers eine beschränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht desselben uneingeschränkt zu ertrotzen stand. Um sich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Kommando von ihm übernommen würde, mußte 20
 er abwarten, bis es ihm von seinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rat, den ihm Arnheim erteilte, und dies das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und rastloser Tätigkeit strebte.

Überzeugt, daß nur die äußerste Not die Unentschlossenheit 25
 des Kaisers besiegen und den Widerspruch Bayerns und Spaniens, seiner beiden eifrigsten Gegner, unkräftig machen könne, bewies er sich von jetzt an geschäftig, die Fortschritte des Feindes zu befördern und die Bedrängnisse seines Herrn zu vermehren. Sehr wahrscheinlich geschah es auf seine Einladung und Er- 30
 munterung, daß die Sachsen, schon auf dem Wege nach der Lausitz und Schlesien, sich nach Böhmen wandten und dieses unverteidigte Reich mit ihrer Macht überschwemmten; ihre schnellen Eroberungen in demselben waren nicht weniger sein Werk. Durch den Kleinmut, den er heuchelte, erstickte er jeden 35
 Gedanken an Widerstand und überlieferte die Hauptstadt durch seinen voreiligen Abzug dem Sieger. Bei einer Zusammenkunft mit dem sächsischen General zu Raunitz, wozu eine Friedens- unterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrschein- 40
 lich das Siegel auf die Verschwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erste Frucht dieser Verabredung. Indem er selbst nach Vermögen dazu beitrug, die Unglücksfälle über Österreich zu häufen, und durch die raschen Fortschritte der

Schweden am Rheinstrom aufs nachdrücklichste dabei unterstützt wurde, ließ er seine freiwilligen und gedungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigsten Klagen führen und die Absetzung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund
 5 der erlittenen Verluste abschildern. „Dahin hätte Wallenstein es nicht kommen lassen, wenn er am Ruder geblieben wäre!“ riefen jetzt tausend Stimmen, und selbst im geheimen Räte des Kaisers fand diese Meinung feurige Beförderer.

Es bedurfte ihrer wiederholten Bestürmung nicht, dem be-
 10 drängten Monarchen die Augen über die Verdienste seines Generals und die begangene Übereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Bayern und der Ligue unerträglich; aber eben diese Abhängigkeit verstattete ihm nicht, sein Mißtrauen zu zeigen und durch Zurückberufung des
 15 Herzogs von Friedland den Kurfürsten aufzubringen. Jetzt aber, da die Not mit jedem Tage stieg und die Schwäche des bayrischen Beistandes immer sichtbarer wurde, bedachte er sich nicht länger, den Freunden des Herzogs sein Ohr zu leihen und ihre Vorschläge wegen Zurückberufung dieses Feldherrn in Über-
 20 legung zu nehmen. Die unermesslichen Reichtümer, die der letztere besaß, die allgemeine Achtung, in der er stand, die Schnelligkeit, womit er sechs Jahre vorher ein Heer von vierzigtausend Streichern ins Feld gestellt, der geringe Kostenaufwand, womit er dieses zahlreiche Heer unterhalten, die Taten,
 25 die er an der Spitze desselben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaisers Ehre bewiesen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bei dem Monarchen und stellten ihm den Herzog als das schicklichste Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwischen den kriegführenden Mächten wieder
 30 herzustellen, Osterreich zu retten und die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiserliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein so unzweideutiges Geständnis seiner ehemaligen Übereilung und seiner gegenwärtigen Not abzu-
 35 legen, wie sehr es ihn schmerzte, von der Höhe seiner Herrscherwürde zu Bitten herabzusteigen, wie verdächtig auch die Treue eines so bitter beleidigten und so unversöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich endlich auch die spanischen Minister und der Kurfürst von Bayern ihr Mißfallen über diesen Schritt zu erkennen gaben, so siegte jetzt die dringende Not über jede
 40 andre Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, seine Gesinnungen zu erforschen und ihm die Möglichkeit seiner Wiederherstellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von allem, was im Kabinett des Kaisers zu

seinem Vorteil verhandelt wurde, gewann dieser Herrschaft genug über sich selbst, seinen innern Triumph zu verbergen und die Rolle des Gleichgültigen zu spielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und sein stolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen zu erstatten. Mit kunstvoller Beredsamkeit verbreitete er sich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn seit seiner Entfernung von dem politischen Schauplatz beselige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und Muße gekostet, um sie dem nichtigen Phantom des Ruhms und der unsichern Fürstengunst aufzuopfern. Alle seine Begierden nach Größe und Macht seien ausgelöscht, und Ruhe das einzige Ziel seiner Wünsche. Um ja keine Ungebuld zu verraten, schlug er die Einladung an den Hof des Kaisers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs versuchte man die Größe der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden sollte, durch die Gegenwart eines Aufsehers zu beschränken und durch diese Auskunft den Kurfürsten von Bayern um so eher zum Stillschweigen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaisers, von Qwestenberg und von Werdenberg, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieser schlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bei der Armee zugegen sein und unter Wallensteins Führung die Kriegskunst erlernen sollte. Aber schon die bloße Nennung dieses Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreißen. Nie und nimmermehr, erklärte der Herzog, würde er einen Gehilfen in seinem Amte dulden, und wenn es Gott selbst wäre, mit dem er das Kommando teilen sollte. Aber auch noch dann, als man von diesem verhassten Punkt abgestanden war, erschöpfte der kaiserliche Günstling und Minister, Fürst von Eggenberg, Wallensteins standhafter Freund und Verfechter, den man in Person an ihn abgeschickt hatte, lange Zeit seine Beredsamkeit vergeblich, die verstellte Abneigung des Herzogs zu besiegen. Der Monarch, gestand der Minister, habe mit Wallenstein den kostbarsten Stein aus seiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerstrebend habe er diesen genug bereuten Schritt getan, und seine Hochachtung für den Herzog sei unverändert, seine Gunst ihm unverloren geblieben. Zum entscheidenden Beweis davon diene das ausschließende Vertrauen, das man jetzt in seine Treue und Fähigkeit setze, die Fehler seiner Vorgänger zu verbessern und die ganze Gestalt der Dinge zu verwandeln. Groß und edel würde es gehandelt sein,

seinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlands zum Opfer zu bringen, groß und seiner würdig, die übeln Nachreden seiner Gegner durch die verdoppelte Wärme seines Eifers zu widerlegen. Dieser Sieg über sich selbst, schloß der Fürst,
 5 würde seinen übrigen unerreichbaren Verdiensten die Krone aufsetzen und ihn zum größten Mann seiner Zeiten erklären.

So beschämende Geständnisse, so schmeichelhafte Versicherungen schienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaschen; doch nicht eher, als bis sich sein volles Herz aller Vorwürfe
 10 gegen den Kaiser entladen, bis er den ganzen Umfang seiner Verdienste in prahlerischem Pomp ausgebreitet und den Monarchen, der jetzt seine Hilfe brauchte, aufs tiefste erniedrigt hatte, öffnete er sein Ohr den lockenden Anträgen des Ministers. Als ob er nur der Kraft dieser Gründe nachgäbe, bewilligte er mit
 15 stolzer Großmut, was der feurigste Wunsch seiner Seele war, und begnadigte den Abgesandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaisers durch eine unbedingte volle Gewährung auf einmal zu endigen, erfüllte er bloß einen Teil seiner Forderung, um einen desto größern
 20 Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu setzen. Er nahm das Kommando an, aber nur auf drei Monate, nur um eine Armee auszurüsten, nicht sie selbst anzuführen. Bloß seine Fähigkeit und Macht wollte er durch diesen Schöpfungsakt kund tun und dem Kaiser die Größe der Hilfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in Wallensteins Händen stände. Überzeugt, daß eine Armee, die sein Name allein aus dem Nichts
 25 gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, sollte sie ihm nur zur Lockspeise dienen, seinem Herrn desto wichtigere Bewilligungen zu entreißen; und doch wünschte Ferdinand sich Glück, daß auch nur so viel gewonnen war.

Nicht lange säumte Wallenstein, seine Zusage wahr zu machen, welche ganz Deutschland als schimärisch verlachte und Gustav Adolf selbst übertrieben fand. Aber lange schon war der Grund zu dieser Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur
 35 die Maschinen spielen, die er seit mehreren Jahren zu diesem Endzweck in Gang gebracht hatte. Raun verbreitete sich das Gerücht von Wallensteins Rüstung, als von allen Enden der österreichischen Monarchie Scharen von Kriegerern herbeieilten, unter diesem erfahrenen Feldherrn ihr Glück zu versuchen.
 40 Viele, welche schon ehemals unter seinen Fahnen gefochten hatten, seine Größe als Augenzeugen bewundert und seine Großmut erfahren hatten, traten bei diesem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum zweitenmal Ruhm und Beute mit ihm zu teilen. Die

Größe des versprochenen Goldes lockte Tausende herbei, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Kosten des Landmanns zuteil wurde, war für den letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber selbst diesen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck desselben zu erliegen. Alle österreichische Provinzen strengte man an, zu dieser kostbaren Rüstung beizutragen; kein Stand blieb von Tagen verschont; von der Kopfsteuer befreite keine Würde, kein Privilegium. Der spanische Hof wie der König von Ungarn verstanden sich zu einer beträchtlichen Summe; die Minister machten ansehnliche Schenkungen, und Wallenstein selbst ließ es sich zweimalhunderttausend Taler von seinem eignen Vermögen kosten, die Ausrüstung zu beschleunigen. Die ärmern Offiziere unterstützte er aus seiner eignen Kasse, und durch sein Beispiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Versprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Kosten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Korps aufstellte, war Kommandeur desselben. Bei Anstellung der Offiziere machte die Religion keinen Unterschied; mehr als der Glaube galten Reichtum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch diese gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Religionsverwandten und mehr noch durch die Erklärung, daß die gegenwärtige Rüstung mit der Religion nichts zu schaffen habe, wurde der protestantische Untertan beruhigt und zu gleicher Teilnahme an den öffentlichen Lasten bewogen. Zugleich versäumte der Herzog nicht, wegen Mannschaft und Geld in eiguem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweitenmal für den Kaiser zu ziehen; Polen mußte ihm Kosaken, Italien Kriegsbedürfnisse liefern. Noch ehe der dritte Monat verstrichen war, belief sich die Armee, welche in Mähren versammelt wurde, auf nicht weniger als vierzigtausend Köpfe, größtenteils aus dem Überrest Böhmens, aus Mähren, Schlesien und den deutschen Provinzen des Hauses Osterreich gezogen. Was jedem unausführbar geschienen, hatte Wallenstein, zum Erstaunen von ganz Europa, in dem kürzesten Zeitraume vollendet. So viele Tausende, als man vor ihm nicht Hunderte gehofft hatte zusammenzubringen, hatte die Zauberkraft seines Namens, seines Goldes und seines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erfordernissen bis zum Überfluß ausgerüstet, von kriegsverständigen Offizieren befehligt, von einem siegversprechenden Enthusiasmus entflammt, erwartete diese neugeschaffne Armee nur den Wink ihres Anführers, um sich durch Taten der Kühnheit seiner würdig zu zeigen.

Sein Versprechen hatte der Herzog erfüllt, und die Armee stand fertig im Felde; jetzt trat er zurück und überließ dem Kaiser, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde ebenso leicht gewesen sein, noch eine zweite Armee, wie diese war, zu errichten, als einen andern Chef außer Wallenstein für sie aufzufinden. Dieses vielversprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaisers, war nichts als ein Blendwerk, sobald der Zauber sich löste, der es ins Dasein rief; durch Wallenstein ward es, ohne ihn schwand es wie eine magische Schöpfung in sein voriges Nichts dahin. Die Offiziere waren ihm entweder als seine Schuldner verpflichtet oder als seine Gläubiger aufs engste an sein Interesse, an die Fortdauer seiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er seinen Verwandten, seinen Geschöpfen, seinen Günstlingen untergeben. Er und kein anderer war der Mann, den Truppen die ausschweifenden Versprechungen zu halten, wodurch er sie in seinen Dienst gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen aller, blindes Vertrauen auf seine Allgewalt das einzige Band, das die verschiedenen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Gemeingeist zusammenhielt. Geschehen war es um das Glück jedes einzelnen, sobald derjenige zurücktrat, der sich für die Erfüllung desselben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit seiner Weigerung Ernst war, so glücklich bediente er sich dieses Schreckmittels, dem Kaiser die Genehmigung seiner übertriebnen Bedingungen abzuängstigen. Die Fortschritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hilfe war so nahe; von einem einzigen hing es ab, der allgemeinen Not ein geschwindes Ende zu machen. Zum dritten- und letztenmal erhielt also der Fürst von Eggenberg Befehl, seinen Freund, welches hartes Opfer es auch kosten möchte, zu Übernehmung des Kommando zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Besitz er den Kaiser lüstern machte, prahlerisch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der stolze Untertan den Abgesandten seines Gebieters. Nimmermehr, gab er zur Antwort, könne er einer Wiederherstellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaisers verdanke. Jetzt zwar suche man ihn auf, da die Not aufs höchste gestiegen und von seinem Arme allein noch Rettung zu hoffen sei; aber der geleistete Dienst werde seinen Urheber bald in Vergessenheit bringen, und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm stehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geschöpften Erwartungen täusche, sein Glück und

seine Ruhe, wenn es ihm gelänge, sie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum zweiten Male der Konvenienz aufzuopfern. Besser für ihn, er verlasse gleich jetzt und aus freier Wahl einen Posten, von welchem früher oder später die Rabalen seiner Gegner ihn doch herabstürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwarte er nur im Schoße des Privatlebens, und bloß um den Kaiser zu verbinden, habe er sich auf eine Zeitlang, ungern genug, seiner glücklichen Stille entzogen.

Des langen Gaukelspiels müde, nahm der Minister jetzt einen ernsthaftern Ton an und bedrohte den Halsstarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf seiner Widersetzung beharren würde. Tief genug, erklärte er, habe sich die Majestät des Kaisers erniedrigt und, anstatt durch ihre Herablassung seine Großmut zu rühren, nur seinen Stolz gekizelt, nur seinen Starrsinn vermehrt. Sollte sie dieses große Opfer vergeblich gebracht haben, so stehe er nicht dafür, daß sich der Flehende nicht in den Herrn verwandle, und der Monarch seine beleidigte Würde nicht an dem rebellischen Untertan räche. Wie sehr auch Ferdinand gefehlt haben möge, so könne der Kaiser Unterwürfigkeit fordern; irren könne der Mensch, aber der Herrscher nie seinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, so gebe es einen Ersatz für jeden Verlust, und Wunden, die sie selbst geschlagen, könne die Majestät wieder heilen. Fordre er Sicherheit für seine Person und seine Würden, so werde die Billigkeit des Kaisers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majestät allein lasse sich durch keine Büßung versöhnen, und der Ungehorsam gegen ihre Befehle vernichte auch das glänzendste Verdienst. Der Kaiser bedürfe seiner Dienste, und als Kaiser fordre er sie. Welchen Preis er auch darauf setzen möge, der Kaiser werde ihn eingehn. Aber Gehorsam verlange er, oder das Gewicht seines Zorns werde den widerspennigen Diener zermalmen.

Wallenstein, dessen weitläufige Besitzungen, in die österreichische Monarchie eingeschlossen, der Gewalt des Kaisers jeden Augenblick bloßgestellt waren, fühlte lebhaft, daß diese Drohung nicht eitel sei; aber nicht Furcht war es, was seine verstellte Hartnäckigkeit endlich besiegte. Gerade dieser gebieterische Ton verriet ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er stammte, und die Willfährigkeit des Kaisers, jede seiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, daß er am

Ziel seiner Wünsche sei. Jetzt also gab er sich der Beredsamkeit Eggenbergs überwunden und verließ ihn, um seine Forderungen aufzusetzen.

Nicht ohne Bangigkeit sah der Minister einer Schrift entgegen, worin der stolzeste der Diener dem stolzesten der Fürsten Gesetze zu geben sich erdreistete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Bescheidenheit seines Freundes setzte, so überstieg doch der ausschweifende Inhalt dieser Schrift bei weitem seine häufigsten Erwartungen. Eine unumschränkte Oberherrschaft verlangte Wallenstein über alle deutsche Armeen des österreichischen und spanischen Hauses, und unbegrenzte Vollmacht, zu strafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn noch dem Kaiser selbst solle es vergönnt sein, bei der Armee zu erscheinen, noch weniger, eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle soll der Kaiser bei der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief desselben ohne Wallensteins Bestätigung gültig sein. Über alles, was im Reiche konfisziert und erobert werde, soll der Herzog von Friedland allein, mit Ausschließung aller kaiserlichen und Reichsgerichte, zu verfügen haben. Zu seiner ordentlichen Belohnung müsse ihm ein kaiserliches Erbland, und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum außerordentlichen Geschenk überlassen werden. Jede österreichische Provinz solle ihm, sobald er derselben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet sein. Außerdem verlangte er die Versicherung des Herzogtums Mecklenburg bei einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nötig finden sollte, ihn zum zweitenmal des Generalats zu entsetzen.

Umsonst bestürmte ihn der Minister, diese Forderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiser aller seiner Souveränitätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur seines Feldherrn erniedrigt würde. Zu sehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit seiner Dienste verraten, um jetzt noch des Preises Meister zu sein, womit sie erkaufte werden sollten. Wenn der Zwang der Umstände den Kaiser nötigte, diese Forderungen einzugehen, so war es nicht bloßer Antrieb der Nachsicht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte, sie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabei konnte keiner der Vorteile gemißt werden, deren sich Wallenstein in seinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen suchte. Dieser Plan erforderte, daß dem Kaiser alle Autorität in Deutschland entziffen und seinem General in die Hände gespielt würde; dies war erreicht, sobald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete.

Der Gebrauch, den Wallenstein von seiner Armee zu machen gesonnen war — von dem Zwecke freilich unendlich verschieden, zu welchem sie ihm untergeben ward —, erlaubte keine getheilte Gewalt und noch weit weniger eine höhere Autorität bei dem Heere, als die seinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu sein, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schicksals erscheinen; um seinem Oberhaupte unvermerkt sich selbst unterzuschieben und auf seine eigne Person die Souveränitätsrechte überzutragen, die ihm von der höchsten Gewalt nur geliehen waren, mußte er die letztere sorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher seine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauses Oesterreich bei dem Heere zu dulden. Die Freiheit, über alle im Reich eingezogene und eroberte Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel dar, sich Anhänger und dienstbare Werkzeuge zu erkaufen und mehr, als je ein Kaiser in Friedenszeiten sich herausnahm, den Diktator in Deutschland zu spielen. Durch das Recht, sich der österreichischen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsorte zu bedienen, erhielt er freie Gewalt, den Kaiser in seinem eigenen Reich und durch seine eigene Armee so gut als gefangen zu halten, das Mark dieser Länder auszusaugen und die österreichische Macht in ihren Grundfesten zu unterwühlen. Wie das Loz nun auch fallen mochte, so hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiser erprekte, gleich gut für seinen Vortheil gesorgt. Zeigten sich die Vorfälle seinen verwegenen Entwürfen günstig, so machte ihm dieser Vertrag mit dem Kaiser ihre Ausführung leichter; widerrieten die Zeitläufte die Vollstreckung derselben, so hatte dieser nämliche Vertrag ihn aufs glänzendste entschädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der seinem Oberherrn abgetrozt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiser durch eine Vorschrift zu binden, welche denjenigen, der so vermessen war, sie zu geben, zum Tode verdammt? Doch dieser todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichste Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verstellen geübt, bewilligte ihm alles, was er verlangte.

Endlich also hatte die kaiserliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das diesen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, selbst des Kaisers, hörte in demselben Augenblick auf, da Wallenstein den Kommandostab in die Hand nahm, und ungültig war alles, was von ihm nicht ausfloß. Von den Ufern der Donau bis an die Weser und den Oberstrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Gestirns. Ein neuer Geist

fängt an, die Soldaten des Kaisers zu beseelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Frische Hoffnungen schöpfen die Papisten, und die protestantische Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Laufe der Dinge entgegen.

5 Je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müssen, zu so größern Erwartungen glaubte man sich am Hofe des Kaisers berechtigt; aber der Herzog übereilte sich nicht, diese Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere, durfte er sich
10 nur zeigen, um die geschwächte Macht der Sachsen zu überwältigen und mit der Wiedereroberung dieses Königreichs seine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entscheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den besten Theil dieses Reichs zum Raube und ging
15 mit abgemessenem, stillem Schritt seinem selbstischen Ziel entgegen. Nicht die Sachsen zu bezwingen — sich mit ihnen zu vereinigen, war sein Plan. Einzig mit diesem wichtigen Werke beschäftigt, ließ er vorderhand seine Waffen ruhn, um desto sichrer auf dem Wege der Unterhandlung zu siegen. Nichts
20 ließ er unversucht, den Kurfürsten von der schwedischen Allianz loszureißen, und Ferdinand selbst, noch immer zum Frieden mit diesem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die große Verbindlichkeit, die man den Schweden schuldig war, lebte noch in zu frischem Andenken bei den Sachsen, um eine so
25 schändliche Untreue zu erlauben; und hätte man sich auch wirklich dazu versucht gefühlt, so ließ der zweideutige Charakter Wallensteins und der schlimme Ruf der österreichischen Politik zu der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen kein Vertrauen fassen. Zu sehr als betrügerischer Staatsmann bekannt, fand
30 er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrscheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumstände nicht, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung durch Aufdeckung seiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu setzen. Ungern also ent-
35 schloß er sich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen und stand vor Prag, ehe die Sachsen diese Hauptstadt entsetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten öffnete die Verrätherei der Kapuziner einem von seinen Regimentern den Eingang, und die ins
40 Schloß geflüchtete Besatzung streckte unter schimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meister von der Hauptstadt, versprach er seinen Unterhandlungen am sächsischen Hofe einen günstigeren Eingang, versäumte aber dabei nicht, zu eben der Zeit, als er sie

bei dem General von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derselben durch einen entscheidenden Streich zu verstärken. Er ließ in aller Eile die engen Pässe zwischen Ruffig und Pirna besetzen, um der sächsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden; aber Arnheims Geschwindigkeit entriß sie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieses Generals ergaben sich die letzten Zufluchtsörter der Sachsen, Eger und Leitmeritz, an den Sieger, und schneller, als es verloren gegangen war, war das Königreich wieder seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile seines Herrn als mit Ausföhrung seiner eignen Entwürfe beschäftigt, gedachte jetzt Wallenstein den Krieg nach Sachsen zu spielen, um den Kurfürsten durch Verheerung seines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nötigen. Aber wie wenig er auch sonst gewohnt war, seinen Willen dem Zwang der Umstände zu unterwerfen, so begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, seinen Lieblingsentwurf einem dringenden Geschäfte nachzusetzen. Während daß er die Sachsen aus Böhmen schlug, hatte Gustav Adolf die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten und durch Franken und Schwaben den Krieg schon an Bayerns Grenzen gewälzt. Am Lechstrom geschlagen und durch den Tod des Grafen Tilly seiner besten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiser dringend an, ihm den Herzog von Friedland auß schleunigste von Böhmen auß zu Hilfe zu schicken und durch Bayerns Verteidigung von Osterreich selbst die Gefahr zu entfernen. Er wandte sich mit dieser Bitte an Wallenstein selbst und forderte ihn auß angelegentlichste auß, ihm, bis er selbst mit der Hauptarmee nachkäme, einstweilen nur einige Regimenter zum Beistand zu senden. Ferdinand unterstützte mit seinem ganzen Ansehen diese Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an Wallenstein ab, ihn zum Marsch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es sich, wieviel der Kaiser von seiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über seine Truppen und die Macht zu befehlen auß seinen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaisers, blieb Wallenstein müßig in Böhmen stehen und überließ den Kurfürsten seinem Schicksale. Das Andenken der schlimmen Dienste, welche ihm Maximilian ehemals auf dem Regensburger Reichstage bei dem Kaiser geleistet, hatte sich tief in das unersöhhliche Gemüt des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Kurfürsten, seine Wiedereinsetzung

zu verhindern, waren ihm kein Geheimnis geblieben. Jetzt war der Augenblick da, diese Kränkung zu rächen, und schwer empfand es der Kurfürst, daß er den rachgierigsten der Menschen sich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieser, dürfe nicht unverteidigt bleiben, und Oesterreich könne nicht besser geschützt werden, als wenn sich die schwedische Armee vor den bairischen Festungen schwächte. So züchtigte er durch den Arm der Schweden seinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Kurfürsten zu Regensburg vergebens nach seiner Ankunft schmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entschuldigungsgründe mehr übrigließ und die Eroberungen Gustav Adolfs in Bayern Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Bestürmungen des Kurfürsten und des Kaisers nach und entschloß sich zu der lange gewünschten Vereinigung mit dem erstern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholischen, das Schicksal des ganzen Feldzugs entscheiden sollte.

Gustav Adolf selbst, zu schwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallensteinischen Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweier so mächtigen Heere, und mit Recht erstaunt man, daß er nicht mehr Tätigkeit bewiesen hat, sie zu hindern. Zu sehr, scheint es, rechnete er auf den Haß, der beide Anführer unter sich entzweite und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu spät, diesen Fehler zu verbessern, als der Erfolg seine Nutmaßung widerlegte. Zwar eilte er auf die erste sichere Nachricht, die er von ihren Absichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Kurfürsten den Weg zu versperren; aber schon war ihm dieser zugekommen, und die Vereinigung bei Eger geschehen.

Diesen Grenzort hatte Wallenstein zum Schauplatz des Triumphes bestimmt, den er im Begriff war über seinen stolzen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden, ihn, einem Flehenden gleich, zu seinen Füßen zu sehen, legte er ihm noch das harte Gesetz auf, seine Länder hilflos hinter sich zu lassen, aus weiter Entfernung seinen Beschützer einzuholen und durch diese weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geständnis seiner Not und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieser Demütigung unterwarf sich der stolze Fürst mit Gelassenheit. Einen harten Kampf hatte es ihm gekostet, demjenigen seine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach seinem Wunsche ging, nimmermehr diese Macht haben sollte; aber einmal entschlossen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu extragen, die von seinem Entschluß unzertrennlich

war, und Herr genug seiner selbst, um kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber soviel es schon gekostet hatte, diese Vereinigung nur möglich zu machen, so schwer ward es, sich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen sie stattfinden und Bestand haben sollte. Einem einzigen mußte die vereinigte Macht zu Gebote stehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden sollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, sich der höhern Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn sich Maximilian auf seine Kurfürstenwürde, auf den Glanz seines Geschlechts, auf sein Ansehen im Reiche stützte, so gründete Wallenstein nicht geringere Ansprüche auf seinen Kriegsrühm und auf die uneingeschränkte Macht, welche der Kaiser ihm übergeben hatte. So sehr es den Fürstenstolz des erstern empörte, unter den Befehlen eines kaiserlichen Dieners zu stehen, so sehr fand sich der Hochmut des Herzogs durch den Gedanken geschmeichelt, einem so gebieterischen Geiste Gesetze vorzuschreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der sich aber durch eine wechselseitige Übereinkunft zu Wallensteins Vortheil endigte. Diesem wurde das Oberkommando über beide Armeen, besonders am Tage einer Schlacht, ohne Einschränkung zugestanden und dem Kurfürsten alle Gewalt abgesprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marschrouten der Armee abzuändern. Nichts behielt er sich vor als das Recht der Strafen und Belohnungen über seine eignen Soldaten und den freien Gebrauch derselben, sobald sie nicht mit den kaiserlichen Truppen vereinigt agierten.

Nach diesen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen zugesagt und die äußern Formalitäten des Versöhnungsakts aufs genaueste berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten sich beide Prinzen im Angesicht ihrer Truppen und gaben einander gegenseitige Versicherungen der Freundschaft, indes die Herzen von Haß überflossen. Maximilian zwar, in der Verstellungskunst ausgebildet, besaß Herrschaft genug über sich selbst, um seine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verraten; aber in Wallensteins Augen funkelte eine hämische Siegesfreude, und der Zwang, der in allen seinen Bewegungen sichtbar war, entdeckte die Macht des Affekts, der sein stolzes Herz übermeisterete.

Die vereinigten kaiserlich-bayrischen Truppen machten nun eine Armee von beinahe sechzigtausend größtenteils bewährten

Soldaten aus, vor welcher der schwedische Monarch es nicht wagen durfte, sich im Felde zu zeigen. Eifertig nahm er also, nachdem der Versuch, ihre Vereinigung zu hindern, mißlungen war, seinen Rückzug nach Franken und erwartete nunmehr eine entscheidende Bewegung des Feindes, um seine Entschlie-
 5 fassung zu fassen. Die Stellung der vereinigten Armee zwischen der sächsischen und bairischen Grenze ließ es eine Zeitlang noch ungewiß, ob sie den Schauplatz des Kriegs nach dem erstern der beiden
 10 Donau zurückzutreiben und Bayern in Freiheit zu setzen. Sachsen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schlesien Eroberungen zu machen — nicht ohne die geheime Absicht, wie ihm von vielen schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Kurfürstentum zu erleichtern und dem unent-
 15 schlossenen Geiste Johann Georgs einen dringendern Sporn zum Vergleich mit dem Kaiser zu geben. Gustav Adolf selbst, in der gewissen Erwartung, daß die Absichten Wallensteins gegen Sachsen gerichtet seien, schickte eilig, um seinen Bundesgenossen nicht hilflos zu lassen, eine ansehnliche Verstärkung
 20 dahin, fest entschlossen, sobald die Umstände es erlaubten, mit seiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der Friedländischen Armee, daß sie gegen ihn selbst im Anzug begriffen sei, und der Marsch des Herzogs durch die Oberpfalz setzte dies außer Zweifel. Jetzt galt es, auf seine
 25 eigne Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrschaft als um seine Existenz in Deutschland zu sechten und von der Fruchtbarkeit seines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraschte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, seine durch ganz Deutschland zerstreuten Truppen an sich zu ziehen
 30 und die alliierten Fürsten zum Beistand herbeizurufen. An Mannschaft viel zu schwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als sich entweder in Nürnberg zu werfen und Gefahr zu laufen, von der Wallensteinischen Macht in dieser Stadt eingeschlossen und
 35 durch Hunger besiegt zu werden — oder diese Stadt aufzuopfern und unter den Kanonen von Donauwörth eine Verstärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beschwerden und Gefahren, wo die Menschlichkeit sprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das erste, fest entschlossen, lieber sich selbst mit seiner ganzen Armee unter den Trümmern
 40 Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieser bundsverwandten Stadt seine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anstalt gemacht, die Stadt mit allen Vorstädten

in eine Verschanzung einzuschließen und innerhalb derselben ein festes Lager aufzuschlagen. Viele tausend Hände setzten sich alsbald zu diesem weitläufigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs besetzte ein heroischer Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigentum zu wagen. 5
 Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umschloß die ganze Verschanzung; die Linien wurden durch Redouten und Bastionen, die Eingänge durch halbe Monde beschützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchschneidet, teilte das ganze Lager in zwei Halbzirkel ab, die durch viele Brücken zusammenhingen. 10
 Gegen dreihundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, daß schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte und am 15 vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dies außerhalb der Mauern vorging, war der Magistrat der Stadt Nürnberg beschäftigt, die Magazine zu füllen, und sich mit allen Kriegs- und Mundbedürfnissen für eine langwierige Belagerung zu versehen. Dabei unterließ er nicht, für 20 die Gesundheit der Einwohner, die der Zusammenfluß so vieler Menschen leicht in Gefahr setzen konnte, durch strenge Reinlichkeitsanstalten Sorge zu tragen. Den König auf den Notfall unterstützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die 25 schon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verstärkt und ein neues Regiment von vierundzwanzig Fahnen nach den Buchstaben des alten Alphabets ausgerüstet. Gustav selbst hatte unterdessen seine Bundesgenossen, den Herzog Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Hessen-Kassel, zum Beistand aufge- 30 boten und seine Generale am Rheinstrom, in Thüringen und Niedersachsen beordert, sich schleunig in Marsch zu setzen und mit ihren Truppen bei Nürnberg zu ihm zu stoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieser Reichsstadt gelagert stand, betrug nicht viel über sechzehntausend Mann, also nicht einmal 35 den dritten Teil des feindlichen Heers.

Dieses war unterdessen in langsamem Zuge bis gegen Neumarkt herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Musterung anstellte. Vom Anblick dieser furchtbaren Macht hingerissen, konnte er sich einer jugendlichen Prahlerei nicht ent- 40 halten. „Binnen vier Tagen soll sich ausweisen,“ rief er, „wer von uns beiden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt sein wird.“ Dennoch tat er seiner großen Überlegenheit

ungeachtet nichts, diese stolze Versicherung wahr zu machen, und vernachlässigte sogar die Gelegenheit, seinen Feind auf das Haupt zu schlagen, als dieser verwegen genug war, sich außerhalb seiner Linien ihm entgegenzustellen. „Schlachten hat man
 5 genug geliefert,“ antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten, „es ist Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen.“ Hier schon entdeckte sich, wieviel mehr bei einem Feldherrn gewonnen worden, dessen schon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benötigt war, wodurch andre eilen
 10 müssen, sich einen Namen zu machen. Überzeugt, daß der verzweifelte Mut des Feindes den Sieg auf das teuerste verkaufen, eine Niederlage aber, in diesen Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaisers unwiederbringlich zugrunde richten würde, begnügte er sich damit, die kriegerische Hitze seines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzehren und, indem er demselben alle Gelegenheit abschchnitt, sich dem Ungestüm seines Muts zu überlassen, ihm gerade denjenigen Vorteil zu rauben,
 15 wodurch er bisher so unüberwindlich gewesen war. Ohne also das geringste zu unternehmen, bezog er jenseits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein stark befestigtes Lager und entzog durch diese wohlgewählte Stellung der Stadt sowohl als dem Lager jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert und schmeichelte sich, den Mut seines Gegners, den er nicht lüstern war in offener
 20 Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langsam, aber desto sicherer zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hilfsquellen und Kräften seines Gegners bekannt, hatte er nicht genugsam dafür gesorgt, sich selbst vor dem Schicksale zu bewahren, das er jenem bereitete.
 30 Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte sich das Landvolk mit seinen Vorräten weggeflüchtet, und um den wenigen Überrest mußten sich die Friedländischen Fouragierer mit den schwedischen schlagen. Der König schonte die Magazine der Stadt, solange noch Möglichkeit da war, sich aus der Nachbarschaft mit Proviant
 35 zu versehen, und diese wechselseitigen Streifereien unterhielten einen immerwährenden Krieg zwischen den Kroaten und dem schwedischen Volke, davon die ganze umliegende Landschaft die traurigsten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand mußte man sich die Bedürfnisse des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften sich die Parteien nicht mehr aufs Fouragieren wagen. Dem König zwar öffnete, sobald der Mangel sich einstellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuser; aber Wallenstein mußte seine Truppen aus weiter Ferne versorgen. Ein

großer, in Bayern aufgekaufter Transport war an ihn auf dem Wege, und tausend Mann wurden abgeschickt, ihn sicher ins Lager zu geleiten. Gustav Adolf, davon benachrichtigt, sandte sogleich ein Kavallerie-Regiment aus, sich dieser Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünstigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiserliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert Stück Vieh hinweggetrieben und tausend mit Brot bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand gesteckt. Sieben Regimente, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken ließ, dem sehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein gleiches getan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander gesprengt und mit Hinterlassung von vierhundert Toten in das kaiserliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine so wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs ließen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeistreichen lassen. Jetzt machte die Festigkeit des schwedischen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer fruchtbaren Kriegerschule, woraus er jeden Verlust an Mannschaft auf das schnellste ersetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der sich im kaiserlichen Lager nicht weniger als im schwedischen einstellte, machte es zum mindesten sehr ungewiß, welcher von beiden Theilen den andern zuerst zum Aufbruche zwingen würde.

Fünfzehn Tage schon hatten beide Armeen, durch gleich unersteigliche Verschanzungen gedeckt, einander im Gesichte gestanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Scharmügel zu wagen. Auf beiden Seiten hatten ansteckende Krankheiten, natürliche Folgen der schlechten Nahrungsmittel und der eng zusammengepreßten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes die Mannschaft vermindert, und mit jedem Tag stieg diese Not. Endlich erschien der längst erwartete Sulkurs im schwedischen Lager, und die beträchtliche Machtverstärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, seinem natürlichen Mut zu gehorchen und die Fessel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar aus den Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Korps aufgerichtet, welches bei Schweinfurt in Franken vier sächsische Regimente und bald darauf bei

Ribingen die Truppen vom Rheinstrom an sich zog, die Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und der Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hilfe schickten. Der Reichskanzler Oxenstierna übernahm es, diese vereinigte Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Nachdem er sich zu Windsheim noch mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem schwedischen General Banér vereinigt hatte, rückte er in beschleunigten Märschen bis Bruck und Elterzdorf, wo er die Regnitz passierte und glücklich in das schwedische Lager kam. Dieser Suffkurs zählte beinahe funfzigtausend Mann und führte sechzig Stücke Geschütz und viertausend Bagagewagen bei sich. So sah sich denn Gustav Adolf an der Spitze von beinahe siebenzigtausend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreißigtausend rüstige Bürger ins Feld stellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüberstand! Der ganze Krieg schien jetzt zusammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich seine letzte Entscheidung zu erhalten. Angstvoll blickte das getheilte Europa auf diesen Kampfplatz hin, wo sich die Kraft beider streitenden Mächte, wie in ihrem Brennpunkt, fürchterlich sammelte.

Aber hatte man schon vor der Ankunft des Suffkurses mit Brotmangel kämpfen müssen, so wuchs dieses Übel nunmehr in beiden Lagern (denn auch Wallenstein hatte neue Verstärkungen aus Bayern an sich gezogen) zu einem schrecklichen Grade an. Außer den hundertundzwanzigtausend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüberstanden, außer einer Menge von mehr als funfzigtausend Pferden in beiden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das schwedische Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallensteinischen Lager funfzehntausend Weiber und ebensoviel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem schwedischen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, seine Familie mit in das Feld zu führen. Bei den Kaiserlichen schloß sich eine unzählige Menge gutwilliger Frauenspersonen an den Heereszug an, und die strenge Wachsamkeit über die Sitten im schwedischen Lager, welche keine Ausschweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldschulen errichtet, und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bei einem langwierigen Kriege sich durch sich selbst rekrutieren konnten. Kein Wunder, wenn diese wandelnden Nationen jeden Landstrich auszuhungerten, auf dem

sie verweilten, und die Bedürfnisse des Lebens durch diesen entbehrlichen Troß übermäßig im Preise gesteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und funfzigtausend Pfund Brot, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerte Sorgfalt des Nürnberger Magistrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Teil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel und die zunehmende Wut der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menschen ins Grab streckte.

Dieser Not ein Ende zu machen, verließ endlich Gustav Adolf, voll Zuversicht auf seine überlegene Macht, am fünfundfunfzigsten Tage seine Linien, zeigte sich in voller Bataille dem Feind und ließ von drei Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländische Lager beschießen. Aber unbeweglich stand der Herzog in seinen Verschanzungen und begnügte sich, diese Ausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von ferne zu beantworten. Den König durch Untätigkeit aufzureiben und durch die Macht des Hungers seine Beharrlichkeit zu besiegen, war sein überlegter Entschluß, und keine Vorstellung Maximilians, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes konnte diesen Vorsatz erschüttern. In seiner Hoffnung getäuscht und von der wachsenden Not gedrungen, wagte sich Gustav Adolf nun an das Unmögliche, und der Entschluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche Lager zu stürmen.

Nachdem er das seinige dem Schutz der nürnbergischen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem achtundfunfzigsten, seitdem die Armee ihre Verschanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus und passierte die Rednitz bei Fürth, wo er die feindlichen Vorposten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den steilen Anhöhen zwischen der Bibert und Rednitz, die Alte Feste und Altenberg genannt, stand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager selbst, von diesen Hügeln beherrscht, breitete sich unabsehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geschüzes war auf diesen Hügeln versammelt. Tiefe Gräben umschlossen unersteigliche Schanzen, dichte Berhade und stachelige Palisaden verrammelten die Zugänge zu dem steil anlaufenden Berge, von dessen Gipfel Wallenstein, ruhig und sicher wie ein Gott, durch schwarze Rauchwolken seine Blitze versendete. Hinter den Brustwehren lauerte der Musketen tückisches Feuer, und ein gewisser Tod blickte aus hundert offenen Kanonenschlünden dem verwegenen Stürmer entgegen.

Auf diesen gefahrvollen Posten richtete Gustav Adolf den Angriff, und fünfhundert Musketiere, durch weniges Fußvolk unterstützt (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen), hatten den unbeneideten Vorzug, sich
 5 zuerst in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Während war der Andrang, der Widerstand fürchterlich; der ganzen Mut des feindlichen Geschüzes ohne Brustwehr dahingegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen diese entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der sich in einem
 10 Moment in den flammenden Hella verwandelt und einen eisernen Hagel donnernd auf sie herunterspeit. Zugleich bringt die schwere Kavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Ballen in die gedrängte Schlachtordnung reißen, die fest geschlossenen Glieder trennen sich, und die standhafte Heldenschar, von der gedoppel-
 15 ten Macht der Natur und der Menschen bezwungen, wendet sich nach hundert zurückgelassenen Toten zur Flucht. Deutsche waren es, denen Gustavs Parteilichkeit die tödliche Ehre des ersten Angriffs bestimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt seine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordischen Mut
 20 die deutsche Feigheit zu beschämen. Auch seine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich schlechtem Erfolg den Angriff zu erneuern. Dieses wird von einem vierten und fünften und sechsten abgelöst, daß
 25 während des zehnstündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen, und alle blutend und zerrissen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tausend verstümmelte Körper bedecken das Feld, und unbesiegt setzt Gustav den Angriff fort, und unerschütterlich behauptet Wallenstein seine Feste.

Indessen hat sich zwischen der kaiserlichen Reiterei und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Busch an der Rednitz
 30 postiert war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechselndem Glück der Feind bald Besiegter, bald Sieger bleibt, und auf beiden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapf're Taten geschehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen
 35 Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leibe erschossen; dem König selbst reißt eine Stückugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Mut erneuern sich Angriff und Widerstand, bis endlich die eintretende Nacht das
 40 Schlachtfeld verfinstert und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber sind die Schweden schon zu weit vorgeedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Zudem der König einen Offizier zu entdecken sucht, den Regimentern

durch ihn den Befehl zum Rückzug zu übersenden, stellt sich ihm der Oberste Hebron, ein tapftrer Schottländer, dar, den bloß sein natürlicher Mut aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieses Tages zu teilen. Über den König erzürnt, der ihm unlängst bei einer gefahrvollen Aktion einen jüngern Obersten 5 vorgezogen, hatte er das rasche Gelübde getan, seinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet sich jetzt Gustav Adolf, und seinen Heldenmut lobend, ersucht er ihn, die Regimente zum Rückzug zu kommandieren. „Sire,“ erwidert der tapf're Soldat, „das ist der einzige Dienst, den ich Eurer 10 Majestät nicht verweigern kann; denn es ist etwas dabei zu wagen“; und sogleich sprengt er davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte sich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der Alten Feste bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze 15 Lager bestreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derselben Nacht einfiel, machte den Abhang so schlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und so mußte man von freien Stücken diesen mit Strömen Bluts errungenen Posten verloren geben. Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn 20 an diesem entscheidenden Tage verlassen hatte, getraute der König sich nicht, mit erschöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzusetzen, und zum erstenmal überwunden, weil er nicht überwinden war, führte er seine Truppen über die Rednitz zurück. Zweitausend Tote, die er auf dem Walplatz zurück- 25 ließ, bezeugten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieser Aktion blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andre zuerst zum Aufbruch zu nötigen. Je mehr mit jedem Tage 30 der kleine Vorrat an Lebensmitteln schmolz, desto schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers, desto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer seiner tierischen Raubsucht. Die steigende Not löste alle Bande der Zucht und der Ordnung im schwedischen Lager auf, und besonders 35 zeichneten sich die deutschen Regimente durch die Gewaltthatigkeiten aus, die sie gegen Freund und Feind ohne Unterschied verübten. Die schwache Hand eines einzigen vermochte nicht einer Gefeklosigkeit zu steuern, die durch das Stillschweigen der untern Befehlshaber eine scheinbare Billigung und oft durch 40 ihr eigenes verderbliches Beispiel Ermunterung erhielt. Tief schmerzte den Monarchen dieser schimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen so gegründeten Stolz gesetzt hatte,

und der Nachdruck, womit er den deutschen Offizieren ihre Nachlässigkeit verweist, bezeugt die Heftigkeit seiner Empfindungen. „Ihr Deutschen,“ rief er aus, „ihr, ihr selbst seid es, die ihr euer eigenes Vaterland bestehlt und gegen eure eigenen Glaubensgenossen wüthet. Gott sei mein Zeuge, ich verabscheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anschau. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr seid Ursache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Tränen der schuldlosen Armut verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: der König, unser Freund, tut uns mehr übel als unsere grimmigsten Feinde. Euretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblößt und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, von eurem Deutschen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich schlecht bekleiden konnte. Euch gab ich alles, was Gott mir theilte, und hättet ihr meine Gesetze geachtet, alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgeteilt haben. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihr's böse meint, wie sehr ich auch Ursache haben mag, eure Tapferkeit zu loben.“

Nürnberg hatte sich über Vermögen angestrengt, die ungeheure Menschenmenge, welche in seinem Gebiete zusammengepreßt war, eifß Wochen lang zu ernähren; endlich aber versiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Teil, mußte sich eben darum zuerst zum Abzug entschließen. Mehr als zehntausend seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Gustav Adolf gegen zwanzigtausend seiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche, das heraubte Landvolk verschmachtete auf den Straßen, Modergerüche verpesteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines so bevölkerten Lagers und so vieler verwesenden Leichname, durch die Blut der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menschen und Tieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu besiegen, hob der König am achten September sein Lager auf und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Fürsorge mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb und nicht das geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, wo er fünf Tage stehen blieb, um seine Truppen zu erquicken und Nürnberg nahe zu

sein, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte. Aber Wallenstein, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den seinigen antreten zu können. Fünf Tage später verließ auch er sein Lager bei Zirndorf und übergab es den Flammen. 5
Hundert Rauchsäulen, die aus den eingeäscherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel stiegen, verkündigten seinen Abschied und zeigten der getrösteten Stadt, welchem Schicksale sie selbst entgangen war. Seinen Marsch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die schrecklichste Verheerung; doch war er schon 10
zu weit vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieser trennte nun seine Armee, die das erschöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Teile derselben Franken zu behaupten und mit dem andern seine Eroberungen in Bayern in eigner Person fortzusetzen. 15

Unterdessen war die kaiserlich-bayrische Armee in das Bistum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweite Musterung darüber anstellte. Er fand diese sechzigtausend Mann starke Macht durch Desertion, Krieg und Seuchen bis auf vierundzwanzigtausend Mann vermindert, von denen 20
der vierte Teil aus bayrischen Truppen bestand. Und so hatte das Lager von Nürnberg beide Teile mehr als zwei verlorene große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg seinem Ende auch nur um etwas genähert oder die gespannten Erwartungen der europäischen Welt durch einen einzigen entscheidenden Vorfall 25
befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Bayern wurde zwar auf eine Zeitlang durch die Diversion bei Nürnberg ein Ziel gesteckt, und Osterreich selbst vor einem feindlichen Einfall gesichert; aber durch den Abzug von dieser Stadt gab man ihm auch die völlige Freiheit zurück, Bayern aufs neue zum Schauplatz des Krieges zu machen. Unbekümmert um das Schicksal dieses Landes und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Kurfürsten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, sich von diesem lästigen Gefährten zu trennen und seine Lieblingsentwürfe mit erneuertem 30
Ernst zu verfolgen. Noch immer seiner ersten Maxime getreu, Sachsen von Schweden zu trennen, bestimmte er dieses Land zum Winteraufenthalt seiner Truppen und hoffte, durch seine verderbliche Gegenwart den Kurfürsten um so eher zu einem besondern Frieden zu zwingen. 40

Kein Zeitpunkt konnte diesem Unternehmen günstiger sein. Die Sachsen waren in Schlesien eingefallen, wo sie, in Vereinigung mit brandenburgischen und schwedischen Hilfsvölkern, einen

Vorteil nach dem andern über die Truppen des Kaisers erfoch-
 ten. Durch eine Diversion, welche man dem Kurfürsten in seinen
 eigenen Staaten machte, rettete man Schlesien; und das Unter-
 nehmen war desto leichter, da Sachsen durch den schlesischen
 5 Krieg von Verteidigern entblößt und dem Feinde von allen
 Seiten geöffnet war. Die Notwendigkeit, ein österreichisches
 Erbland zu retten, schlug alle Einwendungen des Kurfürsten
 von Bayern darnieder, und unter der Maske eines patriotischen
 Eifers für das Beste des Kaisers konnte man ihn mit um so
 10 weniger Bedenklichkeit aufopfern. Zudem man dem König von
 Schweden das reiche Bayern zum Raube ließ, hoffte man in der
 Unternehmung auf Sachsen von ihm nicht gefürt zu werden, und
 die zunehmende Kalkfönnigkeit zwischen diesem Monarchen und
 dem sächsifchen Hofe ließ ohnehin von seiner Seite wenig Eifer
 15 zu Befreiung Johann Georgs befürchten. Aufz neue also
 von seinem arglöstigen Beschützer im Stich gelassen, trennte
 sich der Kurfürst zu Bamberg von Wallenstein, um mit dem
 kleinen Überrest seiner Truppen sein hilfloses Land zu vertei-
 digen, und die kaiserliche Armee richtete unter Friedlands
 20 Anführung ihren Marsch durch Bayreuth und Koburg nach dem
 Thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General, von Holtz, war bereits mit sechs-
 tausend Mann in das Voigtland vorausgeschickt worden, diese
 wehrlose Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm
 25 wurde bald darauf Gallas nachgeschickt, ein zweiter Feldherr
 des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug seiner unmenschlichen
 Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappenheim aus
 Niedersachsen herbeigerufen, die geschwächte Armee des Herzogs
 zu verstärken und das Elend Sachsens vollkommen zu machen.
 30 Zerstörte Kirchen, eingeäscherte Dörfer, verwüstete Ernten, be-
 raubte Familien, ermordete Untertanen bezeichneten den Marsch
 dieser Barbarenheere; das ganze Thüringen, Voigtland und
 Meißn erlagen unter dieser dreifachen Geißel. Aber sie waren
 nur die Vorläufer eines größern Elends, mit welchem der Herzog
 35 selbst an der Spitze der Hauptarmee das unglückliche Sachsen
 bedrohte. Nachdem dieser auf seinem Zuge durch Franken und
 Thüringen die schauerhaftesten Denkmäler seiner Wut hinter-
 lassen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipziger
 Kreife und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt
 40 Leipzig zur Übergabe. Seine Absicht war, bis nach Dresden
 vorzudringen und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem
 Kurfürsten Geseze vorzuschreiben. Schon näherte er sich der Mulde,
 um die sächsifche Armee, die bis Torgau ihm entgegengerückt

war, mit seiner überlegenen Macht aus dem Felde zu schlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt seinen Eroberungsplänen eine unerwartete Grenze setzte. Im Gedränge zwischen der sächsischen und schwedischen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niedersachsen aus noch zu verstärken drohte, wich er eifertig gegen Merseburg zurück, um sich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben.

Nicht ohne große Unruhe hatte Gustav Adolf den Kunstgriffen zugesehen, welche Spanien und Oesterreich verschwendeten, um seinen Alliierten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündnis mit Sachsen war, so viel mehr Ursache hatte er, vor dem unbeständigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwischen ihm und dem Kurfürsten ein aufrichtiges freundschaftliches Verhältnis stattgefunden. Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtigkeit stolz und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Partei zu betrachten, mußte die Einmischung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend sein, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerste Not seiner Staaten auf eine Zeitlang besiegen können. Das wachsende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluß auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweideutigen Beweise seiner ehrgeizigen Absichten, bedenklich genug, die ganze Wachsamkeit der Reichsstände aufzufordern, machten bei dem Kurfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Forderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Kurfürsten Anlaß zu bitteren Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den Generalen beider Teile zeigten sich, so oft sie vereinigt agieren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweite. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Krieg und seine noch immer nicht unterdrückte Erbfeindschaft gegen Oesterreich begünstigte Arnheims Bemühungen, der, in beständigem Einverständnis mit Wallenstein, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser zu vermögen; und fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolf, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines so wichtigen Bundesgenossen von seiner Partei

für seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben mußte, ließ kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten seine Vorstellungen ihren Eindruck auf den Kurfürsten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche
 5 Macht, womit der Kaiser seine verführerischen Vorschläge unterstützte, und die Drangsale, die er bei längerer Weigerung über Sachsen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn
 10 seinen Feinden hilflos dahingab, die Standhaftigkeit des Kurfürsten überwinden, und diese Gleichgültigkeit gegen einen so wichtigen Bundsgenossen das Vertrauen aller übrigen Alliierten Schwedens zu ihrem Beschützer auf immer darniederschlagen. Diese Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Kurfürst an ihn ergehen
 15 ließ, zum zweitenmale nachzugeben und der Rettung dieses Bundsgenossen alle seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolstadt beschloffen, und die Schwäche des Kurfürsten von Bayern rechtfertigte seine Hoffnung, diesem erschöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufstand des Landvolks in Ober-
 20 österreich öffnete ihm dann den Weg in dieses Land, und der Sitz des Kaiserthrons konnte in seinen Händen sein, ehe Wallenstein Zeit hatte, mit Hilfe herbeizueilen. Alle diese schimmernden Hoffnungen setzte er dem Wohl eines Alliierten nach, den weder Verdienste noch guter Wille dieses Opfers wert machten; der, bei den dringendsten Aufforderungen des Gemeingeistes, nur seinem eigenen Vorteil mit kleinlicher Selbstsucht diente; der nicht durch die Dienste, die man sich von ihm versprach, nur durch den Schaden, den man von ihm besorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt sich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf
 25 dem Wege, den Gustav Adolf jetzt zur Befreiung dieses Fürsten antritt, der große König das Ziel seiner Taten findet?

Schnell zog er seine Truppen im fränkischen Kreise zusammen und folgte dem Wallensteinischen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war vorausgeschickt worden, stieß bei Arnstadt zu dem
 35 Könige, der sich jetzt an der Spitze von zwanzigtausend Mann geübter Truppen erblickte. In Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wiedersehen sollte; der bange, gepreßte Abschied deutete auf eine
 40 ewige Trennung. Er erreichte Raumburg am ersten November des Jahr's 1632, ehe die dahin detachierten Korps des Herzogs von Friedland sich dieses Platzes bemächtigen konnten. Scharenweise strömte alles Volk aus der umliegenden Gegend

herbei, den Helden, den Rächer, den großen König anzustaunen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er sich setzen ließ; anbetend stürzte sich alles vor ihm auf die Kniee; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerts, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dieser unschuldige Tribut, den ihm die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache?“ sagte er zu seinen Begleitern. „Unsre Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen und diesem törichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt sich uns Gustav, eh' er auf ewig von uns Abschied nimmt! Auch in der Fülle seines Glücks die richtende Nemesis ehrend, ver-
schmäht er eine Huldigung, die nur den Unsterblichen gebührt, und sein Recht auf unsre Tränen verdoppelt sich, eben da er dem Augenblick nahe ist, sie zu erregen.

Unterdessen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weißenfels entgegengezogen, entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Seine Untätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgesetzt, als ob er sich mit dem nordischen Helden nicht zu messen wagte, und sein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu schlagen zum zweitenmal ent-
wischen ließ. Seine Überlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als sie in der ersten Zeit des nürnbergischen Lagers gewesen, machte ihm die wahrscheinlichste Hoffnung zum Sieg, wenn er den König vor der Vereinigung desselben mit den Sachsen in ein Treffen verwickeln konnte. Aber seine jetzige
Zuversicht war nicht sowohl auf seine größere Truppenzahl als auf die Versicherungen seines Astrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, daß das Glück des schwedischen Monarchen im November untergehen würde. Überdies waren
zwischen Ramburg und Weißenfels enge Pässe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe strömenden Saale gebildet, welche es der schwedischen Armee äußerst schwer machten, vor-
zudringen, und mit Hilfe weniger Truppen gänzlich geschlossen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als sich mit größter Gefahr durch diese Defileen zu winden oder
einen beschwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen und in einem verwüsteten Lande, wo es an jeder Nothdurst gebrach, den größten Teil seiner Truppen einzubüßen. Die Geschwindigkeit,

mit der Gustav Adolf von Raumburg Besitz nahm, vernichtete diesen Plan, und jetzt war es Wallenstein selbst, der den Angriff erwartete.

Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht, als der König, anstatt ihm bis Weißenfels entgegenzurücken, alle Anstalten traf, sich bei Raumburg zu verschanzen und hier die Verstärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Be- griff war ihm zuzuführen. Unschlüssig, ob er dem König durch die engen Pässe zwischen Weißenfels und Raumburg entgegen- gehen oder in seinem Lager untätig stehen bleiben sollte, ver- sammelte er seinen Kriegsrat, um die Meinung seiner erfahren- sten Generale zu vernehmen. Keiner von allen fand es ratsam, den König in seiner vorteilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieser zu Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht willens sei, es so bald zu verlassen. Aber ebensowenig erlaubte der ein- tretende Winter, den Feldzug zu verlängern und eine der Ruhe so sehr bedürftige Armee durch fortgesetzte Kämpferung zu er- müden. Alle Stimmen erklärten sich für die Endigung des Feld- zugs, um so mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländischen Truppen gefährlich bedroht war und die Fort- schritte des Feindes in Westfalen und am Unterrhein die nach- drücklichste Hilfe in diesen Gegenden erheischten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieser Gründe, und bei- nahe überzeugt, daß von dem König für diese Jahreszeit kein Angriff mehr zu befürchten sei, bewilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie aufs schnellste versammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heeres entlassen, um der Stadt Köln zu Hilfe zu eilen und auf dem Wege dahin die holländische Festung Morikburg in Besitz zu nehmen. Einzelne Korps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Colloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenstein selbst blieb mit dem Überrest unweit Merseburg zwischen dem Floßgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen und die Sachsen von dem schwedischen Heer abzuschneiden.

Raum aber hatte Gustav Adolf Pappenheims Ab- zug vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bei Raumburg und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er

gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegenzusetzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu Wappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene zwischen dem Flossgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Colloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbraunte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die Friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroaten-Generals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüberstellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Flossgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Teile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heers gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachteil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Übergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Teil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große

und unbehilfliche Brigaden verteilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäck ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heers nicht zu hindern, und bloß die Munitionsmagen hielten hinter dem
 5 Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur so lange, bis die Bappenheimischen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah
 10 in der Finsternis der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolf auf der gegenüberliegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das
 15 Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere verteilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Flußgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der
 20 Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, ward die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine
 25 Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservekorps unter Sundersons, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröte, um
 30 einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt
 35 werden. Zwei solche Feldherrn, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa
 40 seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Überwinder dem nie überwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolfs Genie oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende

Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflamnten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Überwinder wie dem Überwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüberstand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchbringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte kniend, hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormalis empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Mut der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verleugnet. „Gott mit uns!“ war das Wort der Schweden, das der Kaiserlichen: „Jesus Maria!“ Gegen eils Uhr fängt der Nebel an, sich zu zerteilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lücken in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung; die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrocknem Mut ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltfamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerieregimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind und

dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wut des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann sicht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem
 5 Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung überwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde
 10 gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittnen Polen und Kroaten, die sich an diesen
 15 Flügel angeschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst
 20 eilt an der Spitze des Stenbock'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Übergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geradenwegs demjenigen Orte zu, wo
 30 sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umherfendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heers auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden alles ehrfurchtsvoll Platz
 35 macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße,“ ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein!“ Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblick kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei:
 40 „Der König blutet! — Der König ist erschossen!“ breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!“ ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der

Dhnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der letztere auf einem weiten Umweg, um der mutlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem König unwendet, erhält dieser einen 5
zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich sank er vom Pferd und von noch mehrern Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den 10
räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein Iedig fliehendes, in Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wütend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte 15
Körper wird unter einem Hügel von Toten begraben.

Die Schreckenspost durchheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Mut dieser tapfern Scharen zu ertöten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das 20
heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, smäländischen, finnischen, ost- und westgotischen Regimenter zum 25
zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist 30
Gustav Adolfs führt von neuem seine siegreichen Scharen. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die 35
Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Kniphhausens Anführung aufs neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt und zum zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren 40
Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Mut der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift

die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gefeste Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Mut entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff, zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vorteile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht teilzunehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Mut und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermutet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Scharen, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Flut von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Mut des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benützt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs neue zu formieren. Die dichtgeschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweitenmal ihren Händen entrisen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag tot dahingestreckt und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Walplatz, den es lebend mit so standhaftem Mute behauptet hatte. Ein ähnliches Los traf ein andres blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu

Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, 5 mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Notleidenden nahe mit Hilfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rache- 10 götter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaszte, sollte Wallenstein den schuldbesleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der 15 Kirche. Glühende Begier, dem König selbst in Kampfe zu begegnen, riß den Wütenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigen Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Seh- 20 sucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die verjöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmelt 25 zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Walplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben 30 darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist.“

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht so bald vermißte die schon einmal 35 geschlagene und durch ihn allein wiederhergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie alles verloren gab und mit mutloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, 40 Terzky, Colloredo und Piccolomini, nötigte, standzuhalten. Die schwedische Infanterie benutzte mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu

ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum drittenmal setzt sie über die Gräben, und zum drittenmal werden die dahintergepflanzten Stücke erobert.

5 Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtor-
 10 dnungen aufeinander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wut tun ihr äußerstes, in den letzten teuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die
 15 Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Übung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wut keine setzen
 20 will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Übereinkunft auseinander, die erfreuenden Trompeten ertönen; und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

25 Die Artillerie beider Teile blieb, weil die Kasse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Walplaz verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Walstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von
 30 Friedland, seinen Anteil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Fußvolf, das seinem vorauseilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimente stark, auf dem Walplaz; aber die Arbeit war getan. Wenige Stunden
 35 früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vorteil des Kaisers entschieden und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfeldes die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß
 40 über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Über-
 45 rest seines Heers. Zwischen Lüzen und Weißensfelz, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zur Eroberung

desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann tot auf dem Walplaz; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Flossgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Toten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte — ein Beweis mehr für die Wut der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden — ein unersehlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Oberster beiwohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungeßüm seines Muts mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder und lag viele Stunden lang, mit andern Toten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Walfstatt, bis ihn die Seinigen bei Blünderung des Schlachtfelds entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde, stürmische Feuer seines Muts, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heers; das Treffen bei Leipzig gieng, wenn man dem Ausspruch Tillys glauben darf, durch seine ungestüme Hitze verloren. Auch er tauchte bei Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reisen zur schönsten Blüte entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirne erblickte man zwei rote Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in spätern Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirne des Kindes angedeutet worden sei. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider österreichischen Linien den gegründetsten Anspruch; aber den glänzendsten

Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldne Bries von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen österreichischen und spanischen Landen über den erfochtenen Sieg das Tebeum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verließ und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht tat, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar tat er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Siegs gleichsam im Fluge wegzuhassen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtgefild zu umschwärmen; aber der Anblick des schwedischen Heers, das in Schlachtordnung dastand, verschreckte im Augenblick diese flüchtigen Scharen, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Walfstatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein teurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wut des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Überwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit herausgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Toten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Flossgraben und Lügen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tages den Namen des Schwedensteines führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Toten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen seiner Königin überliefert. Den ersten Tribut hatte die Rache geheischt, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Tränen fließen — um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch bethnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Der Kaiser, erzählt uns Rhevenhiller, zeigte beim Anblick des blutigen Vorders, den man dem Könige in der Schlacht

abgenommen und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Nahrung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. „Gern,“ rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!“ Aber wenn ein neuerer katholischer Schriftsteller von anerkanntem Verdienst diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefühls, den selbst schon der äußere Anstand fordert, den auch die bloße Selbstliebe dem fühllosesten Herzen abnötigt, und dessen Gegen= 5
 teil nur in der rohesten Seele möglich werden kann, der höchsten 10
 Lobpreisung würdig findet und gar dem Edelmut Alexan= 10
 ders gegen das Andenken des Darius an die Seite setzt, so erweckt er uns ein schlechtes Vertrauen zu dem übrigen Wert seines Helden oder, was noch schlimmer wäre, zu seinem eignen Ideale von sittlicher Würde. Aber auch ein solches Lob ist bei 15
 demjenigen schon viel, den man von dem Verdacht eines Königs= 15
 mordes zu reinigen sich genötigt findet!

Es war wohl kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menschen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Laufe der Natur den Ruhm lassen würde, das wichtige Leben eines Gustav 20
 Adolfs geendigt zu haben. Der Tod dieses furchtbaren Geg= 20
 ners war für den Kaiser eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindseligen Partei den so leicht sich darbietenden Ge= 25
 danken zu erregen, daß das, was ihm nützte, von ihm veran= 25
 laßt worden sei. Aber der Kaiser bedurfte zu Ausführung dieser 25
 schwarzen That eines fremden Armes, und auch diesen glaubte man in der Person Franz Alberts, Herzogs von Sachsen= 30
 Lauenburg, gefunden zu haben. Diesem erlaubte sein Rang 30
 einen freien unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben 30
 diese ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer 30
 schändlichen Handlung hinwegzusetzen. Es braucht nun gezeigt zu werden, daß dieser Prinz einer solchen Abscheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, sie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngste von vier Söhnen Franz des 35
 Zweiten, Herzogs von Lauenburg, und durch seine Mutter 35
 verwandt mit dem Wasajischen Fürstengeschlechte, hatte in jün= 35
 gern Jahren am schwedischen Hofe eine freundschaftliche Auf= 35
 nahme gefunden. Eine Unanständigkeit, die er sich im Zimmer 40
 der Königin Mutter gegen Gustav Adolf erlaubte, wurde, 40
 wie man sagt, von diesem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige 40
 geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut und durch die voll= 40
 ständigste Genugthuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüt des

Herzogs den Grund zu einer unverföhnlichen Feindschaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiserliche Dienste, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friedland in die engste Verbindung trat und sich zu einer heimlichen Unterhandlung am sächsischen Hofe gebrauchen ließ, die seinem Rang wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Ursache davon angeben zu können, verläßt er unvermutet die österreichischen Fahnen und erscheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm seine Dienste als Volontär anzubieten. Durch seinen Eifer für die protestantische Sache und ein zuvorkommendes, einschmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von Drenstierna vergeblich gewarnt, seine Gunst und Freundschaft an den verdächtigen Ankömmling verschwendet. Bald darauf kommt es bei Lüzen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böser Dämon beständig zur Seite bleibt und erst, nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt. Er ist der erste, der dem Herzog von Friedland, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die schwedischen Dienste mit den sächsischen, und bei der Ermordung Wallensteins als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung seines Glaubens dem Schwerte des Richters. Endlich erscheint er aufs neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlesien und stirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbstüberwindung, sich der Unschuld eines Menschen anzunehmen, der einen Lebenslauf wie diesen gelebt hat; aber wenn die moralische und physische Möglichkeit einer so verabscheuungswerten That auch noch so sehr aus den angeführten Gründen erhellt, so zeigt schon der erste Blick, daß sie auf die wirkliche Begehung derselben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es ist bekannt, daß Gustav Adolf wie der gemeinste Soldat in seinem Heer sich der Gefahr bloßstellte, und wo Tausende fielen, konnte auch er seinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrund hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen sein, so muß uns dieses außerordentliche Schicksal als eine That der großen Natur erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das

freudenlose Geschäft eingeschränkt, das einförmige Spiel der menschlichen Leidenschaft auseinander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. So ergreift uns Gustav Adolfs schnelle Verschwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politischen Uhrwerks mit einemmal hemmt und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt. Gestern noch der belebende Geist, der große und einzige Bewegter seiner Schöpfung — heute in seinem Adlerfluge unerbittlich dahingestürzt, herausgerissen aus einer Welt von Entwürfen, von der reisenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, läßt er seine verwaiste Partei trostlos hinter sich, und in Trümmer fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Größe. Schmer entwöhnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen unüberwindlichen Anführer setzte, und mit ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohltäter Deutschlands, der bei Lüben sank; die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolf geendigt, und der größte Dienst, den er der Freiheit des Deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben. Die alles verschlingende Macht des einzigen zerfällt, und viele versuchen ihre Kräfte; der zweideutige Beistand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichen Selbsthilfe der Stände Platz, und vorher nur die Werkzeuge zu seiner Vergrößerung, fangen sie erst jetzt an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eigenen Mute suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die schwedische Macht, außerstand gesetzt, in eine Unterdrückerin auszuarten, tritt in die bescheidenen Grenzen einer Alliierten zurück.

Unverkennbar strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besizung im Mittelpunkte dieses Reiches. Sein Ziel war der Kaiserthron; und diese Würde, durch seine Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Tätigkeit, war in seiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrschaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerei ein abgesagter Feind der Papisten, war er nicht wohl geschickt, das Heiligtum deutscher Verfassung zu bewahren und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die

anstoßige Hulldigung, welche, außer mehrern andern Städten, die Reichsstadt Augsburg der schwedischen Krone zu leisten vermocht wurde, zeigte weniger den Beschützer des Reichs als den Eroberer; und diese Stadt, stolzer auf den Titel einer Königsstadt als auf den rühmlichen Vorzug der Reichsfreiheit, schmeichelte sich schon im voraus, der Sitz seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Absichten auf das Erzstift Mainz, welches er anfangs dem Kurprinzen von Brandenburg als Mitgift seiner Tochter Christina, und nachher seinem Kanzler und Freund Oxenstierna bestimmte, legten deutlich an den Tag, wieviel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen protestantischen Fürsten machten Ansprüche an seine Dankbarkeit, die nicht anders als auf Unkosten ihrer Mitstände und besonders der unmitttelbaren geistlichen Stifter zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf schon gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbarischen Horden, die das alte Römerreich überschwemmten, unter seine deutschen und schwedischen Kriegsgenossen wie einen gemeinschaftlichen Raub zu verteilen. Zu seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verleugnete er ganz die Großmuth des Helden und den heiligen Charakter eines Beschützers. Die Pfalz war in seinen Händen, und die Pflichten sowohl der Gerechtigkeit als der Ehre forderten ihn auf, diese den Spaniern entriessene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigentümer in vollkommenem Stande zurückzugeben. Aber durch eine Spikfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig ist und den ehrwürdigen Namen eines Verteidigers der Unterdrückten schändet, wußte er dieser Verbindlichkeit zu entschlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen sei, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkür darüber zu verfügen. Aus Gnade also, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er sie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der schwedischen Krone, unter Bedingungen, die den Wert derselben um die Hälfte verminderten und diesen Fürsten zu einem verächtlichen Vasallen Schwedens herabsetzten. Eine dieser Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorschreibt, „nach geendigtem Kriege einen Teil der schwedischen Kriegsmacht, dem Beispiel der übrigen Fürsten gemäß, unterhalten zu helfen,“ läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schicksal tun, welches Deutschland bei fortbauern-

dem Glück des Königs erwartete. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem Deutschen Reiche die Freiheit und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung

ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen und alle Früchte seiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte sich Sachsen zum Abfall von seiner Partei; Dänemark betrachtete seine Größe mit Unruh' und Neide; und selbst Frankreich, sein wichtigster 5 Allierter, aufgeschreckt durch das furchtbare Wachstum seiner Macht und durch den stolzeren Ton, den er führte, sah sich schon damals, als er den Lechstrom passierte, nach fremden Bündnissen um, den sieghaften Lauf des Gotes zu hemmen und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzustellen. 10

Viertes Buch.

Das schwache Band der Eintracht, wodurch Gustav Adolf die protestantischen Glieder des Reichs mühsam zusammenhielt, zerriß mit seinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freiheit zurück, oder sie mußten sich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das erste verloren sie alle Vorteile, welche sie mit so vielem Blut errungen hatten, und setzten sich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem sie durch ihre Vereinigung allein gewachsen und überlegen gewesen waren. Einzeln konnte es weder Schweden noch irgend ein Reichsstand mit der Ligue und dem Kaiser aufnehmen, und bei einem Frieden, den man unter solchen Umständen suchte, würde man gezwungen gewesen sein, von dem Feinde Gesetze zu empfangen. Vereinigung war also die gleich notwendige Bedingung, sowohl um einen Frieden zu schließen, als um den Krieg fortzusetzen. Aber ein Frieden, in der gegenwärtigen Lage gesucht, konnte nicht wohl anders als zum Nachteil der verbundenen Mächte geschlossen werden. Mit dem Tode Gustav Adolfs schöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie nachteilig auch seine Lage nach dem Treffen bei Lützen sein mochte, so war dieser Tod seines gefährlichsten Gegners eine zu nachteilige Begebenheit für die Verbundenen und eine zu glückliche für den Kaiser, um ihn nicht zu den glänzendsten Erwartungen zu berechtigen und zu Fortsetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Alliierten mußte, für den Augenblick wenigstens, die unvermeidliche Folge desselben sein; und wieviel gewann der Kaiser, gewann die Ligue bei einer solchen Trennung der Feinde! So große Vorteile, als ihm die jetzige Wendung der Dinge versprach, konnte er also nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bei dem er nicht das meiste gewann; und einen solchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu schließen wünschen. Der natürlichste Schluß fiel also auf Fortsetzung des

Krieges, so wie Vereinigung für das unentbehrlichste Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie diese Vereinigung erneuern, und wo zu Fortsetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des schwedischen Reiches, nur der Geist und das persönliche Ansehen seines verstorbenen Beherrschers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutschland und eine so große Herrschaft über die Gemüter erworben; und auch ihm war es erst nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein schwaches und unsicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verschwand alles, was nur durch ihn, durch seine persönlichen Eigenschaften möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die sie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen werfen ungeduldig das Joch ab, das sie nicht ohne Widerwillen trugen; andre eilen, sich selbst des Ruders zu bemächtigen, das sie ungern genug in Gustavs Händen gesehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bei seinen Lebzeiten streitig zu machen. Andre werden von dem Kaiser durch versüßenerische Versprechungen in Versuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlassen; andre, von den Drangsalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, sehnen sich kleinmütig nach einem, wenn auch verderblichen Frieden. Die Anführer der Armeen, zum Teil deutsche Fürsten, erkennen kein gemeinschaftliches Oberhaupt, und keiner will sich erniedrigen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verschwindet aus dem Kabinett und aus dem Felde, und das gemeine Wesen ist in Gefahr, durch diesen Geist der Trennung ins Verderben zu sinken.

Gustav hatte dem schwedischen Reiche keinen männlichen Nachfolger hinterlassen, seine sechszehnjährige Tochter Christina war die natürliche Erbin seines Throns. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundschaftlichen Regierung vertrugen sich mit dem Nachdruck und der Entschlossenheit nicht gut, welche Schweden in diesem mißlichen Zeitlaufe zeigen sollte. Gustav Adolfs hochfliegender Geist hatte diesem schwachen und unberühmten Staat unter den Mächten von Europa einen Platz angewiesen, den er ohne das Glück und den Geist seines Urhebers nicht wohl behaupten, und von dem er doch ohne das schimpflichste Geständnis der Ohnmacht nicht mehr herabsteigen konnte. Wenngleich der deutsche Krieg größtenteils mit Deutschlands Kräften bestritten wurde, so drückte doch schon der kleine Zuschuß, welchen Schweden aus seinen eigenen Mitteln an Geld und Mannschaft dazu gab, dieses dürstige Königreich zu Boden, und

der Landmann erlag unter den Lasten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Die in Deutschland gemachte Kriegsbeute bereicherte bloß einzelne vom Adel und vom Soldatenstand, und Schweden selbst blieb arm wie zuvor. Eine Zeitlang zwar söhnte der Nationalruhm den geschmeichelten Untertan mit diesen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehn betrachten, das in der glücklichen Hand Gustav Adolfs herrliche Zinsen trug und von diesem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit Wucher erstattet werden würde. Aber diese Hoffnung verschwand mit dem Tode des Königs, und das getäuschte Volk forderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von seinen Lasten.

Aber der Geist Gustav Adolfs ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie schrecklich auch die Post von seinem Tode sie überraschte, so beugte sie doch ihren männlichen Mut nicht, und der Geist des alten Roms unter Brennus und Hannibal befehlte diese edle Versammlung. Je teurer der Preis war, womit man die errungenen Vorteile erkaufte hatte, desto weniger konnte man sich entschließen, ihnen freiwillig zu entsagen; nicht umsonst will man einen König eingebüßt haben. Der schwedische Reichsrat, gezwungen, zwischen den Drangsalen eines zweifelhaften, erschöpfenden Kriegs und einem nützlichen, aber schimpflichen Frieden zu wählen, ergreift mutig die Partei der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmem Erstaunen sieht man diesen ehrwürdigen Senat sich mit der ganzen Rüstigkeit eines Jünglings erheben. Von innen und außen mit wachsamem Feinden umgeben und an allen Grenzen des Reichs von Gefahren umstürmt, wafnet er sich gegen alle mit so viel Klugheit als Heldenmut und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während daß er Mühe hat, die Existenz desselben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit seiner Tochter Christina erweckte aufs neue die alten Ansprüche Polens auf den schwedischen Thron, und König Ladislaus, Sigismunds Sohn, sparte die Unterhandlungen nicht, sich eine Partei in diesem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus diesem Grunde keinen Augenblick, die sechsjährige Königin in Stockholm als Beherrscherin auszurufen und die vormundschaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamte des Reichs werden angehalten, der neuen Fürstin zu huldigen, aller Briefwechsel nach Polen gehemmt, und die Plakate der vorhergehenden Könige gegen die Sigismundischen Erben durch eine feierliche Akte bekräftigt. Die Freundschaft mit dem Zar von

Moskau wird mit Vorsicht evacuirt, um durch die Waffen dieses Fürsten das feindselige Polen desto besser im Zaum zu halten. Die Eifersucht Dänemarks hatte der Tod Gustav Adolfs gebrochen und die Besorgnisse weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Nachbarn im Wege standen. Die Bemühungen der Feinde, Christian den Vierten gegen das schwedische Reich zu bewaffnen, fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafteste Wunsch, seinen Prinzen Ulrich mit der jungen Königin zu vermählen, vereinigte sich mit den Vorschriften einer bessern Staatskunst, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kommen England, Holland und Frankreich dem schwedischen Reichsrat mit den erfreulichsten Versicherungen ihrer fortdauernden Freundschaft und Unterstützung entgegen und ermuntern ihn mit vereinigter Stimme zu lebhafter Fortsetzung eines so rühmlich geführten Krieges. So viel Ursache man in Frankreich gehabt hatte, sich zu dem Tode des schwedischen Eroberers Glück zu wünschen, so sehr empfand man die Notwendigkeit eines fortgesetzten Bündnisses mit den Schweden. Ohne sich selbst der größten Gefahr auszusetzen, durfte man diese Macht in Deutschland nicht sinken lassen. Mangel an eigenen Kräften nötigte sie entweder zu einem schnellen und nachteiligen Frieden mit Oesterreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, diese gefährliche Macht zu beschränken; oder Not und Verzweiflung lehrten die Armeen in den Ländern der katholischen Reichsfürsten die Mittel zu ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräter an diesen Staaten, die sich seinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall Gustav Adolfs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem schwedischen Reiche zu vernichten, hatte sie vielmehr für beide Staaten notwendiger und für Frankreich um vieles nützlicher gemacht. Jetzt erst, nachdem derjenige dahin war, der seine Hand über Deutschland gehalten und die Grenzen dieses Reichs gegen die französische Raubsucht gesichert hatte, konnte es seine Entwürfe auf das Elsaß ungehindert verfolgen und den deutschen Protestanten seinen Beistand um einen desto höheren Preis verkaufen.

Durch diese Allianzen gestärkt, gesichert von innen, von außen durch gute Grenzbefestigungen und Flotten verteidigt, blieben die Regenten keinen Augenblick unschlüssig, einen Krieg fortzuführen, bei welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren und, wenn das Glück seine Waffen krönte, irgend eine deutsche Provinz, sei es als Kostenersatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in seinen Wassern, wagte es nicht viel mehr, wenn seine

Armeen aus Deutschland herausgeschlagen wurden, als wenn sie sich freiwillig daraus zurückzogen; und jenes war ebenso rühmlich, als dieses entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, desto mehr Vertrauen flöhte man den Bundsgenossen, desto mehr Achtung den Feinden ein, desto günstigere Bedingungen waren bei einem Frieden zu erwarten. Fände man sich auch zu schwach, die weitaussehenden Entwürfe Gustavs zu vollführen, so war man doch seinem erhabenen Muster schuldig, das äußerste zu tun und keinem andern Hindernis als der Notwendigkeit zu weichen. Schade, daß die Triebfeder des Eigennutzes an diesem rühmlichen Entschlusse zuviel Anteil hat, um ihn ohne Einschränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Drangsalen des Kriegs für sich selbst nichts zu leiden hatten, ja sich vielmehr dabei bereicherten, war es freilich ein leichtes, für die Fortdauer desselben zu stimmen — denn endlich war es doch nur das Deutsche Reich, das den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man sich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jetzt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitze der größtenteils deutschen Armeen stellte, und mit der ehrenvollen Aufsicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben diese Aufsicht vertrug sich nicht mit der Entlegenheit der schwedischen Regentschaft von dem Schauplatz des Kriegs und mit der Langsamkeit, welche die kollegialische Geschäftsform notwendig macht. Einem einzigen, vielumfassenden Kopfe mußte die Macht übertragen werden, in Deutschland selbst das Interesse des schwedischen Reichs zu besorgen und nach eigener Einsicht über Krieg und Frieden, über die nötigen Bündnisse wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit diktatorischer Gewalt und mit dem ganzen Ansehen der Krone, die er repräsentiert, mußte dieser wichtige Magistrat bekleidet sein, um die Würde derselben zu behaupten, um die gemeinschaftlichen Operationen in Übereinstimmung zu bringen, um seinen Anordnungen Nachdruck zu geben und so den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rücksicht zu ersetzen. Ein solcher Mann fand sich in dem Reichskanzler Orenstierna, dem ersten Minister und, was mehr sagen will, dem Freunde des verstorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimnisse seines Herrn, vertraut mit den deutschen Geschäften und aller europäischen Staatsverhältnisse kundig, ohne Widerspruch das tüchtigste Werkzeug war, den Plan Gustav Adolfs in seinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Orenstierna hatte eben eine Reise nach Oberdeutschland angetreten, um die vier obern Kreise zu versammeln, als

ihn die Post von des Königs Tode zu Hanau überraschte. Dieser schreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Besinnungskraft; alles war ihm genommen, woran seine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutschland nur einen Beschützer, Dren-
 5 stiernna den Urheber seines Glücks, den Freund seiner Seele, den Schöpfer seiner Ideale verloren. Aber von dem allgemeinen Unglück am härtesten getroffen, war er auch der erste, der sich aus eigener Kraft darüber erhob, so wie er der einzige war,
 10 der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick überfah alle Hindernisse, welche sich der Ausführung seiner Entwürfe entgegenstellten, die Mutlosigkeit der Stände, die Intrigen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundsgenossen, die Eifersucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürsten, sich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieser tiefe Blick
 15 in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Größe des Übels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu besiegen. Es kam darauf an, den gesunkenen Mut der schwächern Reichsstände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegenzuwirken, die Eifersucht der mächtigern Alliierten zu schonen,
 20 die befreundeten Mächte, Frankreich besonders, zu tätiger Hilfeleistung zu ermuntern, vor allem aber die Trümmer des deutschen Bundes zu sammeln und die getrennten Kräfte der Partei durch ein enges und dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Bestürzung, in welche der Verlust ihres Oberhauptes die deutschen Protestanten versetzte, konnte sie ebensogut zu einem festern Bündnisse mit Schweden als zu einem übereilten Frieden mit dem
 25 Kaiser antreiben, und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von diesen beiden Wirkungen erfolgen sollte. Verloren war alles, sobald man Mutlosigkeit blicken
 30 ließ; nur die Zuversicht, die man selbst zeigte, konnte ein edles Selbstvertrauen bei den Deutschen entflammen. Alle Versuche des österreichischen Hofes, die letztern von der schwedischen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, sobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vorteil eröffnete und sie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiser vermochte.
 35

Freilich ging, ehe diese Maßregeln genommen und die nötigen Punkte zwischen der Regierung und ihrem Minister berichtigt waren, eine kostbare Zeit für die Wirksamkeit der schwedischen
 40 Armee verloren, die von den Feinden aufs beste benutzt wurde. Damals stand es bei dem Kaiser, die schwedische Macht in Deutschland zugrunde zu richten, wenn die weisen Ratschläge des Herzogs von Friedland Eingang bei ihm gefunden hätten.

Wallenstein riet ihm an, eine uneingeschränkte Amnestie zu verkündigen und den protestantischen Ständen mit günstigen Bedingungen entgegenzukommen. In dem ersten Schrecken, den Gustav Adolfs Fall bei der ganzen Partei verbreitete, würde eine solche Erklärung die entschiedenste Wirkung getan und die geschmeidigeren Stände zu den Füßen des Kaisers zurückgeführt haben. Aber durch den unerwarteten Glücksfall verblindet und von spanischen Eingebungen betört, erwartete er von den Waffen einen glänzenden Ausschlag, und anstatt den Mediationsvorschlägen Gehör zu schenken, eilte er, seine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Beheuten der geistlichen Güter bereichert, den der Papst ihm bewilligte, unterstützte ihn mit beträchtlichen Vorschüssen, unterhandelte für ihn an dem sächsischen Hofe und ließ in Italien eifertig Truppen werben, die in Deutschland gebraucht werden sollten. Auch der Kurfürst von Bayern verstärkte seine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte sein unruhiger Geist nicht, bei dieser glücklichen Wendung des Schicksals sich müßig zu verhalten. Aber indem der Feind sich so geschäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, veräußerte Oxenstierna nichts, die schlimmen Folgen desselben zu vereiteln.

Weniger bange vor dem öffentlichen Feind als vor der Eifersucht befreundeter Mächte, verließ er das obere Deutschland, dessen er sich durch die gemachten Eroberungen und Allianzen versichert hielt, und machte sich in Person auf den Weg, die Stände von Niederdeutschland von einem völligen Abfall oder einer Privatverbindung unter sich selbst, die für Schweden nicht viel weniger schlimm war, zurückzuhalten. Durch die Unmaßlichkeit beleidigt, mit der sich der Kanzler die Führung der Geschäfte zueignete, und im Innersten empört von dem Gedanken, von einem schwedischen Edelmann Vorschriften anzunehmen, arbeitete der Kurfürst von Sachsen aufs neue an einer gefährlichen Absonderung von den Schweden, und die Frage war bloß, ob man sich völlig mit dem Kaiser vergleichen oder sich zum Haupte der Protestanten aufwerfen und mit ihnen eine dritte Partei in Deutschland errichten sollte. Ähnliche Gefinnungen hegte der Herzog Ulrich von Braunschweig, und er legte sie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in seinem Land untersagte und die niedersächsischen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündnis unter ihnen zu stiften. Der Kurfürst von Brandenburg allein, über den Einfluß neidisch, den Kursachsen in Niederdeutschland gewinnen sollte, zeigte einigen Eifer für das Interesse der schwedischen Krone, die er schon auf dem Haupte seines Sohns zu

erblicken glaubte. Oxenstierna fand zwar die ehrenvollste Aufnahme am Hofe Johann Georgs, aber schwankende Zusagen von fortdauernder Freundschaft waren alles, was er, der persönlichen Verwendung Kurbrandenburgs ungeachtet, von diesem Fürsten erhalten konnte. Glücklicher war er bei dem Herzog von Braunschweig, gegen den er sich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erzstift Magdeburg im Besitz, dessen Bischof die Befugnis hatte, den niedersächsischen Kreis zu versammeln. Der Kanzler behauptete das Recht seiner Krone, und durch dieses glückliche Machtwort vereitelte er für diesmal diese bedenkliche Versammlung. Aber die allgemeine Protestantenverbindung, der Hauptzweck seiner gegenwärtigen Reise und aller künftigen Bemühungen, mißlang ihm für jetzt und für immer, und er mußte sich mit einzelnen unsichern Bündnissen in den sächsischen Kreisen und mit der schwächern Hilfe des obern Deutschlands begnügen.

Weil die Bayern an der Donau zu mächtig waren, so verlegte man die Zusammenkunft der vier obern Kreise, die zu Ulm hatte vor sich gehen sollen, nach Heilbronn, wo über zwölf Reichsstädte und eine glänzende Menge von Doktoren, Grafen und Fürsten sich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte, Frankreich, England und Holland, beschickten diesen Konvent, und Oxenstierna erschien auf demselben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majestät er behaupten sollte. Er selbst führte das Wort, und der Gang der Berathslagungen wurde durch seine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen versammelten Ständen die Versicherung einer unerschütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht erhalten, verlangte er von ihnen, daß sie den Kaiser und die Ligue förmlich und feierlich als Feinde erklären sollten. Aber so viel den Schweden daran gelegen war, das üble Vernehmen zwischen dem Kaiser und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, so wenig Lust bezeigten die Stände, sich durch diesen entscheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Ausöhnung abzuschneiden und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schicksal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die That selbst spreche, unnütz und überflüssig sei, und ihr standhafter Widerstand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmste Punkt der Berathslagungen, durch welchen die Mittel zu Fortsetzung des Kriegs und die Beiträge der Stände zu Unterhaltung der Armeen bestimmt werden sollten. Oxenstiernas Maxime, von den allgemeinen Lasten so viel, als möglich war, auf die Stände zu wälzen, vertrug sich nicht mit dem Grundsatz der

Stände, so wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der schwedische Kanzler, was dreißig Kaiser vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die aller-
 5 mißlichste sei, von den Deutschen Geld zu erheben. Anstatt ihm die nötigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit beredter Zunge alles Unheil auf, welches die schon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Lasten, wo man sich neuen unterziehen sollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanz-
 10 lers die Stände versetzt hatte, brütete tausend Beschwerden aus, und die Ausschweifungen der Truppen bei Durchmärschen und Quartieren wurden mit schauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenstierna hatte im Dienst von zwei unumschränkten Fürsten wenig Gelegenheit gehabt, sich an die Förmlichkeiten und
 15 den bedächtlichen Gang republikanischer Verhandlungen zu gewöhnen und seine Geduld am Widerspruch zu üben. Fertigt zum Handeln, sobald ihm die Notwendigkeit einleuchtete, und eifern in seinem Entschluß, sobald er ihn einmal gefaßt hatte, be-
 20 griff er die Inkonsequenz der mehresten Menschen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu hassen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bei dieser Gelegenheit noch aus Grundsatz; denn jetzt kam alles darauf an, durch eine feste, zuversichtliche
 25 Sprache die Ohnmacht des schwedischen Reichs zu bedecken und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder also, wenn er bei solchen Gefinnungen unter deutschen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in seiner Sphäre war und durch die Umständlichkeit, welche den
 30 Charakter der Deutschen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der sich auch die mächtigsten Kaiser hatten bequemen müssen, verwarf er alle schriftliche Deliberationen, welche der deutschen Langsamkeit so zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehn Tage über einen Punkt sich besprechen konnte, der ihm schon durch den bloßen Vortrag so gut als abgetan
 35 war. So hart er aber auch die Stände behandelte, so gefällig und bereitwillig fand er sie, ihm seine vierte Motion, die ihn selbst betraf, zu bewilligen. Als er auf die Notwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorsteher und Direktor zu geben, sprach man Schweden einstimmig diese Ehre zu und ersuchte ihn
 40 untertänig, der gemeinen Sache mit seinem erleuchteten Verstande zu dienen und die Last der Oberaufsicht auf seine Schultern zu nehmen. Um sich aber doch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch diese Bestallung in seine Hände

gab, zu verwahren, setzte man ihm, nicht ohne französischen Einfluß, unter dem Namen von Gehilfen eine bestimmte Anzahl von Aufsehern an die Seite, die die Kasse des Bundes verwalten und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartierung der Truppen mitzusprechen haben sollten. Oxenstierna wehrte sich lebhaft gegen diese Einschränkung seiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes Schnelligkeit oder Geheinnis fordernden Entwurfes erschwerte, und errang sich endlich mit Mühe die Freiheit, in Kriegssachen seiner eigenen Einsicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den kitzlichen Punkt der Entschädigung, welche sich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit seiner Alliierten zu versprechen hätte, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, auf Pommern angewiesen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Versicherung ihres kräftigen Beistands zu Erwerbung dieser Provinz zu erhalten. Aber es blieb bei einer allgemeinen und schwankenden Versicherung, daß man einander bei einem künftigen Frieden nicht im Stich lassen würde. Daß es nicht die Ehrfurcht für die Verfassung des Reiches war, was die Stände über diesen Punkt so behutsam machte, zeigte die Freigebigkeit, die man auf Unkosten der heiligsten Reichsgesetze gegen den Kanzler beweisen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzstift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung innehatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der französische Abgesandte diesen ebenso unpolitischen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünschen Oxenstiernas zurückblieb, so hatte er doch seinen vornehmsten Zweck, die Direktion des Ganzen, für seine Krone und für sich selbst erreicht, das Band zwischen den Ständen der vier obern Kreise enger und fester zusammengezogen und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beitrag von drittelhalb Millionen Talern errungen.

So viel Nachgiebigkeit von seiten der Stände war von seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit wert. Wenige Wochen nach Gustav Adolfs Tod hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen Friedrich geendigt, nachdem dieser bellagenswert Fürst acht Monate lang den Hofstaat seines Beschützers vermehrt und im Gefolge desselben den kleinen Überrest seines Vermögens verschwendet hatte. Endlich näherte er sich dem Ziele seiner Wünsche, und eine freudigere Zukunft tat sich vor ihm auf, als der Tod seinen Beschützer dahinraffte. Was er als das höchste Unglück betrachtete, hatte die günstigsten Folgen für seinen Erben. Gustav Adolfs durfte sich herausnehmen, mit der Zurückgabe

seiner Länder zu zögern und dieses Geschenk mit drückenden Bedingungen zu beschweren; Oxenstierna, dem die Freundschaft Englands, Hollands und Brandenburgs und die gute Meinung der reformierten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, mußte die Pflicht der Gerechtigkeit befolgen. Er übergab daher auf eben dieser Versammlung zu Heilbrunn sowohl die schon eroberten als die noch zu erobernden pfälzischen Lande den Nachkommen Friedrichs, Mannheim allein ausgenommen, welches bis zu geschener Kostenerstattung von den Schweden besetzt bleiben sollte.

Der Kanzler schränkte seine Gefälligkeit nicht bloß auf das pfälzische Haus ein; auch die andern alliierten Reichsfürsten erhielten, wiewohl einige Zeit später, Beweise von der Dankbarkeit Schwedens, welche dieser Krone ebensowenig von ihrem Eigennütigen kosteten.

Die Pflicht der Unparteilichkeit, die heiligste des Geschichtschreibers; verbindet ihn zu einem Geständnis, das den Verfechtern der deutschen Freiheit eben nicht sehr zur Ehre gereicht. Wieviel sich auch die protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, so waren es doch größtenteils sehr eigennützig Triebfedern, aus denen sie handelten; und die Begierde, zu rauben, hatte wenigstens ebensoviel Anteil an den angefangenen Feindseligkeiten als die Furcht, sich beraubt zu sehen. Bald entdeckte Gustav Adolf, daß er sich von dieser unreinen Triebfeder weit mehr als von ihren patriotischen Empfindungen zu versprechen habe, und er unterließ nicht, sie zu benutzen. Jeder der mit ihm verbundenen Fürsten erhielt von ihm die Zusicherung irgend einer dem Feinde schon entriessenen oder noch zu entreißenden Besitzung, und nur der Tod hinderte ihn, seine Zusagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit riet, gebot die Notwendigkeit seinem Nachfolger; und wenn diesem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, so mußte er die Beute mit den verbundenen Fürsten teilen und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren suchte, Vorteile versprechen. Und so sprach er dem Landgrafen von Hessen die Stifter Paderborn, Corvey, Münster und Fulda, dem Herzog Bernhard von Weimar die fränkischen Bistümer, dem Herzog von Württemberg die in seinem Lande gelegenen geistlichen Güter und österreichischen Grafschaften zu, alles unter dem Namen schwedischer Lehen. Den Kanzler selbst befremdete dieses widersinnige, den Deutschen so wenig Ehre bringende Schauspiel, und kaum konnte er seine Verachtung verbergen. „Man lege es in unserm Archiv nieder,“ sagte er einesmals, „zum ewigen Gedächtnis, daß ein deutscher Reichsfürst von einem schwedischen Edelmann so

etwas beehrte, und daß der schwedische Edelmann dem deutschen Reichsfürsten auf deutscher Erde so etwas zuteile.“

Nach so wohl getroffenen Anstalten konnte man mit Ehren im Feld erscheinen und den Krieg mit frischer Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bei Lützen vereinigen sich die sächsischen und lüneburgischen Truppen mit der schwedischen Hauptmacht, und die Kaiserlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachsen herausgetrieben. Nunmehr trennt sich diese vereinigte Armee. Die Sachsen rücken nach der Lausitz und Schlesien, um dort in Gemeinschaft mit dem Grafen von Thurn gegen die Oesterreicher zu agieren; einen Teil der schwedischen Armee führt Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg von Braunschweig nach Westfalen und Niedersachsen.

Die Eroberungen am Lechstrom und an der Donau wurden, während daß Gustav Adolf den Zug nach Sachsen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld und dem schwedischen General Banér gegen die Bayern verteidigt. Aber zu schwach, den siegreichen Fortschritten der letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiserlichen Generals von Altringer unterstützt wurden, hinlänglichen Widerstand zu tun, mußten sie den schwedischen General von Horn aus dem Elsaß zu Hilfe rufen. Nachdem dieser kriegserfahrene Feldherr die Städte Bensfeld, Schlettstadt, Colmar und Hagenua der schwedischen Herrschaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Verteidigung derselben und eilte über den Rhein, um das Banérische Heer zu verstärken. Aber ungeachtet dieses nunmehr sechzehntausend Mann stark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der schwäbischen Grenze festen Fuß gewann, Kempten eroberte und sieben Regimenter aus Böhmen an sich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, entblökte man das Elsaß, wo Rheingraf Otto Ludwig nach Horns Abzug Mühe gehabt hatte, sich gegen das aufgebrachte Landvolk zu verteidigen. Auch er mußte mit seinen Truppen das Heer an der Donau verstärken; und da auch dieser Suffurz nicht hinreichte, so forderte man den Herzog Bernhard von Weimar dringend auf, seine Waffen nach dieser Gegend zu kehren.

Bernhard hatte sich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1633 der Stadt und des ganzen Hochstifts Bamberg bemächtigt und Würzburg ein ähnliches Schicksal zugebracht. Auf die Einladung Gustav Horns setzte er sich ungefümt in Marsch gegen die Donau, schlug unterwegs ein bayrisches Heer unter Johann von Werth aus dem Felde und vereinigte sich

bei Donauwörth mit den Schweden. Diese zahlreiche, von den trefflichsten Generalen befehligte Armee bedroht Bayern mit einem furchtbaren Einfall. Das ganze Bistum Eichstädt wird über-
 5 schwemmt, und Ingolstadt selbst verspricht ein Verräter den Schweden in die Hände zu spielen. Ultringers Tätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorschrift des Herzogs von Friedland gefesselt, und von Böhmen aus ohne Hilfe gelassen, kann er sich dem Andrang des feindlichen Heers nicht entgegensetzen. Die
 10 günstigsten Umstände vereinigen sich, die Waffen der Schweden in diesen Gegenden siegreich zu machen, als die Tätigkeit der Armee durch eine Empörung der Offiziere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man alles, was man in Deutschland erworben hatte; selbst Gustav Adolfs Größe war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Disziplin, ihrer Tapferkeit, ihres
 15 ausdauernden Muts in unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten. Wie künstlich man auch im Kabinett seine Pläne anlegte, so war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherin, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Lasten derselben. Alle großen Entscheidungen in diesem Kriege
 20 waren durch eine wirklich barbarische Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märschen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltsam erzwungen worden, und es war Gustav Adolfs Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, sobald er ihm mehr nicht als Menschen kostete. Dem Soldaten konnte seine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er sei-
 25 nen Anteil an einem Gewinn, der mit seinem Blute errungen war. Aber mehrenteils konnte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter oder das Bedürfnis des Staats verschlang gewöhnlich den besten Teil
 30 der erprekten Summen und der erworbenen Besitzungen. Für alle Mühseligkeiten, die er übernahm, blieb ihm nichts als die zweifelhafte Aussicht auf Raub oder auf Beförderung; und in beiden mußte er sich nur zu oft hintergangen sehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltsamen Ausbruch der
 35 Unzufriedenheit, solange Gustav Adolf lebte; aber nach seinem Hintritt wurde der allgemeine Unwille laut, und der Soldat ergriff gerade den gefährlichsten Augenblick, sich seiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwei Offiziere, Pfuel und Mitzlaff, schon bei Lebzeiten des Königs als unruhigstiftende Köpfe be-
 40 rüchtigt, geben im Lager an der Donau das Beispiel, das in wenigen Tagen unter den Offizieren der Armee eine fast allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet sich untereinander durch Wort und Handschlag, keinem Kommando zu gehorchen, bis

der seit Monaten und Jahren noch rückständige Sold entrichtet, und noch außerdem jedem einzelnen eine verhältnismäßige Be-
 lohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt sei. Unge-
 heure Summen, hörte man sie sagen, würden täglich durch
 Brandschakungen erpreßt, und all dieses Geld zerrinne in wenigen 5
 Händen. In Schnee und Eis treibe man sie hinaus, und nir-
 gends kein Dank für diese unendliche Arbeit. Zu Heilbronn schreie
 man über den Mutwillen der Soldaten; aber niemand denke an
 ihr Verdienst. Die Gelehrten schreiben in die Welt hinein von
 Eroberungen und Siegen, und alle diese Viktorien habe man doch 10
 nur durch ihre Fäuste erfochten. Das Heer der Mißbergnügten
 mehrt sich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum Glück auf-
 gefangen werden, suchten sie nun auch die Armeen am Rhein
 und in Sachsen zu empören. Weder die Vorstellungen Bern-
 hards von Weimar noch die harten Verweise seines strengern 15
 Gehilfen waren vermögend, diese Gärung zu unterdrücken, und
 die Heftigkeit des letztern vermehrte vielmehr den Troß der Em-
 pörer. Sie bestanden darauf, daß jedem Regiment gewisse Städte
 zu Erhebung des rückständigen Soldes angewiesen würden. Eine
 Frist von vier Wochen wurde dem schwedischen Kanzler vergönnt, 20
 zu Erfüllung dieser Forderungen Rat zu schaffen; im Weige-
 rungsfall, erklärten sie, würden sie sich selbst bezahlt machen
 und nie einen Degen mehr für Schweden entblößen.

Die ungestüme Mahnung, zu einer Zeit getan, wo die
 Kriegskasse erschöpft und der Kredit gefallen war, mußte den 25
 Kanzler in das höchste Bedrängnis stürzen; und schnell mußte
 die Hilfe sein, ehz derselbe Schwindel auch die übrigen Truppen
 ansteckte und man sich von allen Armeen auf einmal mitten unter
 Feinden verlassen sah. Unter allen schwedischen Heerführern war
 nur einer, der bei den Soldaten Ansehen und Achtung genug be- 30
 saß, diesen Streit beizulegen. Herzog Bernhard war der Lieb-
 ling der Armee, und seine kluge Mäßigung hatte ihm das Ver-
 trauen der Soldaten, wie seine Kriegserfahrung ihre höchste Be-
 wunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die schwierige Ar-
 mee zu besänftigen; aber seiner Wichtigkeit sich bewußt, ergriff 35
 er den günstigen Augenblick, zuvor für sich selbst zu sorgen und
 der Verlegenheit des schwedischen Kanzlers die Erfüllung seiner
 eigenen Wünsche abzuinglügen.

Schon Gustav Adolf hatte ihm mit einem Herzogtum
 Franken geschmeichelt, das aus den beiden Hochstiftern Bamberg 40
 und Würzburg erwachsen sollte; jetzt drang Herzog Bernhard
 auf Haltung dieses Versprechens. Zugleich forderte er das
 Oberkommando im Kriege als schwedischer Generalissimus.

Dieser Mißbrauch, den der Herzog von seiner Unentbehrlichkeit machte, entrüstete Oxenstierna so sehr, daß er ihm im ersten Unwillen den schwedischen Dienst aufkündigte. Bald aber befaß er sich eines bessern, und ehe er einen so wichtigen Feldherrn aufopferte, entschloß er sich lieber, ihn, um welchen Preis es auch sei, an das schwedische Interesse zu fesseln. Er übergab ihm also die fränkischen Bistümer als Lehen der schwedischen Krone, doch mit Vorbehalt der beiden Festungen Würzburg und Königshofen, welche von den Schweden besetzt bleiben sollten; zugleich verband er sich im Namen seiner Krone, den Herzog im Besitz dieser Länder zu schützen. Das gesuchte Oberkommando über die ganze schwedische Macht wurde unter einem anständigen Vorwand verweigert. Nicht lange säumte Herzog Bernhard, sich für dieses wichtige Opfer dankbar zu erzeigen; durch sein Ansehen und seine Tätigkeit stillte er in kurzem den Aufruhr der Armee. Große Summen barem Geldes wurden unter die Offiziere verteilt, und noch weit größere an Ländereien, deren Wert gegen fünf Millionen Taler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte als das der Eroberung. Indessen war der Moment zu einer großen Unternehmung verstrichen, und die vereinigten Anführer trennten sich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerstehen.

Nachdem Gustav Horn einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumarkt erobert hatte, richtete er seinen Marsch nach der schwäbischen Grenze, wo sich die Kaiserlichen unterdessen beträchtlich verstärkt hatten und Württemberg mit einem verwüstenden Einfall bedrohten. Durch seine Annäherung verscheucht, ziehen sie sich an den Bodensee — aber nur, um auch den Schweden den Weg in diese noch nie besuchte Gegend zu zeigen. Eine Besetzung am Eingange der Schweiz war von äußerster Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Kostniz schien besonders geschickt zu sein, sie mit den Eidgenossen in Verbindung zu setzen. Gustav Horn unternahm daher sogleich die Belagerung derselben; aber entblößt von Geschütz, das er erst von Württemberg mußt bringen lassen, konnte er diese Unternehmung nicht schnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Frist zum Entsatz dieser Stadt zu vergönnen, die ohnehin von dem See aus so leicht zu versorgen war. Er verließ also nach einem vergeblichen Versuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiser, hatte der Kardinal-Infant, Bruder Philipps des Vierten von Spanien und Statthalter

in Mailand, eine Armee von vierzehntausend Mann ausgerüstet, welche bestimmt war, unabhängig von Wallensteins Befehlen an dem Rhein zu agieren und das Elsaß zu verteidigen. Diese Armee erschien jetzt unter dem Kommando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Bayern; und um sie sogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert, sogleich mit seinen Truppen zu ihr zu stoßen. Gleich auf die erste Nachricht von ihrer Erscheinung hatte Gustav Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld von dem Rheinstrom zu seiner Verstärkung herbeigerufen, und nachdem er sich zu Stockach mit demselben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreißigtausend Mann starken Feind entgegen. Dieser hatte seinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Gustav Horn ihm einmal so nahe kam, daß beide Armeen nur durch eine halbe Meile voneinander geschieden waren. Aber anstatt das Anerbieten zur Schlacht anzunehmen, zogen sich die Kaiserlichen über die Waldstädte nach dem Breisgau und Elsaß, wo sie noch zeitig genug anlangten, um Breisach zu entsetzen und den siegreichen Fortschritten des Rheingrafen Otto Ludwig eine Grenze zu setzen. Dieser hatte kurz vorher die Waldstädte erobert und, unterstützt von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreite und den Herzog von Lothringen aus dem Felde schlug, den schwedischen Waffen in diesen Gegenden aufs neue das Übergewicht errungen. Jetzt zwar mußte er der Überlegenheit des Feindes weichen; aber bald rückten Horn und Birkenfeld zu seinem Beistand herbei, und die Kaiserlichen sahen sich nach einem kurzen Triumph wieder aus dem Elsaß vertrieben. Die rauhe Herbstzeit, welche sie auf diesem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den größten Teil der Italiener zugrunde, und ihren Anführer selbst, den Herzog von Feria, tötet der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdessen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimentern Fußvolf und hundertundvierzig Kornetten Reitern seine Stellung an der Donau genommen, um sowohl Franken zu decken als die Bewegungen der kaiserlich-bayrischen Armee an diesem Strome zu beobachten. Nicht so bald hatte Altringer diese Grenzen entblößt, um zu den italienischen Truppen des Herzogs von Feria zu stoßen, als Bernhard seine Entfernung benutzte, über die Donau eilte und mit Blitzesschnelligkeit vor Regensburg stand. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Bayern und Osterreich entscheidend; er verschaffte ihnen festen Fuß an dem Donaustrom und eine sichere Zuflucht bei jedem Unglücksfall, so wie er sie allein in

den Stand setzte, eine dauerhafte Eroberung in diesen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte, dringende Rat, den der sterbende Tilly dem Kurfürsten von Bayern ertheilte, und Gustav Adolf besagte als einen nicht zu ersetzenden Verlust, daß ihm die Bayern in Besetzung dieses Platzes zuvorgekommen waren. Unbeschreiblich groß war daher Maximilians Schrecken, als Herzog Bernhard diese Stadt überraschte und sich ernstlich anschickte, sie zu belagern.

Nicht mehr als junfzehn Kompagnien größtenteils neuge-
 10 wordener Truppen machten die Besatzung derselben aus — eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegensten Feind zu ermüden, sobald sie von einer gutgesinnten und kriegerischen
 Bürgerschaft unterstützt wurden. Aber gerade diese war der gefährlichste Feind, den die bayrische Garnison zu bekämpfen hatte.
 15 Die protestantischen Einwohner Regensburgs, gleich eiferfüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreiheit, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das bayrische Joch gebeugt und blickten längst schon mit Ungeduld der Erscheinung eines Retters entgegen. Bernhards Ankunft vor ihren Mauern erfüllte sie mit leb-
 20 hafter Freude und es war sehr zu fürchten, daß sie die Unternehmungen der Belagerer durch einen innern Tumult unterstützen würden. In dieser großen Verlegenheit läßt der Kurfürst die beweglichsten Schreiben an den Kaiser, an den Herzog von Fried-
 land ergehen, ihm nur mit fünftausend Mann auszuhelfen.
 25 Sieben Eilboten nacheinander sendet Ferdinand mit diesem Auftrag an Wallenstein, der die schnelligste Hilfe zusagt und auch wirklich schon dem Kurfürsten die nahe Ankunft von zwölftausend Mann durch Gallos berichten läßt, aber diesem Feldherrn bei Lebensstrafe verbietet, sich auf den Weg zu machen.
 30 Unterdessen hatte der bayrische Kommandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entsatzes, die besten Anstalten zur Verteidigung getroffen, die katholischen Bauern mehrhaft gemacht, die protestantischen Bürger hingegen entwaffnet und aufs sorgfältigste bewacht, daß sie nichts Gefährliches gegen die
 35 Garnison unternehmen konnten. Da aber kein Entsatz erschien und das feindliche Geschütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke bestürmte, sorgte er durch eine anständige Kapitulation für sich selbst und die Besatzung und überließ die bayrischen Beamten und Geistlichen der Gnade des Siegers.

40 Mit dem Besitze von Regensburg erweitern sich Herzog Bernhards Entwürfe, und seinem kühnen Mut ist Bayern selbst eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Grenzen von Osterreich will er bringen, das protestantische Landvolk gegen den

Kaiser bewaffnen und ihm seine Religionsfreiheit wiedergeben. Schon hat er Straubingen erobert, während daß ein anderer schwedischer Feldherr die nördlichen Ufer der Donau sich unterwürfig macht. An der Spitze seiner Schweden dem Grimm der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Isarstroms und setzt im Angesicht des bayrischen Generals von Werth, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau und Linz, und der bestürzte Kaiser verdoppelt an Wallenstein seine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Bayern aufs schleunigste zu Hilfe zu eilen. Aber hier setzt der siegende Bernhard seinen Eroberungen ein freiwilliges Ziel. Vor sich den Inn, der durch viele feste Schlösser beschützt wird, hinter sich zwei feindliche Heere, ein übelgesinntes Land und die Isar, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt und der gefrorne Boden keine Verschanzung gestattet, von der ganzen Macht Wallensteins bedroht, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Isar und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenstein zu verteidigen und selbst eine Schlacht mit diesem Feldherrn nicht auszuslagen. Aber Wallenstein, dem es nie in den Sinn gekommen war, große Taten an der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und ehe die Bayern recht ansaugen, seiner froh zu werden, ist er schon nach Böhmen verschwunden. Bernhard endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug und vergönnt seinen Truppen die wohlverdiente Rast in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Gustav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Birkenfeld, General Baudissin und Rheingraf Otto Ludwig an Ober- und Niederrhein, und Herzog Bernhard an der Donau den Krieg mit solcher Überlegenheit führten, wurde der Ruhm der schwedischen Waffen in Niedersachsen und Westfalen von dem Herzog von Lüneburg und dem Landgrafen von Hessen-Kassel nicht weniger glorreich behauptet. Die Festung Hameln eroberte Herzog Georg nach der tapfersten Gegenwehr, und über den kaiserlichen General von Gronsfeld, der an dem Weserstrom kommandierte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Hessen bei Oldendorf ein glänzender Sieg erröthet. Der Graf von Wasaburg, ein natürlicher Sohn Gustav Adolfs, zeigte sich in dieser Schlacht seines Ursprungs wert. Sechzehn Kanonen, das ganze Gepäck der Kaiserlichen und vierundsiebzig Fahnen fielen in schwedische

Hände, gegen dreitausend von den Feinden blieben auf dem Platze, und fast ebensoviele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt
 Dsnabrück zwang der schwedische Oberste Kniphausen, und
 Baderborn der Landgraf von Hessen-Kassel zur Übergabe;
 5 dafür aber ging Bückeberg, ein sehr wichtiger Ort für die
 Schweden, an die Kaiserlichen verloren. Beinahe an allen
 Enden Deutschlands sah man die schwedischen Waffen siegreich,
 und das nächste Jahr nach Gustav Adolfs Tode zeigte noch
 keine Spur des Verlustes, den man an diesem großen Führer
 10 erlitten hatte.

Bei Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug
 des 1633ten Jahres auszeichneten, muß die Untätigkeit eines
 Mannes, der bei weitem die höchsten Erwartungen rege machte,
 ein gerechtes Erstaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren
 15 Taten uns in diesem Feldzuge beschäftigt haben, war keiner, der
 sich an Erfahrung, Talent und Kriegsrühm mit Wallenstein
 messen durfte, und gerade dieser verliert sich seit dem Treffen bei
 Lützen aus unsern Augen. Der Fall seines großen Gegners läßt
 ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frei; die ganze
 20 Aufmerksamkeit Europas ist auf die Taten gespannt, die das An-
 denken seiner Niederlage auslöschen und seine Überlegenheit in
 der Kriegskunst der Welt verkündigen sollen. Und doch liegt er
 still in Böhmen, indes die Verluste des Kaisers in Bayern, in
 Niedersachsen, am Rhein seine Gegenwart dringend fordern; ein
 25 gleich undurchdringliches Geheimnis für Freund und Feind; der
 Schrecken und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaisers. Mit
 unerklärbarer Eifersucht hatte er sich nach dem verlorenen Tref-
 fen bei Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das
 Verhalten seiner Offiziere in dieser Schlacht die strengsten Unter-
 30 suchungen anstellte. Die das Kriegsgericht für schuldig erkannte,
 wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurteilt, die sich
 brav gehalten hatten, mit königlicher Großmut belohnt, und das
 Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt.
 Den Winter über drückte er die kaiserlichen Provinzen durch über-
 35 mäßige Kontributionen und durch die Winterquartiere, die er
 absichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der
 österreichischen Länder auszufangen. Anstatt aber mit seiner
 wohlgepflegten und auserlesenen Armee beim Anbruch des Früh-
 40 lings 1633 den Feldzug vor allen andern zu eröffnen und sich in
 seiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der letzte, der im
 Felde erschien, und auch jetzt war es ein kaiserliches Erbland,
 das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Oesterreichs war Schlesien der größten

Gefahr ausgesetzt. Drei verschiedene Armeen, eine schwedische unter dem Grafen von Thurn, eine sächsische unter Arnheim und dem Herzog von Lauenburg, und eine brandenburgische unter Burgsdorf, hatten diese Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten sie die wichtigsten Plätze im Besiz, 5 und selbst Breslau hatte die Partei der Alliierten ergriffen. Aber gerade diese Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiser dieses Land; denn die Eifersucht der Generale und der gegenseitige Haß der Schweden und Sachsen ließ sie nie mit Einstimmigkeit verfahren. Arnheim und Thurn zankten sich um 10 die Oberstelle; die Brandenburger und Sachsen hielten eifrig gegen die Schweden zusammen, die sie als überlästige Fremdlinge ansahen und, wo es nur immer tunlich war, zu verkürzen suchten. Hingegen lebten die Sachsen mit den Kaiserlichen auf einem viel vertraulichern Fuß, und oft geschah es, daß die Offiziere beider 15 feindlichen Armeen einander Besuche abstatteten und Gastmähler gaben. Man ließ die Kaiserlichen ungehindert ihre Güter fortschaffen, und viele verhehlten es gar nicht, daß sie von Wien große Summen gezogen. Unter so zweideutig gesinnten Alliierten sahen sich die Schweden verkauft und verraten, und an große 20 Unternehmungen war bei einem so schlechten Verständnis nicht zu denken. Auch war der General von Arnheim den größten Teil der Zeit abwesend, und als er endlich wieder bei der Armee anlangte, näherte sich Wallenstein schon mit einer furchtbaren Kriegsmacht den Grenzen. 25

Vierzigtausend Mann stark rückte er ein, und nicht mehr als vierundzwanzigtausend hatten ihm die Alliierten entgegenzusetzen. Nichtsdestoweniger wollten sie eine Schlacht versuchen und erschienen bei Münsterberg, wo er ein verschanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenstein ließ sie acht Tage lang hier stehen, 30 ohne nur die geringste Bewegung zu machen; dann verließ er seine Verschanzungen und zog mit ruhigem stolzen Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war und die mutiger gewordenen Feinde ihm beständig zur Seite blieben, ließ er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die 35 Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen solchen Verdacht durfte Wallenstein auf seinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Alliierten ließ sie nicht bemerken, daß er sein Spiel mit ihnen trieb, und daß er ihnen die Niederlage großmütig schenkte, weil ihm — mit einem Sieg über sie für jezt 40 nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, daß er der Herr sei, und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Untätigkeit erhalte, ließ er den Kommandanten eines Schlosses, das in seine

Hände fiel, niederstoßen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang standen beide Armeen einander einen Musketenschuß weit im Gesichte, als der Graf Terzih aus dem
5 Wallensteinischen Heere mit einem Trompeter vor dem Lager der Alliierten erschien, den General von Arnheim zu einer Konferenz einzuladen. Der Inhalt derselben war, daß Wallenstein, der doch an Macht der überlegene Teil war, einen Waffenstillstand von sechs Wochen in Vorschlag brachte. Er sei gekommen, sagte er, mit Schweden und mit den Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schließen, die Soldaten zu bezahlen und jedem
10 Genugtuung zu verschaffen. Alles dies stehe in seiner Hand, und wenn man in Wien Anstand nehmen sollte, es zu bestätigen, so wolle er sich mit den Alliierten vereinigen und (was er Arnheimen zwar nur ins Ohr flüsterte) den Kaiser zum Teufel jagen. Bei einer zweiten Zusammenkunft ließ er sich gegen den Grafen von Thurn noch deutlicher heraus. Alle Privilegien, erklärte er, sollten aufs neue bestätigt, alle böhmischen Exulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingesetzt werden, und er selbst
15 wolle der erste sein, seinen Anteil an denselben herauszugeben. Die Jesuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen, sollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf bestimmte Termine abgefunden, alles überflüssige Kriegsvolk von beiden Seiten gegen die Türken geführt werden. Der letzte
20 Punkt enthielt den Aufschluß des ganzen Rätsels. Wenn er die böhmische Krone davontrüge, so sollten alle Vertriebenen sich seiner Großmut zu rühmen haben, eine vollkommene Freiheit der Religionen sollte dann in dem Königreich herrschen, das pfälzische Haus in alle seine vorigen Rechte zurücktreten, und die
25 Markgrafschaft Nähren ihm für Mecklenburg zur Entschädigung dienen. Die alliierten Armeen zögen dann unter seiner Anführung nach Wien, dem Kaiser die Genehmigung dieses Traktats mit gewaffneter Hand abzunötigen.

Jetzt also war die Decke von dem Plan weggezogen, worüber
35 er schon jahrelang in geheimnisvoller Stille gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umstände, daß zu Vollstreckung desselben keine Zeit zu verlieren sei. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte dem Kaiser die Festigkeit eingesflößt, allen Vorstellungen
40 Bayerns und Spaniens entgegen und auf Kosten seines eigenen Ansehens diesem gebieterischen Mann ein so uneingeschränktes Kommando zu übergeben. Aber dieser Glaube an die Unüberwindlichkeit Wallensteins war durch seine lange Untätigkeit

längst erschüttert worden und nach dem verunglückten Treffen bei Lützen beinahe gänzlich gefallen. Aus's neue erwachten jetzt seine Gegner an Ferdinands Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaisers über den Fehlschlag seiner Hoffnungen verschaffte ihren Vorstellungen den gewünschten Eingang bei diesem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit heftiger Kritik von ihnen gemustert, sein hochfahrender Troß und seine Widerseßlichkeit gegen des Kaisers Befehle diesem eifersüchtigen Fürsten in Erinnerung gebracht, die Klagen der österreichischen Untertanen über seine grenzenlosen Bedrückungen zu Hilfe gerufen, seine Treue verdächtig gemacht, und über seine geheimen Absichten ein schreckhafter Wink hingeworfen. Diese Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu sehr gerechtfertigt, unterließen nicht, in Ferdinands Gemüt tiefe Wurzeln zu schlagen: aber der Schritt war einmal geschehn, und die große Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entrißen werden. Sie unmerklich zu vermindern, war alles, was dem Kaiser übrig blieb, und um dies mit einigem Erfolg zu können, mußte man sie zu teilen, vor allen Dingen aber sich außer Abhängigkeit von seinem guten Willen zu setzen suchen. Aber selbst dieses Rechtes hatte man sich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden Versuch, ihm einen andern General an die Seite zu setzen oder einen unmittelbaren Einfluß auf seine Truppen zu haben, schützte ihn die eigenhändige Unterschrift des Kaisers. Da man diesen nachteiligen Vertrag weder halten noch vernichten konnte, so mußte man sich durch einen Kunstgriff heraus helfen. Wallenstein war kaiserlicher Generalissimus in Deutschland; aber weiter erstreckte sich sein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er sich keine Herrschaft anmaßen. Man läßt also in Mailand eine spanische Armee errichten und unter einem spanischen General in Deutschland setzen. Wallenstein ist also der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu sein, und im Nothfall hat man gegen ihn selbst eine Stütze.

Der Herzog fühlte es schnell und tief, woher dieser Streich kam, und wohin er zielte. Umsonst protestierte er bei dem Cardinal-Infanten gegen diese vertragwidrige Neuverung; die italienische Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General Altringer mit Verstärkung zuzusenden. Zwar wußte er diesem durch strenge Verhaltensbefehle die Hände so sehr zu binden, daß die italienische Armee in dem Elsaß und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieser eigenmächtige Schritt des

Hofes hatte ihn aus seiner Sicherheit aufgeschreckt und ihm über die näherkommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum zweitenmal sein Kommando und mit demselben die Frucht aller seiner Bemühungen zu verlieren, mußte er mit der Ausführung seines Anschlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Offiziere und durch seine Freigebigkeit gegen die andern hielt er sich der Treue seiner Truppen versichert. Alle andre Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert, also rechnete er auf die Erkenntlichkeit derselben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beispiel des Undanks gegen den Schöpfer seines Glücks aufzustellen, haute er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man an ihm beweisen sollte.

Die Anführer der schlesischen Armeen hatten von ihren Prinzipalen keine Vollmacht, so etwas Großes, als Wallenstein in Vorschlag brachte, für sich allein abzuschließen, und selbst den verlangten Waffenstillstand getrauten sie sich nicht länger als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe sich der Herzog gegen die Schweden und Sachsen herausließ, hatte er noch für ratsam gefunden, sich bei seiner kühnen Unternehmung des französischen Schutzes zu versichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen von Rinsk bei dem französischen Bevollmächtigten Feuquièrez zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewohl mit sehr mißtrauischer Vorsicht, angeknüpft, welche ganz seinem Wunsche gemäß ausfielen. Feuquièrez erhielt Befehl von seinem Hofe, allen Voranschub von seiten Frankreichs zu versprechen und dem Herzog, wenn er deren benötigt wäre, eine beträchtliche Geldhilfe anzubieten.

Über gerade diese überkluge Sorgfalt, sich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der französische Bevollmächtigte entdeckte mit großem Erstaunen, daß ein Anschlag, der mehr als jeder andre des Geheimnisses bedurfte, den Schweden und den Sachsen mitgeteilt worden sei. Das sächsische Ministerium war, wie man allgemein wußte, im Interesse des Kaisers, und die den Schweden angebotnen Bedingungen blieben allzu weit hinter den Erwartungen derselben zurück, um je ihren Beifall erhalten zu können. Feuquièrez fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in vollem Ernste auf die Unterstützung der erstern und auf die Verschwiegenheit der letztern hätte Rechnung machen sollen. Er entdeckte seine Zweifel und Besorgnisse dem schwedischen Kanzler, der in die Absichten Wallensteins ein gleich großes Mißtrauen setzte und noch weit weniger Geschmacl an seinen Vorschlägen fand. Wiewohl es ihm kein Geheimnis

war, daß der Herzog schon ehedem mit Gustav Adolf in ähnlichen Traktaten gestanden, so begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall bewegen und seine übermäßigen Versprechungen würde wahr machen können. Ein so ausschweifender Plan und ein so unbejonnenes Verfahren schien sich mit der verschloßnen und mißtrauischen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an seiner Redlichkeit als an seiner Klugheit zu zweifeln. Orenstiernas Bedenlichkeiten steckten endlich selbst Arnheimen an, der in vollem Vertrauen auf Wallensteins Aufrichtigkeit zu dem Kanzler nach Gelnhausen gereist war, ihn dahin zu vermögen, daß er dem Herzog seine besten Regimente zum Gebrauch überlassen möchte. Man fing an zu argwohnen, daß der ganze Antrag nur eine künstlich gelegte Schlinge sei, die Alliierten zu entwaffnen und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiser in die Hände zu spielen. Wallensteins bekannter Charakter widerlegte diesen schlimmen Verdacht nicht, und die Widersprüche, in die er sich nachher verwickelte, machten, daß man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in sein Bündnis zu ziehen suchte und ihnen sogar ihre besten Truppen abforderte, äußerte er sich gegen Arnheim, daß man damit anfangen müsse, die Schweden aus dem Reiche zu verjagen; und während daß sich die sächsischen Offiziere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenstillstandes, in großer Menge bei ihm einfanden, machte er einen verunglückten Versuch, sich ihrer Personen zu bemächtigen. Er brach zuerst den Stillstand, den er doch einige Monate darauf nicht ohne große Mühe erneuerte. Aller Glaube an seine Wahrhaftigkeit verschwand, und endlich glaubte man in seinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Kniffen zu sehen, um die Alliierten zu schwächen und sich selbst in Verfassung zu setzen. Dieses erreichte er zwar wirklich, indem seine Macht sich mit jedem Tage vermehrte, die Alliierten aber durch Desertion und schlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüßten. Aber er machte von seiner Überlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entscheidenden Vorfalle entgegenjah, erneuerte er plötzlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenstillstand die Alliierten in Sicherheit stürzte, so erhob er sich plötzlich, um die Feindseligkeiten zu erneuern. Alle diese Widersprüche flossen aus dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiser und die Schweden zugleich zu verderben und mit Sachsen einen besondern Frieden zu schließen.

Über den schlechten Fortgang seiner Unterhandlungen ungeduldig, beschloß er endlich, seine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reiche und die steigende Unzufriedenheit am kaiserlichen Hofe keinen längern Aufschub gestatteten. Schon vor dem letzten Stillstand war der General von Holf von Böhmen aus in das Meißnische eingefallen, hatte alles, was auf seinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüstet, den Kurfürsten in seine Festungen gejagt und selbst die Stadt Leipzig erobert. Aber der Stillstand in Schlesien setzte seinen Verwüstungen ein Ziel, und die Folgen seiner Ausschweifungen streckten ihn zu Adorf auf die Bahre. Nach aufgehobenem Stillstand machte Wallenstein aufs neue eine Bewegung, als ob er durch die Lausitz in Sachsen fallen wolle, und ließ aussprechen, daß Piccolomini schon dahin aufgebrochen sei. Sogleich verläßt Arnheim sein Lager in Schlesien, um ihm nachzufolgen und dem Kurfürstentum zu Hilfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblößt, die unter dem Kommando des Grafen von Thurn in sehr kleiner Anzahl bei Steinau an der Oder gelagert standen; und gerade dies war es, was der Herzog gewollt hatte. Er ließ den sächsischen General sechzehn Meilen voraus in das Meißnische eilen und wendete sich dann auf einmal rückwärts gegen die Oder, wo er die schwedische Armee in der tiefsten Sicherheit überraschte. Ihre Reiterei wurde durch den vorangeschickten General Schaffgotsch geschlagen, und das Fußvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bei Steinau völlig eingeschlossen. Wallenstein gab dem Grafen von Thurn eine halbe Stunde Bedenkzeit, sich mit dritthalbtausend Mann gegen mehr als zwanzigtausend zu wehren oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bei solchen Umständen konnte keine Wahl stattfinden. Die ganze Armee gibt sich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut ist der vollkommenste Sieg erfochten. Fahnen, Bagage und Geschütz fallen in des Siegers Hand, die Offiziere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergesteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechsellern der Anstifter des böhmischen Aufruhrs, der entfernte Urheber dieses ganzen verderblichen Krieges, der berühmte Graf von Thurn, in der Gewalt seiner Feinde. Mit blutdürstiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieses großen Verbrechers und genießt schon in voraus den schrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmstes Opfer zu schlachten. Aber den Jesuiten diese Lust zu verderben, war ein viel süßerer Triumph, und Thurn erhielt seine Freiheit. Ein Glück für ihn, daß er mehr wußte, als

man in Wien erfahren durfte, und daß Wallensteins Feinde auch die seinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen; diese getäuschte Hoffnung vergab man ihm nie. „Was aber hätte ich denn sonst mit diesem Rasenden machen sollen?“ schreibt er mit boshaftem Spotte an die Minister, die ihn über diese unzeitige Großmuth zur Rede stellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieser ist! An der Spitze der schwedischen Heere wird er uns weit bessere Dienste tun als im Gefängnis.“

Auf den Sieg bei Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Groß-Glogau und selbst von Frankfurt an der Oder. Schaffgotsch, der in Schlesien zurückblieb, um die Unterwerfung dieser Provinz zu vollenden, blockierte Brieg und bedrängte Breslau vergebens, weil diese freie Stadt über ihre Privilegien wachte und den Schweden ergeben blieb. Die Obersten Illo und Götz schickte Wallenstein nach der Warthe, um bis in Pommern und an die Küste der Ostsee zu dringen, und Landsberg, der Schlüssel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach Wallenstein selbst mit dem Rest der Armee in die Lausitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bauzen zur Übergabe zwang. Aber es war ihm nur darum zu thun, den Kurfürsten von Sachsen zu schrecken, nicht die erhaltenen Vortheile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand setzte er bei Brandenburg und Sachsen seine Friedensanträge fort, wiewohl mit keinem bessern Erfolg, da er durch eine Kette von Widersprüchen alles Vertrauen verscherzt hatte. Jetzt würde er seine ganze Macht gegen das unglückliche Sachsen gewendet und seinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgesetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umstände ihn genötigt hätte, diese Gegenden zu verlassen. Die Siege Herzog Bernhards am Donaustrom, welche Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn dringend nach Bayern, und die Vertreibung der Sachsen und Schweden aus Schlesien raubte ihm jeden Vorwand, sich den kaiserlichen Befehlen noch länger zu widersetzen und den Kurfürsten von Bayern hilflos zu lassen. Er zog sich also mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und sein Rückzug befreite Oberachsen auf immer von diesem furchtbaren Feinde.

So lange es nur möglich war, hatte er Bayerns Rettung verschoben und durch die geuchtesten Ausflüchte die Ordnonanzen des Kaisers verhöhnet. Auf wiederholtes Bitten schickte er endlich

5 war dem Grafen von Altringer, der den Lech und die Donau gegen Horn und Bernhard zu behaupten suchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hilfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, sich bloß verteidigungsweise zu verhalten. Den Kaiser
 10 und den Kurfürsten wies er, so oft sie ihn um Hilfe anflehten, an Altringer, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeschränkte Vollmacht von ihm erhalten habe, ingeheim aber hand er demselben durch die strengsten Instruktionen die Hände und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er seine Befehle überschreiten würde.
 15 Nachdem Herzog Bernhard vor Regensburg gerückt war, und der Kaiser sowohl als der Kurfürst ihre Aufforderungen um Hilfe dringender erneuerten, stellte er sich an, als ob er den General Gallas mit einem ansehnlichen Heer an die Donau schicken würde; aber auch dies unterblieb, und so gingen, wie vorher das
 20 Bistum Eichstädt, jetzt auch Regensburg, Straubingen, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich schlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernstlichen Befehlen des Hofes zu gehorhamen, rückte er so langsam, als er konnte, an die bairische Grenze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berannte.
 25 Er vernahm aber nicht so bald, daß man von schwedischer Seite daran arbeitete, ihm durch die Sachsen eine Diversion in Böhmen zu machen, so benutzte er dieses Gerücht, um aufs schleunigste, und ohne das Geringste verrichtet zu haben, nach Böhmen zurück-
 30 zuzukehren. Alles andre, gab er vor, müsse der Verteidigung und Erhaltung der kaiserlichen Erblande nachstehen; und so blieb er in Böhmen wie angefesselt stehen und hütete dieses Königreich, als ob es jetzt schon sein Eigentum wäre. Der Kaiser wiederholte in noch dringenderem Tone seine Mahnung, daß er sich gegen den
 35 Donaustrom ziehen solle, die gefährliche Niederlassung des Herzogs von Weimar an Osterreichs Grenzen zu hindern. — Er aber endigte den Feldzug für dieses Jahr und ließ seine Truppen aufs neue ihre Winterquartiere in dem erschöpften Königreich nehmen.

Ein so fortgeführter Troß, eine so beispiellose Veringschätzung aller kaiserlichen Befehle, eine so vorsätzliche Vernachlässigung des
 38 allgemeinen Besten, verbunden mit einem so äußerst zweideutigen Benehmen gegen den Feind, mußte endlich den nachteiligen Gerüchten, wovon längst schon ganz Deutschland erfüllt war, Glauben bei dem Kaiser verschaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, seinen strafbaren Unterhandlungen mit dem Feinde den
 40 Schein der Rechtmäßigkeit zu geben und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, daß der Zweck jener geheimen Zusammenkünfte kein anderer sei, als Deutschland den Frieden zu schenken. Aber wie undurchdringlich er sich auch glaubte,

so rechtfertigte doch der ganze Zusammenhang seines Betragens die Beschuldigungen, womit seine Gegner unaufhörlich das Ohr des Kaisers bestürmten. Um sich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derselben zu belehren, hatte Ferdinand schon zu verschiedenen Zeiten Kundschafter in das Wallensteinische Lager geschickt, die aber, da der Herzog sich hütete, etwas Schriftliches von sich zu geben, bloße Mutmaßungen zurückbrachten. Da aber endlich die Minister selbst, seine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter Wallenstein mit gleichen Lasten gedrückt hatte, sich zur Partei seiner Feinde schlugen; da der Kurfürst von Bayern die Drohung fallen ließ, sich bei längerer Weibehaltung dieses Generals mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der spanische Abgesandte auf seiner Abreise bestand und im Weigerungsfalle die Subsidiengelder seiner Krone zurückzuhalten drohte: so sah sich der Kaiser zum zweitenmal in die Nothwendigkeit gesetzt, ihn vom Kommando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unmittlbaren Verfügungen des Kaisers bei der Armee bekehrten den Herzog bald, daß der Vertrag mit ihm bereits als zerrissen betrachtet und seine Abdankung unvermeidlich sei. Einer seiner Unterfeldherrn in Osterreich, dem Wallenstein bei Strafe des Weils untersagt hatte, dem Hofe zu gehorsamen, empfing von dem Kaiser unmittlbaren Befehl, zu dem Kurfürsten von Bayern zu stoßen, und an Wallenstein selbst erging die gebieterische Weisung, dem Kardinal-Infanten, der mit einer Armee aus Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verstärkung entgegenzusenden. Alle diese Anstalten sagten ihm, daß der Plan unwiderruflich gemacht sei, ihn nach und nach zu entwaffnen, um ihn alsdann, schwach und wehrlos, auf einmal zugrunde zu richten.

Zu seiner Selbstverteidigung mußte er jetzt eilen, einen Plan auszuführen, der anfangs nur zu seiner Vergrößerung bestimmt war. Länger als die Klugheit riet, hatte er mit der Ausföhrung desselben gezögert, weil ihm noch immer die günstigen Konstellationen fehlten, oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld seiner Freunde abfertigte, „weil die Zeit noch nicht gekommen war.“ Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen; aber die dringende Not verstattete nicht mehr, die Gunst der Sterne zu erwarten. Das erste war, sich der Gesinnungen der vornehmsten Anführer zu versichern und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freigebig vorausgesetzt hatte. Drei derselben, die Obersten Rinsk, Terzk und Illo, waren schon längst in das Geheimniß gezogen, und die beiden ersten durch das Band der Verwandtschaft an sein Interesse geknüpft.

Eine gleiche Ehrsucht, ein gleicher Haß gegen die Regierung und die Hoffnung überschwänglicher Belohnungen verband sie aufs engste mit Wallenstein, der auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Dem Obersten Illo hatte er einstmal überredet, in Wien den Grafentitel zu suchen, und ihm dabei seine kräftigste Fürsprache zugesagt. Heimlich aber schrieb er an die Minister, ihm sein Gesuch abzuschlagen, weil sich sonst mehrere melden dürften, die gleiche Verdienste hätten und auf gleiche Belohnungen Anspruch machten.

Als Illo hernach zur Armee zurückkam, war sein erstes, ihn nach dem Erfolg seiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieser von dem schlechten Ausgange derselben Nachricht gab, so fing er an, die bittersten Klagen gegen den Hof auszustoßen. „Das also hätten wir mit unsern treuen Diensten verdient,“ rief er, „daß meine Verwendung so gering geachtet und Euern Verdiensten eine so unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem so undankbaren Herrn seine Dienste widmen? Nein, was mich angeht, ich bin von nun an der abgesagte Feind des Hauses Oesterreich.“ Illo stimmte bei, und so wurde zwischen beiden ein enges Bündniß gestiftet.

Aber was diese drei Vertrauten des Herzogs wußten, war lange Zeit ein undurchdringliches Geheimniß für die übrigen, und die Zuversicht, mit der Wallenstein von der Ergebenheit seiner Offiziere sprach, gründete sich einzig nur auf die Wohltaten, die er ihnen erzeigt hatte, und auf ihre Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber diese schwankende Vermutung mußte sich in Gewißheit verwandeln, ehe er seine Maske abwarf und sich einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiser erlaubte. Graf Piccolomini, derselbe, der sich in dem Treffen bei Lützen durch einen beispiellosen Mut ausgezeichnet hatte, war der erste, dessen Treue er auf die Probe stellte. Er hatte sich diesen General durch große Geschenke verpflichtet, und er gab ihm den Vorzug vor allen andern, weil Piccolomini unter einerlei Konstellation mit ihm geboren war. Diesem erklärte er, daß er, durch den Undank des Kaisers und seine nahe Gefahr gezwungen, unwiderruflich entschlossen sei, die österreichische Partei zu verlassen, sich mit dem besten Teile der Armee auf feindliche Seite zu schlagen und das Haus Oesterreich in allen Grenzen seiner Herrschaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt sei. Auf Piccolomini habe er bei dieser Unternehmung vorzüglich gerechnet und ihm schon in voraus die glänzendsten Belohnungen zugebacht. — Als dieser, um seine Bestürzung über diesen überraschenden Antrag zu verbergen, von den Hindernissen und

Gefahren sprach, die sich einem so gewagten Unternehmen entgegenzusetzen würden, spottete Wallenstein seiner Furcht. Bei solchen Wagestücken, rief er aus, sei nur der Anfang schwer; die Sterne seien ihm gewogen, die Gelegenheit, wie man sie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müsse man etwas vertrauen. Sein Entschluß stehe fest, und er würde, wenn es nicht anders geschehen könnte, an der Spitze von tausend Pferden sein Heil versuchen. Piccolomini hütete sich sehr, durch einen längern Widerspruch das Mißtrauen des Herzogs zu reizen, und ergab sich mit anscheinender Überzeugung dem Gewicht seiner Gründe. So weit ging die Verblendung des Herzogs, daß es ihm, aller Warnungen des Grafen Terzky ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieses Mannes zu zweifeln, der keinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entscheidenden Schritt zum Ziele zu thun, berief er im Jänner 1634 alle Kommandeurs der Armee nach Bilfen zusammen, wohin er sich gleich nach seinem Rückzug aus Bayern gewendet hatte. Die neuesten Forderungen des Kaisers, die Erblande mit Winterquartieren zu verschonen, Regensburg noch in der rauhen Jahreszeit wieder zu erobern und die Armee zu Verstärkung des Kardinal-Infanten um sechstausend Mann Reiterei zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen versammelten Kriegsrat in Erwägung gezogen zu werden, und dieser scheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zusammenberufung. Auch Schweden und Sachsen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu traktieren; mit den Befehlshabern entlegenerer Heere sollte schriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den berufenen Kommandeurs erschienen; aber gerade die wichtigsten, Gallas, Colloredo und Altringer, blieben aus. Der Herzog ließ seine Einladungen an sie dringend wiederholen, einstweilen aber, in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptsache schreiten.

Es war nichts Geringses, was er jetzt auf dem Wege war zu unternehmen: Einen stolzen, tapfern, auf seine Ehre wachsam haltenden Adel der schändlichsten Untreue fähig zu erklären und in den Augen derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majestät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Gesetze zu verehren, auf einmal als ein Niederträchtiger, als Verführer, als Rebell zu erscheinen. Nichts Geringses war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung besessene, durch Religion und Gesetze geheiligte Gewalt in ihren

Wurzeln zu erschüttern, alle jene Bezaunderungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmäßigen Throns, zu zerstören, alle jene unvertilgbaren Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Untertans für den geborenen Herrscher so laut und so mächtig sprechen, mit gewaltsamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte Wallenstein den Abgrund nicht, der zu seinen Füßen sich öffnete, und im vollen lebendigen Gefühl seiner Kraft versäumte er — das gewöhnliche Los starker und kühner Seelen — die Hindernisse gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallenstein sah nichts als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm als ihrem Befehlgeber und Richter zu beben, seine Befehle gleich den Aussprüchen des Schicksals mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleien, womit man seiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügellose Soldateska sich erlaubte und die wilde Lizenz des Lagers entschuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man selbst die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem so sehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukulldigen. Aber was er sich als etwas So Leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf: an dem Pflichtgefühl seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Berauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Scharen behauptete, schrieb er alles auf Rechnung seiner persönlichen Größe, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst und wie viel er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Thrones befestigt war. Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vorteils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte.

Der Feldmarschall vonillo übernahm es, die Gesinnungen der Kommandeurs zu erforschen und sie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neuesten Forderungen des Hofes an den General und die Armee vorzutragen, und durch die gehässige Wendung, die er denselben zu geben wußte, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Versammlung zu entflammen. Nach

diesem wohlgewählten Eingang verbreitete er sich mit vieler Be-
 reitschaft über die Verdienste der Armee und des Feldherrn und
 über den Undank, womit der Kaiser sie zu belohnen pflege. Spa-
 nischer Einfluß, behauptete er, leite alle Schritte des Hofes;
 das Ministerium stehe in spanischem Solde; nur der Herzog von
 Friedland habe bis jetzt dieser Tyrannei widerstanden und
 deswegen den tödlichsten Haß der Spanier auf sich geladen.
 „Ihn vom Kommando zu entfernen oder ganz und gar wegzu-
 räumen,“ fuhr er fort, „war schon längst das eifrigste Ziel ihrer
 Bestrebungen, und bis es ihnen mit einem von beiden gelingt,
 sucht man seine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem
 andern Grunde ist man bemüht, dem König von Ungarn das
 Kommando in die Hände zu spielen, bloß damit man diesen Prin-
 zen, als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen
 im Felde herumführen, die spanische Macht aber desto besser
 in Deutschland befestigen könne. Bloß um die Armee zu vermin-
 dern, begehrt man sechstausend Mann für den Kardinal-Infan-
 ten; bloß um sie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, bringt
 man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen
 Jahreszeit. Alle Mittel zum Unterhalt erschwert man der Armee,
 während daß sich die Jesuiten und Minister mit dem Schweiß der
 Provinzen bereichern und die für die Truppen bestimmten Gel-
 der verschwenden. Der General bekennt sein Unermögen, der
 Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche läßt. Für
 alle Dienste, die er innerhalb zweiundzwanzig Jahren dem Hause
 Oesterreich geleistet, für alle Mühseligkeiten, die er übernommen,
 für alle Reichthümer, die er in kaiserlichem Dienste von dem Sei-
 nigen zugesetzt, erwartet ihn eine zweite schimpfliche Entlassung.
 — Aber er erklärt, daß er es dazu nicht kommen lassen will. Von
 freien Stücken entkagt er dem Kommando, ehe man es ihm mit
 Gewalt aus den Händen windet. Dies ist es,“ fuhr der Redner
 fort, „was er den Obersten durch mich entbietet. Jeder frage sich
 nun selbst, ob es ratsam ist, einen solchen General zu verlieren.
 Jeder sehe nun zu, wer ihm die Summen ersetze, die er im Dienste
 des Kaisers aufgewendet, und wo er den verdienten Lohn seiner
 Tapferkeit ernte — wenn der dahin ist, unter dessen Augen er sie
 bewiesen hat.“

Ein allgemeines Geschrei, daß man den General nicht ziehen
 lassen dürfe, unterbrach den Redner. Vier der Vornehmsten
 werden abgeordnet, ihm den Wunsch der Versammlung vorzu-
 tragen und ihn flehentlich zu bitten, daß er die Armee nicht ver-
 lassen möchte. Der Herzog weigerte sich zum Schein und ergab
 sich erst nach einer zweiten Gesandtschaft. Diese Nachgiebigkeit

von seiner Seite schien einer Gegengefälligkeit von der andern wert. Da er sich anheischig machte, ohne Wissen und Willen der Kommandeurs nicht aus dem Dienste zu treten, so forderte er von ihnen ein schriftliches Gegenversprechen, treu und fest an ihm zu halten, sich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu lassen und für ihn den letzten Blutstropfen aufzusehen. Wer sich von dem Bunde absondern würde, sollte für einen treuber-
5 gessenen Verräter gelten und von den übrigen als ein gemeinschaftlicher Feind behandelt werden. Die ausdrücklich angehängte
10 Bedingung: „Solange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde,“ entfernte jede Mißdeutung und keiner der versammelten Kommandeurs trug Bedenken, einem so unschuldig scheinenden und so billigen Begehren seinen vollen Beifall zu schenken.

Die Vorlesung dieser Schrift geschah unmittelbar vor einem Gastmahl, welches der Feldmarschallillo ausdrücklich in dieser Absicht veranstaltet hatte; nach aufgehobener Tafel sollte die Unterzeichnung vor sich gehen. Der Wirt tat das Seinige, die Befinnungskraft seiner Gäste durch starke Getränke abzustumpfen,
20 und nicht eher, als bis er sie von Weindünsten taumeln sah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die mehresten malten leichtsinnig ihren Namen hin, ohne zu wissen, was sie unterschrieben; nur einige wenige, welche neugieriger oder mißtrauischer waren, durchliesen das Blatt noch einmal und entdeckten mit Erstaunen, daß die Klausel: „Solange Wallenstein die Armee
25 zum Besten des Kaisers gebrauchen würde,“ hinweggelassen sei. Illo nämlich hatte mit einem geschickten Taschenspielerkniff das erste Exemplar mit einem andern ausgetauscht, in dem jene Klausel fehlte. Der Betrug wurde laut, und viele weigerten sich nun,
30 ihre Unterschrift zu geben. Piccolomini, der den ganzen Betrug durchschaute und bloß in der Absicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an diesem Auftritte teilnahm, vergaß sich in der Trunkenheit so, daß er die Gesundheit des Kaisers aufbrachte. Aber jetzt stand Graf Terzky auf und erklärte alle für meineidige
35 Schelmen, die zurücktreten würden. Seine Drohungen, die Vorstellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bei längerer Weigerung ausgesetzt war, das Beispiel der Menge und Illos Beredsamkeit überwandten endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenstein hatte nun zwar seinen Zweck erreicht; aber die ganz unerwartete Widersetzung der Kommandeurs riß ihn auf einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geschwebt hatte. Zudem waren die mehresten Namen so unleserlich

gefrizelt, daß man eine unredliche Absicht dahinter vermuten mußte. Anstatt aber durch diesen warnenden Wink des Schicksals zum Nachdenken gebracht zu werden, ließ er seine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünschungen überströmen. Er berief die Kommandeurs am folgenden Morgen zu sich und übernahm es in eigener Person, den ganzen Inhalt des Vortrags zu wiederholen, welchen Illo den Tag vorher an sie gehalten hatte. Nachdem er seinen Unwillen gegen den Hof in die bittersten Vorwürfe und Schmähungen ausgegossen, erinnerte er sie an ihre gestrige Widersecklichkeit und erklärte, daß er durch diese Entdeckung bewogen worden sei, sein Versprechen zurückzunehmen. Stumm und betreten entfernten sich die Obersten, erschienen aber nach einer kurzen Beratschlagung im Wohnzimmer aufz neue, den Vorfall von gestern zu entschuldigen und sich zu einer neuen Unterschrift anzubieten.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Versicherung zu erhalten oder sich im Weigerungsfall ihrer Personen zu bemächtigen. Wallenstein erneuerte daher seine Einladung und trieb sie dringend an, ihre Ankunft zu beschleunigen. Aber noch ehe sie eintrafen, hatte der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilsen unterrichtet und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. Altringer blieb unter dem Vorwand einer Krankheit in dem festen Schloß Frauenberg liegen. Gallas fand sich zwar ein, aber bloß um als Augenzeuge den Kaiser von der drohenden Gefahr desto besser unterrichten zu können. Die Aufschlüsse, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Besorgnisse des Hofes auf einmal in die schrecklichste Gewißheit. Ähnliche Entdeckungen, welche man zugleich an andern Orten machte, ließen keinem Zweifel mehr Raum, und die schnelle Veränderung der Kommandantenstellen in Schlesien und Oesterreich schien auf eine höchst bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend, und die Hilfe mußte schnell sein. Dennoch wollte man nicht mit Vollziehung des Urtheils beginnen, sondern streng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erließ also an die vornehmsten Befehlshaber, deren Treue man sich versichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebst seinen beiden Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch sein möchte, zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Sollte dies aber auf so ruhigem Wege nicht zu bewirken sein, so sordre die öffentliche Gefahr, sie tot oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Obersten und Offizieren die kaiserliche Verfügung bekannt gemacht,

die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräter entlassen und, bis ein neuer Generalissimus aufgestellt sein würde, an den Generalleutnant von Gallas verwiesen wurde. Um den Verrückten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu stürzen, bewilligte man eine gänzliche Amnestie über alles, was zu Pilsen gegen die Majestät des Kaisers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zumute bei der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand sich zu Pilsen, unter den Augen desjenigen, dessen Schicksal er bei sich trug, in der Gewalt seines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber Wallenstein das Geheimnis seines Auftrags, so konnte ihn nichts vor den Wirkungen seiner Rache und Verzweiflung schützen. War es schon bedenklich, einen solchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, so war es noch weit mißlicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Gefinnungen der Kommandeurs waren ungewiß, und es ließ sich wenigstens zweifeln, ob sie sich bereitwillig würden finden lassen, nach dem einmal getanen Schritt den kaiserlichen Versicherungen zu trauen und allen glänzenden Hoffnungen, die sie auf Wallenstein gebaut hatten, auf einmal zu entsagen. Und dann, welch ein gefährliches Wagstück, Hand an die Person eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchsten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorsam zum Gegenstand der tiefsten Ehrfurcht geworden und mit allem, was äußere Majestät und inure Größe verleihen kann, bewaffnet war — dessen Anblick schon ein knechtisches Bittern einjagte, der mit einem Wink über Leben und Tod entschied! Einen solchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben schien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen und den Gegenstand einer so langgewohnten tiefen Verehrung auf einmal in einen Gegenstand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Mutigsten zagen machte. So tief hatten sich Furcht und Achtung vor ihm in die Brust seiner Soldaten gegraben, daß selbst das ungeheure Verbrechen des Hochverrats diese Empfindungen nicht ganz enturzeln konnte.

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs seinen Auftrag zu vollziehen, und sein sehulichster Wunsch war, sich, eh' er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit Altringern zu besprechen. Da das lange Außenbleiben des letztern schon anfing, Verdacht bei dem Herzog zu erregen, so erbot sich Gallas, sich in eigener Person nach Frauenberg zu

verfügen und Astringern, als seinen Verwandten, zur Herreise zu bewegen. Wallenstein nahm diesen Beweis seines Eifers mit so großem Wohlgefallen auf, daß er ihm seine eigene Equipage zur Reise hergab. Froh über die gelungene List, verließ Gallas ungesäumt Pilsen, und überließ es dem Grafen Piccolomini, Wallensteins Schritte zu bewachen; er selbst aber zögerte nicht, von dem kaiserlichen Patente, wo es nur irgend anging, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel günstiger aus, als er je hatte erwarten können. Anstatt seinen Freund nach Pilsen mit zurückzubringen, schickte er ihn vielmehr nach Wien, um den Kaiser gegen einen gedrohten Angriff zu schützen, und er selbst ging nach Oberösterreich, wo man von der Nähe des Herzog Bernhards von Weimar die größte Gefahr besorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweis und Tabor aufs neue für den Kaiser besetzt und alle Anstalten getroffen, den Unternehmungen des Verräters schnell und mit Nachdruck zu begegnen.

Da auch Gallas an keine Rückkehr zu denken schien, so wagte es Piccolomini, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu stellen. Er bat sich von ihm die Erlaubnis aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenstein ließ sich zum zweitenmal überlisten. Diese unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter seines Stolzes erklärbar, der sein Urtheil über eine Person nie zurücknahm, und die Möglichkeit, zu irren, auch sich selbst nicht gestehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in seinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieser sogleich dem Beispiele des Gallas folgte und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenstein versprochen, zurückzukehren; dieses that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilsen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General von Suys nach Prag, um diese Hauptstadt in kaiserliche Pflichten zu nehmen und gegen einen Angriff der Rebellen zu verteidigen. Zugleich kündigt sich Gallas allen zerstreuten Armeen Oesterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle annehmen habe. In allen kaiserlichen Lagern werden Plakate ausgestreut, die den Herzog nebst vier seiner Vertrauten für vogelfrei erklären und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräter entbinden.

Das zu Linz gegebene Beispiel findet allgemeine Nachahmung; man versucht das Andenken des Verräters, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich, nachdem auch Piccolomini sich nicht wieder sehen läßt, fällt die Decke von Wallensteins Augen,

und schrecklich erwacht er aus seinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolominis Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man ins künftige
 5 seiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm selbst oder von Terzky und Illo herrühre. Er rüstet sich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er willens ist, endlich seine Maske abzuwerfen und sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären. Vor Prag sollten alle Truppen sich versammeln und von da aus
 10 mit Blitzeschwindigkeit über Oesterreich herstürzen. Herzog Bernhard, der in die Verschwörung gezogen worden, sollte die Operationen des Herzogs mit schwedischen Truppen unterstützen und eine Diverſion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog,
 15 mit dem Rest der treu gebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der gespanntesten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegenzieht, erfährt er den Verlust dieser Stadt, erfährt er den Abfall seiner Generale, die Desertion seiner Truppen, die Enthüllung seines ganzen Komplotts, den eilfertigen Anmarsch
 20 des Piccolomini, der ihm den Untergang geschworen. Schnell und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen, täuschen ihn alle seine Hoffnungen. Einsam steht er da, verlassen von allen, denen er Gutes tat, verraten von allen, auf die er baute. Aber solche Lagen sind es, die den großen Charakter er-
 25 proben. In allen seinen Erwartungen hintergangen, entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe; nichts gibt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des so oft verlangten Beistands der Schweden und der Sachsen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen verschwand. Und jetzt, nachdem Orenstierna und
 30 Arnheim seinen ernstlichen Vorsatz und seine Not erkannten, bedachten sie sich auch nicht länger, die günstige Gelegenheit zu benutzen und ihm ihren Schutz zuzusagen. Von sächsischer Seite sollte ihm Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg viertausend, von schwedischer Herzog Bernhard und Pfalz-
 35 graf Christian von Birkenfeld sechstausend Mann geprüfter Truppen zuführen. Wallenstein verließ Pilsen mit dem Terzky'schen Regiment und den wenigen, die ihm treu geblieben waren, oder sich doch stellten, es zu sein, und eilte nach
 40 Eger an die Grenze des Königreichs, um der Oberpfalz näher zu sein und die Vereinigung mit Herzog Bernhard zu erleichtern. Noch war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräter erklärte; erst zu Eger

sollte ihn dieser Donnerstrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General Schaffgotsch in Schlesien für ihn bereit hielt, und schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung, daß viele, selbst von denen, die längst von ihm abgefallen waren, beim ersten Schimmer seines wieder auflebenden Glückes zu ihm 5 umkehren würden. Selbst auf der Flucht nach Eger — so wenig hatte die niederschlagende Erfahrung seinen verwegenen Mut gebändigt — beschäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiser zu entthronen. Unter diesen Umständen geschah es, daß einer aus seinem Gefolge sich die Erlaubnis ausbat, ihm einen 10 Rat zu erteilen. „Beim Kaiser,“ fing er an, „sind Eure fürstliche Gnaden ein gewisser, ein großer und hoch ästimierter Herr; beim Feinde sind Sie noch ein ungewisser König. Es ist aber nicht weise gehandelt, das Gewisse zu wagen für das Unge- wisse. Der Feind wird sich Eurer Gnaden Person bedienen, 15 weil die Gelegenheit günstig ist; Ihre Person aber wird ihm immer verdächtig sein, und stets wird er fürchten, daß Sie auch ihn einmal tun möchten wie jetzt dem Kaiser. Deswegen kehren Sie um, dieweil es noch Zeit ist.“ — „Und wie ist da noch zu helfen?“ fiel der Herzog ihm ins Wort. „Sie 20 haben,“ erwiderte jener, „vierzigtausend Armirte (Dukaten mit geharnischten Männern) in der Truhe. Die nehmen Sie in die Hand und reisen geraden Wegs damit an den kaiserlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Schritte bloß getan, die Treue der kaiserlichen Diener auf die Probe zu 25 stellen und die Redlichgesinnten von den Verdächtigen zu unterscheiden. Und da nun die meisten sich zum Abfall geneigt bewiesen, so seien Sie jetzt gekommen, Seine kaiserliche Majestät vor diesen gefährlichen Menschen zu warnen. So werden Sie jeden zum Verräter machen, der Sie jetzt zum Schelm machen 30 will. Am kaiserlichen Hof wird man Sie mit den vierzigtausend Armirten gewißlich willkommen heißen, und Sie werden wieder der erste Friedländer werden.“ — „Der Vorschlag ist gut,“ antwortete Wallenstein nach einigem Nachdenken, „aber der Teufel traue!“ 35

Indem der Herzog von Eger aus die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter seinen Augen der Dold geschliffen, der seinem Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilspruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen sollte. Unter seinen Offizieren hatte Wallenstein einen Irländer, 40

namens Leßley, mit vorzüglicher Gunst beehrt und das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich bestimmt und berufen fühlte, das Todesurteil an ihm zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht so bald war dieser Leßley im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Kommandanten dieser Stadt, Obersten Buttler, und dem Oberstleutnant Gordon, zweien protestantischen Schottländern, alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. Leßley fand hier zwei Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherei und Pflicht, zwischen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen; wiewohl der letztere der gemeinschaftliche Wohltäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feierlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fordert die schnellsten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beschließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man scheidet voneinander mit dem gewagten Entschluß, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Tiefes Geheimnis umhüllt dieses schwarze Komplott, und Wallenstein, ohne Ahnung des ihm so naheschwebenden Verderbens, schmeichelt sich vielmehr, in der Besatzung von Eger seine tapfersten und treuesten Verfechter zu finden.

Um eben diese Zeit werden ihm die kaiserlichen Patente überbracht, die sein Urteil enthalten und in allen Lägern gegen ihn bekannt gemacht sind. Er erkennt jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, seine fürchterliche verlassene Lage, die Notwendigkeit, sich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen Leßley ergießt sich der ganze Unmut seiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affekts entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimnis. Er entdeckt diesem Offizier seinen Entschluß, Eger und Elbogen, als die Pässe des Königreichs, dem Bialzgrafen von Birkenfeld einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Eger, wovon er noch in eben dieser Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Diese Entdeckung, welche Leßley seinen Mitverschwornen aufs schleunigste mittheilt, ändert ihren ersten Entschluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen, und eine

schnelle Revolution ihren Gefangenen in Freiheit setzen. Diesem Unglück zuvorzukommen, beschließen sie, ihn samt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dies mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die Tat bei einem Gastmahle vollzogen werden, welches der Oberste Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die andern alle erschienen; nur Wallenstein, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaft zu taugen, ließ sich entschuldigen. Man mußte also in Ansehung seiner den Plan abändern; gegen die andern aber beschloß man, der Abrede gemäß zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drei Obersten Illo, Terzky und Wilhelm Kinsky und mit ihnen Rittmeister Neumann, ein Offizier voll Fähigkeit, dessen sich Terzky bei jedem verwickelten Geschäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Komplott gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs Buttlerische Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräter niederstoßen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und Wallensteins, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souveränen Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und Illo entdeckte mit vielem Übermut, daß in drei Tagen eine Armee dastehen werde, dergleichen Wallenstein niemals angeführt habe. — „Ja,“ fiel Neumann ein, „und dann hoffe er, seine Hände in der Oesterreicher Blut zu waschen.“ Unter diesen Reden wird das Dessert aufgetragen, und nun gibt Terzky das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu sperren, und nimmt selbst alle Torschlüssel zu sich. Auf einmal füllt sich der Speisesaal mit Bewaffneten an, die sich mit dem unerwarteten Gruße: „Vivat Ferdinandus!“ hinter die Stühle der bezeichneten Gäste pflanzen. Bestürzt und mit einer übeln Ahnung springen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden sogleich erstochen, ehe sie sich zur Wehr setzen können; Neumann allein findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entweichen, wo er aber von den Wachen erkannt und sogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geistes genug, sich zu verteidigen. Er stellte sich an ein Fenster, von wo er dem Gordon seine Verrätereie unter den bittersten Schmähungen vorwarf und ihn

aufforderte, sich ehrlich und ritterlich mit ihm zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nachdem er zwei seiner Feinde tot dahingestreckt, sank er, überwältigt von der Zahl und von zehen Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter Tat eilte Lesley nach der Stadt, um einem Auslauf zuvorzukommen. Als die Schildwachen am Schloßthor ihn außer Athem daherrennen sahen, feuerten sie in dem Wahne, daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber diese Schüsse brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Lesleys schnelle Gegenwart war nötig, sie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umständlich den ganzen Zusammenhang der Friedländischen Verschwörung und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schicksal der vier Rebellen, sowie dasjenige, welches den Anführer selbst erwartete. Als er sie bereitwillig fand, seinem Vorhaben beizutreten, nahm er ihnen aufs neue einen Eid ab, dem Kaiser getreu zu sein, und für die gute Sache zu leben und zu sterben. Nun wurden hundert Buttlerische Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelassen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Herzogs im Zaum zu halten und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich besetzte man alle Tore der Stadt Eger und jeden Zugang zum Friedländischen Schlosse, das an den Markt stieß, mit einer zahlreichen und zuverlässigen Mannschaft, daß der Herzog weder entkommen noch Hilfe von außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschwornen auf der Burg noch eine lange Berathschlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden oder sich nicht lieber begnügen sollte, ihn gefangen zu nehmen. Bespritzt mit Blut und gleichsam auf den Leichen seiner erschlagenen Genossen, schauderten diese wilden Seelen zurück vor der Greuelthat, ein so merkwürdiges Leben zu enden. Sie sahen ihn, den Führer in der Schlacht, in seinen glücklichen Tagen, umgeben von seiner siegenden Armee, im vollen Glanz seiner Herrschergröße, und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erstickt die Vorstellung der dringenden Gefahr diese flüchtige Regung. Man erinnert sich der Drohungen, welche Neumann und Alo bei der Tafel ausgestoßen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee, und keine Rettung als in dem schleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt also bei dem ersten Entschluß, und der schon bereitgehaltene Mörder, Hauptmann Devoroug, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene drei auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich Wallenstein in einer Unterredung mit Seni, es in den Sternen zu lesen. „Die Gefahr ist noch nicht vorüber,“ sagte der Astrolog mit prophetischem Geiste. „Sie ist es,“ sagte der Herzog, der an dem Himmel selbst seinen Willen wollte durchgefeszt haben. „Aber daß du mit nächstem wirst in den Kerker geworfen werden,“ fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort, „das, Freund Seni, steht in den Sternen geschrieben.“ Der Astrolog hatte sich beurlaubt, und Wallenstein war zu Bette, als Hauptmann Deverour mit sechs Hellebardierern vor seiner Wohnung erschien und von der Wache, der es nichts Außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus- und eingehen zu sehen, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstoßen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt und den Schlüssel zu demselben soeben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet sie der erschrockne Sklav, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sei. „Freund,“ ruft Deverour ihn an, „jetzt ist es Zeit, zu lärmern!“ Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Thüre, die auch von innen verriegelt ist, und sprengt sie mit einem Fußtritte.

Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Klinte erregte, aus dem ersten Schlaf aufgepocht worden und ans Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Rinzky, die soeben von dem gewaltsamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand Deverour mit seinen Mordgehilfen im Zimmer. Er war noch im bloßen Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. „Bist du der Schelm,“ schreit Deverour ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen und Seiner Majestät die Krone vom Haupte herunterreißen will? Jetzt mußt du sterben.“ Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Überraschung und Troß verschließen Wallensteins Mund. Die Arme weit auseinanderbreitend, empfängt er vorn in der Brust den tödlichen Stoß der Partisane und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustößen.

Den Tag darauf langt ein Expreßer von dem Herzog hon

Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieses Prinzen berichtet. Man versichert sich seiner Person, und ein anderer Sakai wird in Friedländischer Livree an den Herzog abgeschickt, ihn nach Eger zu locken. Die List gelingt, und Franz Albert überliefert sich
5 selbst den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog Bernhard von Weimar, der schon auf der Reise nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von Wallensteins Untergang noch früh genug Nachricht, um sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr
10 zu entziehen. Ferdinand weinte dem Schicksale seines Generals eine Träne und ließ für die Ermordeten zu Wien dreitausend Seelmessen lesen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

15 So endigte Wallenstein in einem Alter von fünfzig Jahren sein tatenreiches und außerordentliches Leben durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrfucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswert, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrschers und
20 Helden, Klugheit und Gerechtigkeit, Festigkeit und Mut, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanftern Tugenden des Menschen, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte: ausschweifend im Strafen wie im
25 Belohnen, wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu sein wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feld=
30 herr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in Kleinigkeiten, mit Verschwendung, weil er den Gehorsam höher als den Gegenstand schätzte. Einmal ließ er bei Lebensstrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andre als rote Feldbinden getragen werden sollten. Ein Ritt=
35 meister hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenstein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obersten. Stets war sein Blick auf das Ganze gerichtet,
40 und bei allem Scheine der Willkür verlor er doch nie den Grundsatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereien der Soldaten in Freundes Land hatte geschärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war jedem

gedroht, den man auf einem Diebstahl betreten würde. Da geschah es, daß Wallenstein selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununtersucht als einen Übertreter des Gesetzes ergreifen ließ und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung stattfand: „Laßt die Bestie hängen!“ zum Galgen verdammt. Der Soldat beteuert und beweist seine Unschuld — aber die unwiderstehliche Sentenz ist heraus. „So hänge man dich unschuldig,“ sagte der Unmenschliche, „desto gewisser wird der Schuldige zittern.“ Schon macht man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifeltsten Entschluß faßt, nicht ohne Rache zu sterben. Wütend fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Vorsatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entworfen. „Jetzt laßt ihn laufen,“ sagte der Herzog, „es wird Schrecken genug erregen.“ — Seine Freigebigkeit wurde durch unermessliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drei Millionen geschätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandschatzungen zu erpressen wußte. Sein freier Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah.

Aber wie schon seit Samuels, des Propheten, Tagen keiner, der sich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch Wallenstein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintrigen verlor er zu Regensburg den Kommandostab und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr war als beides, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man zur Steuer der Gerechtigkeit gestehen, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben, daß die Berräterei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Tatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen, allgemein beglaubigten Taten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen sein. Viele seiner getadeltesten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu

behaupten. Zwar zeugt sein Betragen gegen den Kurfürsten von Bayern von einer unedlen Rachsucht und einem unbersöhnlichen Geiste; aber keine seiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verrätherei für überwiesen zu halten. Wenn endlich Not und Verzweiflung ihn antreiben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urtheil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen. So fiel Wallenstein, nicht weil er Rebelle war, sondern er rebel- lierte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Toten, daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.

Sünftes Buch.

Wallensteins Tod machte einen neuen Generalissimus notwendig, und der Kaiser gab nun endlich dem Bureben der Spanier nach, seinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieser Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Gallas das Kommando, der die Funktionen des Feldherrn ausübt, während daß der Prinz diesen Posten eigentlich nur mit seinem Namen und Ansehen schmückt. Bald sammelt sich eine beträchtliche Macht unter Ferdinands Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Person Hilfsvölker zu, und aus Italien erscheint der Cardinal-Infant mit zehntausend Mann, seine Armee zu verstärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von seinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umsonst bringt Herzog Bernhard von Weimar in das Innerste von Bayern, um den Feind von dieser Stadt wegzulocken; Ferdinand betreibt die Belagerung mit standhaftem Ernst, und die Reichsstadt öffnet ihm nach der hartnäckigsten Gegenwehr die Tore. Donauwörth betrifft bald darauf ein ähnliches Schicksal, und nun wird Nördlingen in Schwaben belagert. Der Verlust so vieler Reichsstädte mußte der schwedischen Partei um so empfindlicher fallen, da die Freundschaft dieser Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt so entscheidend war, also Gleichgültigkeit gegen das Schicksal derselben um so weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöschlichen Schande, ihre Bundsgenossen in der Not zu verlassen und der Rachsucht eines unverföhnlichen Siegers preiszugeben. Durch diese Gründe bewogen, setzt sich die schwedische Armee, unter der Anführung Horns und Bernhards von Weimar, nach Nördlingen in Bewegung, entschlossen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, diese Stadt zu entsetzen. Das Unternehmen war mißlich, da die Macht des Feindes der schwedischen merklich überlegen war, und die Klugheit riet

um so mehr an, unter diesen Umständen nicht zu schlagen, da die feindliche Macht sich in kurzer Zeit trennen mußte und die Bestimmung der italienischen Truppen sie nach den Niederlanden rief. Man konnte indessen eine solche Stellung erwählen, daß

5 Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle diese Gründe machte Gustav Horn in dem schwedischen Kriegsrathe geltend; aber seine Vorstellungen fanden keinen Eingang bei Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathschlägen der Klugheit nur die

10 Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem höhern Ansehen Herzog Bernhards überstimmt, mußte sich Gustav Horn wider Willen zu einer Schlacht entschließen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine schwarze Ahnung vorher schon verkündigte.

15 Das ganze Schicksal des Treffens schien von Besetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiserliche Lager beherrschte. Der Versuch, dieselbe noch in der Nacht zu ersteigen, war mißlungen, weil der mühsame Transport des Geschüzes durch Hohlwege und Gehölze den Marsch der Truppen verzögerte. Als man

20 gegen die Mitternachtsstunde davor erschien, hatte der Feind die Anhöhe schon besetzt und durch starke Schanzen verteidigt. Man erwartete also den Anbruch des Tags, um sie im Sturme zu ersteigen. Die ungestüme Tapferkeit der Schweden machte sich durch alle Hindernisse Bahn, die mondförmigen Schanzen werden von jeder der dazu kommandierten Brigaden glücklich er-

25 stiegen; aber da beide zu gleicher Zeit von entgegengesetzten Seiten in die Verschanzungen dringen, so treffen sie gegeneinander und verwirren sich. In diesem unglücklichen Augenblick geschieht es, daß ein Pulverfaß in die Luft fliegt und unter den schwedischen

30 Völkern die größte Unordnung anrichtet. Die kaiserliche Reiterei bricht in die zerrissenen Glieder, und die Flucht wird allgemein. Kein Breden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entschließt sich also, um diesen wichtigen Posten zu be-

35 haupten, frische Völker dagegen anzuführen; aber indessen haben einige spanische Regimenter ihn besetzt, und jeder Versuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmütige Tapferkeit dieser Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeigeschicktes Regiment setzt siebenmal an, und siebenmal wird es zurückgetrieben. Bald

40 empfindet man den Nachtheil, sich dieses Postens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geschüzes von der Anhöhe richtet auf dem angrenzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Gustav Horn, der ihn anführt, sich

zum Rückzug entschließen muß. Anstatt diesen Rückzug seines Gehilfen decken und den nachsetzenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog Bernhard selbst von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo seine flüchtige Reiterei die Hornischen Völker mit in Verwirrung bringt und Niederlage und Flucht allgemein macht. Beinahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftausend Mann bleiben tot auf dem Walplaze; achtzig Kanonen, gegen viertausend Wagen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiserliche Hände. Gustav Horn selbst gerät nebst drei andern Generalen in die Gefangenschaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige schwache Trümmer der Armee, die sich erst zu Frankfurt wieder unter seine Fahnen versammeln.

Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichskanzler die zweite schlaflose Nacht in Deutschland. Unübersehbar groß war der Verlust, den sie nach sich zog. Die Überlegenheit im Felde war nun auf einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundsgenossen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen protestantischen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Partei, und die katholische erhob sich mit übermütigem Triumph aus ihrem tiefen Verfall. Schwaben und die nächsten Kreise empfanden die ersten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Württemberg besonders wurde von der siegenden Armee überschwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronnischen Bundes zitterten vor der Rache des Kaisers; was fliehen konnte, rettete sich nach Straßburg, und die hilflosen Reichsstädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schicksal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Besiegten würde alle diese schwächern Stände unter die Herrschaft des Kaisers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen diejenigen bewies, welche sich freiwillig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung und ermunterte sie zu dem tätigsten Widerstande.

Alles suchte in dieser Verlegenheit Rat und Hilfe bei Orenstierna; Orenstierna suchte sie bei den deutschen Ständen. Es fehlte an Armeen; es fehlte an Geld, neue aufzurichten und den alten die ungestüm geforderten Rückstände zu bezahlen. Orenstierna wendet sich an den Kurfürsten von Sachsen, der die schwedische Sache verläßt, um mit dem Kaiser zu Birna über den Frieden zu traktieren. Er spricht die niedersächsischen Stände um Beistand an; diese, schon längst der schwedischen Geldforderungen und Ansprüche müde, sorgen jetzt bloß für sich selbst, und Herzog Georg von Lüneburg, anstatt

dem obern Deutschland zu Hilfe zu eilen, belagert Minden, um es für sich selbst zu behalten. Von seinen deutschen Alliierten hilflos gelassen, bemüht sich der Kanzler um den Beistand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angesprochen, und von der äußersten Not getrieben, entschließt er sich endlich zu dem lange vermiedenen sauern Schritt, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erschienen, welchem Richelieu längst mit ungeduldiger Sehnsucht entgegenblickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, sich auf einem andern Wege zu retten, konnte die protestantischen Stände Deutschlands vermögen, die Ansprüche Frankreichs auf das Elsaß zu unterstützen. Dieser äußerste Notfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es ließ sich den lebhaften Anteil, den es von jetzt an an dem deutschen Kriege nahm, mit einem teuern Preise bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat es jetzt den politischen Schauplatz. Schon hatte Oxenstierna, dem es wenig kostete, Deutschlands Rechte und Besitzungen zu verschenken, die Reichsfestung Philippsburg und die noch übrigen verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt schickten die oberdeutschen Protestanten auch in ihrem Namen eine eigne Gesandtschaft ab, das Elsaß, die Festung Breisach (die erst erobert werden sollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüssel zu Deutschland waren, unter französischen Schutz zu geben. Was der französische Schutz bedeute, hatte man an den Bistümern Metz, Tull und Verdun gesehen, welche Frankreich schon seit Jahrhunderten selbst gegen ihre rechtmäßigen Eigentümer beschützte. Das Trierische Gebiet hatte schon französische Besatzungen; Lothringen war so gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überschwemmt werden und seinem furchtbaren Nachbar durch eigne Kraft nicht widerstehen konnte. Jetzt war die wahrscheinlichste Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elsaß zu seinen weitläufigen Besitzungen zu schlagen und, da man sich bald darauf mit den Holländern in die spanischen Niederlande theilte, den Rhein zu seiner natürlichen Grenze gegen Deutschland zu machen. So schimpflich wurden Deutschlands Rechte von deutschen Ständen an diese treulose, habgüchtige Macht verkauft, die, unter der Larve einer uneigennütigen Freundschaft, nur nach Vergrößerung strebte und, indem sie mit frecher Stirne die ehrenvolle Benennung einer Beschützerin annahm, bloß darauf bedacht war, ihr Metz auszuspannen und in der allgemeinen Verwirrung sich selbst zu versorgen.

Für diese wichtigen Sessionen machte Frankreich sich

anheischig, den schwedischen Waffen durch Betriegung der Spanier eine Diversion zu machen und, wenn es mit dem Kaiser selbst zu einem öffentlichen Bruch kommen sollte, diesseits des Rheins eine Armee von zwölftausend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutschen gegen Österreich agieren würde. Zu dem Kriege mit den Spaniern wurde von diesen selbst die erwünschte Veranlassung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die französische Besatzung, die in derselben befindlich war, nieder, bemächtigten sich, gegen alle Rechte der Völker, der Person des Kurfürsten, der sich unter französischen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Kardinal-Infant, als Statthalter der spanischen Niederlande, dem König von Frankreich die geforderte Genugthuung abschlug und sich weigerte, den gefangenen Fürsten in Freiheit zu setzen, kündigte Richelieu, nach altem Brauche durch einen Wappenherold, zu Brüssel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drei verschiedenen Armeen, in Mailand, in dem Beltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernst schien es dem französischen Minister mit dem Kriege gegen den Kaiser zu sein, wobei weniger Vorteile zu ernten und größere Schwierigkeiten zu besiegen waren. Dennoch wurde unter der Anführung des Kardinals von la Balette eine vierte Armee über den Rhein nach Deutschland gesendet, die in Vereinigung mit Herzog Bernhard ohne vorhergegangene Kriegserklärung gegen den Kaiser zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag als selbst die Mördlinger Niederlage war für die Schweden die Ausöhnung des Kurfürsten von Sachsen mit dem Kaiser, welche nach wiederholten wechselseitigen Versuchen, sie zu hindern und zu befördern, endlich im Jahr 1634 zu Birna erfolgte und im Mai des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befestigt wurde. Nie hatte der Kurfürst von Sachsen die Anmaßungen der Schweden in Deutschland verschmerzen können, und seine Abneigung gegen diese ausländische Macht, die in dem Deutschen Reiche Geseze gab, war mit jeder neuen Forderung, welche Drenstierna an die deutschen Reichsstände machte, gestiegen. Diese üble Stimmung gegen Schweden unterstützte aufs kräftigste die Bemühungen des spanischen Hofes, einen Frieden zwischen Sachsen und dem Kaiser zu stiften. Ermüdet von den Anfällen eines so langen und verwüstenden Krieges, der die sächsischen Länder vor allen andern zu seinem traurigen Schauplaze machte, gerührt von dem allgemeinen und schrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterschied über seine Untertanen häuften, und

durch die verführerischen Anträge des Hauses Oesterreich gewonnen, ließ endlich der Kurfürst die gemeine Sache im Stich, und weniger besorgt um das Loos seiner Mitstände und um deutsche Freiheit, dachte er nur darauf, seine eigenen Vorteile, 5 wär's auch auf Unkosten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Elend in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grade gestiegen, daß das Gebet um Frieden von tausendmaltausend Zungen ertönte und auch der nachtheiligste noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüsten lagen 10 da, wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben und Überfluß geherrscht hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufschöß oder eine lachende Ernte 15 winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volkes. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingäscherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung, während daß ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mord- 20 brennerheere zu vermehren und, was sie selbst erlitten hatten, ihren verschonten Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrücken zu helfen. Die Städte seufzten unter der Geißel zügelloser und räuberischer Besatzungen, die das Eigentum des Bürgers verschlangen und die Freiheiten des Krieges, die Lizenz ihres Standes und die 25 Vorrechte der Noth mit dem grausamsten Mutwillen geltend machten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landstrecken zur Einöde wurden, wenn andre durch Winterquartiere verarmten oder durch Brandschazungen ausgefogen wurden, so litten sie doch nur vorübergehende Plagen, 30 und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monate vergessen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zu teil, die eine Besatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarschaft hatten, und ihr unglückliches Schicksal konnte selbst der Wechsel des Glücks nicht verbessern, da der Sieger an den Platz 35 und in die Fußstapfen der Besiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewiesen. Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgefogenen Länder daherstürmten, hatten 40 Hunger und Teurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend. Die Anhäufung der Menschen in Lägern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite und Wöllerei auf der andern brachten

pestartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Reinheit der Sitten verlor sich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eisernem 5
 Zepter herrschte; üppig schossen unter dem Schirme der Anarchie und der Straflosigkeit alle Laster auf, und die Menschen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Mutwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigentum der Not und der Raubsucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu pressen), der Soldat herrschte, und dieser brutalste 10
 der Despoten ließ seine eignen Führer nicht selten seine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Person in dem Lande, worin er sich sehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in 15
 seinen Schlössern zu verkriechen. Ganz Deutschland wimmelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Verteidigern. Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutschland ihrer Habsucht aufopfert 20
 und die Drangsale des Krieges vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich notwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im 25
 Deutschen Reiche nicht erlöschen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die sich gegen den Frieden erklärten, und wenn sowohl Schweden als deutsche Reichsstände die Fortdauer des Krieges aus unreiner Absicht wünschten, so sprach eine gesunde Staatskunst für sie. 30
 Konnte man nach der Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiser erwarten? Und wenn man dies nicht konnte, sollte man siebzehn Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle seine Kräfte verschwendet haben, um am Ende nichts gewonnen oder gar noch verloren zu haben? Wofür so viel Blut 35
 vergossen, wenn alles blieb, wie es gewesen, wenn man in seinen Rechten und Ansprüchen um gar nichts gebessert war? wenn man alles, was so sauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben mußte? War es nicht wünschenswerter, die lange getragene Last noch zwei oder drei Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Ersatz einzuernten? 40
 Und an einem vorteilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, sobald nur Schweden und deutsche Protestanten im Felde wie im

Rabinett standhaft zusammenhielten und ihr gemeinschaftliches Interesse mit wechselseitigem Anteil, mit vereinigtm Eifer besorgten. Ihre Trennung allein machte den Feind mächtig und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens. Und dieses größte aller Übel fügte der Kurfürst von Sachsen der protestantischen Sache zu, indem er sich durch einen Separatvergleich mit Osterreich versöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiser eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der erstern beschleunigte die Abschließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beistand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob sie sich von diesem harten Schläge je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen Anführern, die schlechte Subordination der Armee und die Entkräftung des schwedischen Reichs ließ keine großen Taten mehr von ihnen erwarten. Um so mehr glaubte man eilen zu müssen, sich die Großmut des Kaisers zunutze zu machen, der seine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. Oxenstierna, der die Stände in Frankfurt versammelte, forderte, der Kaiser hingegen gab: und so bedurfte es keiner langen Überlegung, welchem von beiden man Gehör geben sollte.

Indessen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintansetzte und bloß auf seinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutschen Reichsstände, selbst die Schweden, waren eingeladen worden, zu diesem Frieden mitzuwirken und Teil daran zu nehmen, obgleich Kurfachsen und der Kaiser die einzigen Mächte waren, die ihn schlossen und sich eigenmächtig zu Gesetzgebern über Deutschland aufwarfen. Die Beschwerden der protestantischen Stände kamen in demselben zur Sprache, ihre Verhältnisse und Rechte wurden vor diesem willkürlichen Tribunale entschieden, und selbst das Schicksal der Religionen ohne Zuziehung der dabei so sehr interessierten Glieder bestimmt. Es sollte ein allgemeiner Friede, ein Reichsgesetz sein, als ein solches bekannt gemacht und durch ein Reichsexekutionsheer, wie ein förmlicher Reichsschluß, vollzogen werden. Wer sich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches, und so mußte er, allen ständischen Rechten zuwider, ein Gesetz anerkennen, das er nicht selbst mitgegeben hatte. Der Pragische Friede war also, schon seiner Form nach, ein Werk der Willkür; und er war es nicht weniger durch seinen Inhalt.

Das Restitutionsedikt hatte den Bruch zwischen Kurfachsen und dem Kaiser vorzüglich veranlaßt: also mußte man auch bei der Wiederaussöhnung zuerst darauf Rücksicht nehmen. Ohne es

ausdrücklich und förmlich aufzuheben, setzte man in dem Pragischen Frieden fest, daß alle unmittelbaren Stifter und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Passauischen Vertrage von den Protestanten eingezogen und besessen worden, noch vierzig Jahre, jedoch ohne Reichstagsstimme, in demjenigen 5 Stande bleiben sollten, in welchem das Restitutionsedikt sie gefunden habe. Vor Ablauf dieser vierzig Jahre sollte dann eine Kommission von beiderlei Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und gesetzmäßig darüber verfügen, und, wenn es auch dann zu keinem Endurteil käme, jeder Teil in den Besitz aller 10 Rechte zurücktreten, die er vor Erscheinung des Restitutionsedikts ausgeübt habe. Diese Auskunst also, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu ersticken, suspendierte nur auf eine Zeitlang seine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Krieges lag schon in diesem Artikel des Pragischen Friedens. 15

Das Erzstift Magdeburg bleibt dem Prinzen August von Sachsen, und Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Von dem magdeburgischen Gebiet werden vier Ämter abgerissen und an Kursachsen verschenkt; der Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, wird 20 auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie diesem Frieden beitreten, ihr Land zurück, das sie glücklicherweise längst schon durch Gustav Adolfs Großmuth besitzen, Donauwörth erlangt seine Reichsfreiheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälzischen Erben bleibt, wie 25 wichtig es auch dem protestantischen Reichsteile war, diese Kurstimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutherischer Fürst einem reformierten keine Gerechtigkeit schuldig ist. Alles, was die protestantischen Stände, die Ligue und der Kaiser in dem Kriege voneinander erobert haben, wird zurück- 30 gegeben; alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, sich zugeeignet, wird ihnen mit gesamter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsvölker aller kontrahierenden Teile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu 35 vollstrecken hat.

Da der Pragische Friede als ein allgemeines Reichsgesetz gelten sollte, so wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu tun hatten, in einem Nebenvertrage beigefügt. In diesem wurde dem Kurfürsten von Sachsen die Lausitz als ein 40 böhmisches Lehen zuerkannt, und über die Religionsfreiheit dieses Landes und Schlesiens noch besonders gehandelt.

Alle evangelischen Stände waren zu Annahme des Pragischen

Friedens eingeladen und unter dieser Bedingung der Amnestie theilhaftig gemacht; bloß die Fürsten von Württemberg und Baden — deren Länder man inne hatte und nicht geneigt war, so ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen
 5 Untertanen Oesterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landes-
 herrn geführt, und diejenigen Stände, die unter Orenstiernas
 Direktion den Rat der oberdeutschen Kreise ausmachten, schloß
 man aus — nicht sowohl um den Krieg gegen sie fortzusetzen, als
 vielmehr um ihnen den notwendig gewordenen Frieden desto
 10 teurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Unter-
 pfand, bis die völlige Annahme des Friedens erfolgt, bis alles
 herausgegeben und alles in seinen vorigen Stand zurückgestellt
 sein würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen alle hätte vielleicht
 das wechselseitige Zutrauen zwischen Haupt und Gliedern, zwi-
 15 schen Protestanten und Papisten, zwischen Reformierten und
 Lutheranern zurückgeführt, und verlassen von allen ihren Bunds-
 genossen, hätten die Schweden einen schimpflichen Abschied aus
 dem Reiche nehmen müssen. Jetzt bestärkte diese ungleiche Be-
 handlung die härter gehaltenen Stände in ihrem Mißtrauen und
 20 Widersezungsgeist und erleichterte es den Schweden, das Feuer
 des Kriegs zu nähren und einen Anhang in Deutschland zu
 behalten.

Der Prager Friede fand, wie vorher zu erwarten gewesen war, eine sehr ungleiche Aufnahme in Deutschland. Über dem
 25 Bestreben, beide Parteien einander zu nähern, hatte man sich
 von beiden Vorwürfe zugezogen. Die Protestanten klagten über
 die Einschränkungen, die sie in diesem Frieden erleiden sollten,
 die Katholiken fanden diese verwerfliche Sekte auf Kosten der
 wahren Kirche viel zu günstig behandelt. Nach diesen hatte
 30 man der Kirche von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben,
 indem man den Evangelischen den vierzigjährigen Genuß der
 geistlichen Güter bewilligte; nach jenen hatte man eine Ver-
 räterei an der protestantischen Kirche begangen, weil man seinen
 Glaubensbrüdern in den österreichischen Ländern die Religions-
 35 freiheit nicht errungen hatte. Aber niemand wurde bitterer ge-
 tabelt als der Kurfürst von Sachsen, den man als einen treu-
 losen Überläufer, als einen Verräter der Religion und Reichs-
 freiheit und als einen Mitverschwornen des Kaisers in öffentlichen
 Schriften darzustellen suchte.

40 Indessen tröstete er sich mit dem Triumph, daß ein großer
 Teil der evangelischen Stände seinen Frieden notgezwungen
 annahm. Der Kurfürst von Brandenburg, Herzog Wilhelm
 von Weimar, die Fürsten von Anhalt, die Herzoge von

Mecklenburg, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die Hansestädte und die mehresten Reichsstädte traten demselben bei. Landgraf Wilhelm von Hessen schien eine Zeitlang unentschlüssig oder stellte sich vielleicht nur, es zu sein, um Zeit zu gewinnen und seine Maßregeln nach dem Erfolg einzurichten. 5 Er hatte mit dem Schwert in der Hand schöne Länder in Westfalen errungen, aus denen er seine besten Kräfte zu Führung des Krieges zog, und welche alle er nun, dem Frieden gemäß, zurückgeben sollte. Herzog Bernhard von Weimar, dessen Staaten noch bloß auf dem Papier existierten, kam nicht als kriegsführende Macht, desto mehr aber als kriegsführender General in Betrachtung, und in beiderlei Rücksicht konnte er den Prager Frieden nicht anders als mit Abscheu verwerfen. Sein ganzer Reichtum war seine Tapferkeit, und in seinem Degen lagen alle seine Länder. Nur der Krieg machte ihn groß und bedeutend, 15 nur der Krieg konnte die Entwürfe seines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter allen, welche ihre Stimme gegen den Pragischen Frieden erhoben, erklärten sich die Schweden am heftigsten dagegen, und niemand hatte auch mehr Ursache dazu. Von den 20 Deutschen selbst in Deutschland hereingerufen, Ketzer der protestantischen Kirche und der ständischen Freiheit, die sie mit so vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkaufte, sahen sie sich jetzt auf einmal schimpflich im Stiche gelassen, auf einmal in allen ihren Plänen getäuscht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewiesen, für welches sie bluteten, und von den nämlichen Fürsten, die ihnen alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugtuung für sie, an einen Ersatz ihrer aufgewandten Kosten, an ein Äquivalent für die Eroberungen, welche sie im Stiche lassen sollten, 30 war in dem Prager Frieden mit keiner Silbe gedacht worden. Nackter, als sie gekommen waren, sollten sie nun entlassen und, wenn sie sich dagegen sträubten, durch dieselben Hände, welche sie hereingerufen, aus Deutschland hinausgejagt werden. Endlich ließ zwar der Kurfürst von Sachsen ein Wort von einer Genugtuung fallen, die in Geld bestehen und die Summe von dritthalb Millionen Gulden betragen sollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugesetzt: eine so schimpfliche Abfindung mit Geld mußte ihren Eigennuß kränken und ihren Stolz empören. „Die Kurfürsten von Bayern und Sachsen,“ 40 antwortete Oxenstierna, „ließen sich den Beistand, den sie dem Kaiser leisteten und als Vasallen ihm schuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen, und uns Schweden, uns, die wir

unsern König für Deutschland dahingegeben, will man mit der armseligen Summe von drittelhalb Millionen Gulden nach Hause weisen?" Die getäuschte Hoffnung schmerzte um so mehr, je gewisser man darauf gerechnet hatte, sich mit dem Herzogtum
 5 Pommern, dessen gegenwärtiger Besitzer alt und ohne Sukzession war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartschaft auf dieses Land wurde in dem Prager Frieden dem Kurfürsten von Brandenburg zugesichert, und gegen die Festsetzung der Schweden in diesen Grenzen des Reichs empörten sich alle benachbarten Mächte.

10 Nie in dem ganzen Kriege hatte es schlimmer um die Schweden gestanden als in diesem 1635ten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Pragischen Friedens. Viele ihrer Alliierten, unter den Reichsstädten besonders, verließen ihre Partei, um der Wohltat des Friedens theilhaftig zu werden; andre wurden durch
 15 die siegreichen Waffen des Kaisers dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger besiegt, unterwarf sich unter harten Bedingungen; Würzburg und Koburg gingen an die Oesterreicher verloren. Der Heilbronnische Bund wurde förmlich getrennt. Beinahe ganz Oberdeutschland, der Hauptsitz der schwedischen
 20 Macht, erkannte die Herrschaft des Kaisers. Sachsen, auf den Pragischen Frieden sich stützend, verlangte die Räumung Thüringens, Halberstadts, Magdeburgs. Philippsburg, der Waffenplatz der Franzosen, war mit allen Vorräten, die darin niedergelegt waren, von den Oesterreichern überrumpelt worden,
 25 und dieser große Verlust hatte die Tätigkeit Frankreichs geschwächt. Um die Bedrängnisse der Schweden vollkommen zu machen, mußte gerade jetzt der Stillstand mit Polen sich seinem Ende nähern. Mit Polen und mit dem Deutschen Reiche zugleich
 30 Krieg zu führen, überstieg bei weitem die Kräfte des schwedischen Staats, und man hatte die Wahl, welches von diesen beiden Feinden man sich entledigen sollte. Stolz und Ehrgeiz entschieden für die Fortsetzung des deutschen Kriegs, welcher ein hartes Opfer es auch gegen Polen kosten möchte; doch eine Armee kostete es immer, um sich bei den Polen in Achtung zu setzen und bei den
 35 Unterhandlungen um einen Stillstand oder Frieden seine Freiheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen diesen Unfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinstürmten, setzte sich der standhafte, an Hilfsmitteln unerschöpfliche Geist Orenstiernas entgegen, und sein durch-
 40 dringender Verstand lehrte ihn selbst die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu seinem Vortheile kehren. Der Abfall so vieler deutschen Reichsstände von der schwedischen Partei beraubte ihn zwar eines großen Theils seiner bisherigen Bundesgenossen;

aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen sie; und je größer die Zahl seiner Feinde wurde, über desto mehr Länder konnten sich seine Armeen verbreiten, desto mehr Magazine öffneten sich ihm. Die schreiende Undankbarkeit der Stände und die stolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiser begegnet wurde (5
 (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu traktieren), entzündete in ihm den Mut der Verzweiflung und einen edlen Troß, es bis aufs Äußerste zu treiben. Ein noch so unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der Schweden nicht schlimmer machen, als sie war, und wenn 10
 man das Deutsche Reich räumen sollte, so war es wenigstens anständiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu tun und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden sich durch die Desertion ihrer Alliierten befanden, warfen sie ihre Blicke zuerst 15
 auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndsten Anträgen entgegeneilte. Das Interesse beider Kronen war aufs engste aneinander gekettet, und Frankreich handelte gegen sich selbst, wenn es die Macht der Schweden in Deutschland gänzlich verfallen ließ. Die durchaus hilflose Lage der letztern war vielmehr 20
 eine Aufforderung für dasselbe, sich fester mit ihnen zu verbinden und einen tätigeren Anteil an dem Kriege in Deutschland zu nehmen. Schon seit Abschließung des Allianztraktats mit den Schweden zu Bärwalde im Jahr 1631 hatte Frankreich den Kaiser durch die Waffen Gustav Adolfs befehdet, ohne einen 25
 öffentlichen und förmlichen Bruch, bloß durch die Geldhilfe, die es den Gegnern desselben leistete, und durch seine Geschäftigkeit, die Zahl der letztern zu vermehren. Aber beunruhigt von dem unerwartet schnellen und außerordentlichen Glück der schwedischen Waffen, schien es seinen ersten Zweck eine Zeit- 30
 lang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wiederherzustellen, das durch die Überlegenheit der Schweden gelitten hatte. Es suchte die katholischen Reichsfürsten durch Neutralitätsverträge gegen den schwedischen Eroberer zu schützen und war schon im Begriff, da diese Versuche mißlangen, 35
 sich gegen ihn selbst zu bewaffnen. Nicht so bald aber hatte Gustav Adolfs Tod und die Hilflosigkeit der Schweden diese Furcht zerstreut, als es mit frischem Eifer zu seinem ersten Entwurf zurückkehrte und den Unglücklichen in vollem Maße den Schutz angedeihen ließ, den es den Glücklichen entzogen hatte. 40
 Befreit von dem Widerstande, den Gustav Adolfs Ehrgeiz und Wachsamkeit seinen Vergrößerungsentwürfen entgegensetzten, ergreift es den günstigen Augenblick, den das Nördlinger

Unglück ihm darbietet, sich die Herrschaft des Kriegs zuzueignen und denen, die seines mächtigen Schutzes bedürftig sind, Gesetze vorzuschreiben. Der Zeitpunkt begünstigt seine kühnsten Entwürfe, und was vorher nur eine schöne Schimäre war, läßt sich

5 von jetzt an als ein überlegter, durch die Umstände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt also widmet es dem deutschen Kriege seine ganze Aufmerksamkeit, und sobald es durch seinen Traktat mit den Deutschen seine Privat Zwecke sichergestellt sieht, erscheint es als handelnde und herrschende Macht auf der poli-

10 tischen Bühne. Während daß sich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampf erschöpften, hatte es seine Kräfte gespart und zehn Jahre lang den Krieg bloß mit seinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumstände es zur Tätigkeit rufen, greift es zum Schwert und strengt sich zu Unternehmungen an, die ganz

15 Europa in Verwunderung setzen. Es läßt zu gleicher Zeit zwei Flotten im Meere kreuzen und schickt sechs verschiedene Heere aus, während daß es mit seinem Gelde noch eine Krone und mehrere deutsche Fürsten besoldet. Belebt durch die Hoffnung seines mächtigen Schutzes, raffen sich die Schweden und Deut-

20 schen aus ihrem tiefen Verfall empor und getrauen sich, mit dem Schwert in der Hand einen rühmlichern Frieden als den Pragischen zu ersechten. Von ihren Mitständen verlassen, die sich mit dem Kaiser versöhnen, schließen sie sich nur desto enger an Frankreich an, das mit der wachsenden Noth seinen Beistand verdoppelt,

25 an dem deutschen Krieg immer größern, wiewohl noch immer versteckten Anteil nimmt, bis es zuletzt ganz seine Maske abwirft und den Kaiser unmittelbar unter seinem eignen Namen befehdet.

Um den Schweden vollkommen freie Hand gegen Oesterreich

30 zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem polnischen Kriege zu befreien. Durch den Grafen von Abauv, seinen Gesandten, brachte es beide Teile dahin, daß zu Stuhmsdorf in Preußen der Waffenstillstand auf sechsundzwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht ohne großen Verlust für die

35 Schweden, welche beinahe das ganze polnische Preußen, Gustav Adolfs teuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüßten. Der Bärwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umstände nötig machten, anfangs zu Compiègne, dann zu Wismar und Hamburg auf entferntere

40 Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man schon im Mai des Jahrs 1635 gebrochen und durch den lebhaftesten Angriff dieser Macht dem Kaiser seinen wichtigsten Beistand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verschaffte man durch Unterstützung des

Landgrafen Wilhelms von Kassel und Herzog Bernhards von Weimar den schwedischen Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freiheit und nötigte den Kaiser durch eine starke Diversion am Rhein, seine Macht zu teilen.

Hestiger entzündete sich also der Krieg, und der Kaiser hatte 5 durch den Pragischen Frieden zwar seine Gegner im Deutschen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Tätigkeit seiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte sich in Deutsch- land einen unumschränkten Einfluß erworben und sich, mit Aus- nahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichskörpers 10 und der Kräfte desselben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiser und Herr handeln konnte. Die erste Wirkung davon war die Erhebung seines Sohnes Ferdinands des Dritten zur römischen Königswürde, die, ungeachtet des Widerspruchs von seiten Triers und der pfälzischen Erben, durch eine entscheidende 15 Stimmenmehrheit zustande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frank- reichs gegen sich bewaffnet und in die innersten Angelegenheiten Deutschlands gezogen. Beide Kronen bilden von jetzt an mit ihren deutschen Alliierten eine eigene festgeschlossene Macht, der 20 Kaiser mit den ihm anhängenden deutschen Staaten die andre. Die Schweden beweisen von jetzt an keine Schonung mehr, weil sie nicht mehr für Deutschland, sondern für ihr eigenes Dasein fechten. Sie handeln rascher, unumschränkter und kühner, weil sie es überhoben sind, bei ihren deutschen Alliierten herum- 25 zufragen und Rechenenschaft von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger ent- scheidend. Größere Taten der Tapferkeit und der Kriegskunst geschehen; aber es sind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinstimmenden Plane geleitet, von keinem alles lenkenden 30 Geiste benutzt, für die ganze Partei schwache Folgen haben und an dem Laufe des Kriegs nur wenig verändern.

Sachsen hatte sich in dem Pragischen Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutschland zu verjagen; von jetzt an also vereinigen sich die sächsischen Fahnen mit den kaiserlichen, 35 und zwei Bündsgenossen haben sich in zwei unversöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzstift Magdeburg, welches der Pra- gische Friede dem sächsischen Prinzen zusprach, war noch in schwe- dischen Händen, und alle Versuche, sie auf einem friedlichen Wege zu Abtretung desselben zu bewegen, waren ohne Wirkung ge- 40 blieben. Die Feindseligkeiten fangen also an, und der Kurfürst von Sachsen eröffnet sie damit, durch sogenannte Avokatorien alle sächsischen Untertanen von der Banerischen Armee abzurufen,

die an der Elbe gelagert steht. Die Offiziere, längst schon wegen des rückständigen Soldes schwierig, geben dieser Anforderung Gehör und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachsen zugleich eine Bewegung gegen Mecklenburg machten, um Dömitz wegzunehmen und den Feind von Bommern und von der Ostsee abzutrennen, zog sich Banér eilfertig dahin, entsetzte Dömitz und schlug den sächsischen General Baudissin mit siebentausend Mann aufs Haupt, daß gegen tausend blieben und ebensoviel gefangen wurden. Verstärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in Polnisch-Preußen gestanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stuhmsdorf in diesem Lande entbehrlich wurden, brach dieser tapfere und ungestüme Krieger am folgenden 1636sten Jahr in das Kurfürstentum Sachsen ein, wo er seinem alten Haß gegen die Sachsen die blutigsten Opfer brachte. Durch vieljährige Beleidigungen aufgebracht, welche er und seine Schweden während ihrer gemeinschaftlichen Feldzüge von dem Übermut der Sachsen hatten erleiden müssen, und jetzt durch den Abfall des Kurfürsten aufs äußerste gereizt, ließen sie die unglücklichen Untertanen desselben ihre Rachsucht und Erbitterung fühlen. Gegen Oesterreich und Bayern hatte der schwedische Soldat mehr aus Pflicht gekochten, gegen die Sachsen kämpfte er aus Privathatz und mit persönlicher Wut, weil er sie als Abtrünnige und Verräter verabscheute, weil der Haß zwischen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigste und unverföhnlichste ist. Die nachdrückliche Diversion, welche dem Kaiser unterdessen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Hessen am Rhein und in Westfalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachsen eine hinlängliche Unterstützung zu leisten, und so mußte das ganze Kurfürstentum von Banérs streifenden Horden die schrecklichste Behandlung erleiden. Endlich zog der Kurfürst den kaiserlichen General von Haxfeld an sich und rückte vor Magdeburg, welches der herbeieilende Banér umsonst zu entsetzen strebte. Nun verbreitete sich die vereinigte Armee der Kaiserlichen und Sachsen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden viele Städte und war im Begriff, sie bis an die Ostsee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen griff der schon verloren gegebene Banér die alliierte Armee am 24. September 1636 bei Wittstock an, und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich, und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Banér selbst anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war

keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal geschlagen worden wäre. Als endlich Banér der Übermacht der Feinde zu weichen genötigt war, setzte sein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das schwedische Hintertreffen, welches noch gar nicht gesochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber diesen zweiten Angriff wollte der Kurfürst von Sachsen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erschöpft, und die Knechte hatten sich mit allen Pferden davongemacht, daß die Artillerie nicht gebraucht werden konnte. Er ergriff also mit dem Grafen von Hatzfeld noch in derselben Nacht die Flucht und überließ das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünftausend von den Alliierten waren auf der Wälstatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachsetzenden Schweden erschlagen wurden oder dem ergrimmtten Landmann in die Hände fielen. Hundertundfünfzig Standarten und Fahnen, dreiundzwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeschirr des Kurfürsten mitgerechnet, wurden erbeutet und noch außerdem gegen zweitausend Gefangene gemacht. Dieser glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vorteilhaft postierten Feind erfochten, setzte die Schweden auf einmal wieder in Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde singen an, frischen Mut zu schöpfen. Banér benutzte das Glück, das sich so entscheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und Hessen bis nach Westfalen. Dann kehrte er zurück und bezog die Winterquartiere auf sächsischem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Tätigkeit Herzog Bernhards und der Franzosen am Rhein verschafft wurde, würde es ihm schwer geworden sein, diese herrlichen Viktorien zu ersechten. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geschlagenen Armee in der Wetterau versammelt; aber verlassen von dem Heilbronnschen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterstützt, sah er sich außerstand gesetzt, die Armee zu unterhalten und große Taten an ihrer Spitze zu tun. Die Nördlinger Niederlage hatte sein Herzogtum Franken verschlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, sein Glück durch diese Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieterische Betragen des schwedischen Reichskanzlers auferlegte, richtete er seine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte und sich

bereitwillig dazu finden ließ. Richelieu wünschte nichts so
 sehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutschen Krieg zu
 vermindern und sich selbst unter fremden Namen die Führung
 desselben in die Hände zu spielen. Zu Erreichung dieses Zweckes
 5 konnte er kein besseres Mittel erwählen, als daß er den Schweden
 ihren tapfersten Feldherrn abtrünnig machte, ihn aufs genaueste
 in Frankreichs Interesse zog und sich zu Ausführung seiner
 Entwürfe seines Armes versicherte. Von einem Fürsten wie
 10 Bernhard, der sich ohne den Beistand einer fremden Macht
 nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu besorgen, da
 auch der glücklichste Erfolg nicht hinreichte, ihn außer Abhängig-
 keit von dieser Krone zu setzen. Bernhard kam selbst nach
 Frankreich und schloß im Oktober 1635 zu St. Germain en
 15 Laye, nicht mehr als schwedischer General, sondern in eigenem
 Namen, einen Vergleich mit dieser Krone, worin ihm eine jähr-
 liche Pension von anderthalb Millionen Livres für ihn selbst
 und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter
 königlichen Befehlen kommandieren sollte, bewilligt wurde. Um
 20 seinen Eifer desto lebhafter anzufeuern und die Eroberung von
 Elsaß durch ihn zu beschleunigen, trug man kein Bedenken, ihn
 in einem geheimen Artikel diese Provinz zur Belohnung anzu-
 bieten — eine Großmuth, von der man sehr weit entfernt war, und
 welche der Herzog selbst nach Würden zu schätzen wußte. Aber
 25 Bernhard vertraute seinem Glück und seinem Arme und setzte
 der Arglist Verstellung entgegen. War er einmal mächtig genug,
 das Elsaß dem Feinde zu entreißen, so verzweifelte er nicht daran,
 es im Notfall auch gegen einen Freund behaupten zu können.
 Jetzt also schuf er sich mit französischem Gelde eine eigene Armee,
 die er zwar unter französischer Hoheit, aber doch so gut als un-
 30 umschränkt kommandierte, ohne jedoch seine Verbindung mit den
 Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete seine Opera-
 tionen am Rheinstrom, wo eine andre französische Armee unter
 dem Cardinal la Valette die Feindseligkeiten gegen den Kaiser
 schon im Jahre 1635 eröffnet hatte.

35 Gegen diese hatte sich das österreichische Hauptheer, welches
 den großen Sieg bei Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwer-
 fung Schwabens und Frankens unter der Anführung des Gal-
 las gewendet und sie auch glücklich bis Metz zurückgeschleucht,
 den Rheinstrom befreit und die von den Schweden besetzten
 40 Städte Mainz und Frankenthal erobert. Aber die Hauptab-
 sicht dieses Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu be-
 ziehen, wurde durch den tätigen Widerstand der Franzosen ver-
 eitelt, und er sah sich genötigt, seine Truppen in das erschöpste

Elfaß und Schwaben zurückzuführen. Bei Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre passierte er zwar bei Breisach den Rhein und rüstete sich, den Krieg in das innre Frankreich zu spielen. Er fiel wirklich in die Grafschaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortschritte machten, und Johann von Werth, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Parteigänger, tief in Champagne streifte und Paris selbst mit seiner drohenden Ankunft erschreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiserlichen scheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen Festung in Franche Comté, und zum zweitenmal mußten sie ihre Entwürfe aufgeben. 5 10

Dem tätigen Geiste Herzog Bernhards hatte die Abhängigkeit von einem französischen General, der seinem Priesterrock mehr als seinem Kommandostab Ehre machte, bisher zu enge Fesseln angelegt, und ob er gleich in Verbindung mit demselben Elfaß-Babern eroberte, so hatte er sich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der schlechte Fortgang der französischen Waffen in den Niederlanden hatte die Tätigkeit der Operationen im Elfaß und Breisgau gehemmt; aber im Jahre 1638 nahm der Krieg in diesen Gegenden eine desto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Fesseln entledigt und jetzt vollkommener Herr seiner Truppen, verließ Herzog Bernhard schon am Anfang des Februars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bistum Basel genommen hatte, und erschien gegen alle Erwartung am Rhein, wo man in dieser rauhen Jahreszeit nichts weniger als einen Angriff vermutete. Die Waldstädte Laufenburg, Waldshut und Säckingen werden durch Übersall weggenommen und Rheinfelden belagert. Der dort kommandierende kaiserliche General, Herzog von Savelli, eilt mit beschleunigten Märschen diesem wichtigen Ort zu Hilfe, entsetzt ihn auch wirklich und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne großen Verlust zurück. Aber gegen aller Menschen Vermuten erscheint dieser am dritten Tage (den 21. Februar 1638) wieder im Gesichte der Kaiserlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bei Rheinfelden ausruhen, und schlägt sie in einer großen Schlacht, worin die vier kaiserlichen Generale Savelli, Johann von Werth, Enkevoert und Sperreuter nebst zweitausend Mann zu Gefangenen gemacht werden. Zwei derselben, von Werth und von Enkevoert, ließ Richelieu in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des französischen Volks durch den Anblick so berühmter Gefangenen zu schmeicheln und das öffentliche Glend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen. Auch die 15 20 25 30 35 40

eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieser Absicht unter einer feierlichen Prozession in die Kirche de Notre Dame gebracht, dreimal vor dem Altar geschwungen und dem Heiligtum in Verwahrung gegeben.

- 5 Die Einnahme von Rheinfelden, Röteln und Freiburg war die nächste Folge des durch Bernhard erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und so wie das Glück sich für ihn erklärte, erweiterten sich seine Entwürfe. Die Festung Breisach am Oberrhein wurde als die Beherrscherin dieses Stroms und
10 als der Schlüssel zum Elsaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiser in diesen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man so große Sorgfalt verwendet. Breisach zu behaupten, war die vornehmste Bestimmung der italienischen Armee unter Feria gewesen; die Festigkeit seiner Werke und der Vorteil seiner Lage boten je-
15 dem gewaltigen Angriffe Trotz, und die kaiserlichen Generale, welche in diesen Gegenden kommandierten, hatten Befehl, alles für die Rettung dieses Places zu wagen. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und beschloß den Angriff auf diese Festung. Unbezwingbar durch Gewalt, konnte sie nur durch Hunger besiegt werden; und die Sorglosigkeit ihres Kommandanten, der, keines Angriffs gewärtig, seinen aufgehäuften Getreidevorrat zu Gelde gemacht hatte, beschleunigte dieses Schicksal. Da sie unter diesen Umständen nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten, so mußte man eilen, sie zu entsetzen oder mit
20 Proviant zu versorgen. Der kaiserliche General von Göz näherte sich daher aufs eifertigste an der Spitze von zwölftausend Mann, von dreitausend Proviantwagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber von Herzog Bernhard bei Wittenweier angegriffen, verlor er sein ganzes Korps bis auf
30 dreitausend Mann, und die ganze Fracht, die er mit sich führte. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr auf dem Ochsenfeld bei Thann dem Herzog von Lothringen, der mit fünf- bis sechstausend Mann zum Entsaß der Festung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Versuch des Generals von Göz zu Breisachs Rettung mißlungen war, ergab sich diese Festung, von der schrecklichsten Hungerznot geängstigt, nach einer viermonatlichen Belagerung am 7. Dezember 1638 ihrem ebenso menschlichen als beharrlichen Sieger.

- Breisachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von
40 Weimar ein grenzenloses Feld, und jetzt fängt der Roman seiner Hoffnungen an, sich der Wahrheit zu nähern. Weit entfernt, sich der Früchte seines Schwerts zu Frankreichs Vorteil zu geben, bestimmt er Breisach für sich selbst und kündigt diesen

Entschluß schon in der Hulldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in seinem eigenen Namen von den Überwundenen fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge be-
 rauscht und zu den stolzesten Hoffnungen hingerissen, glaubt er, von jetzt an sich selbst genug zu sein und die gemachten Er-
 oberungen, selbst gegen Frankreichs Willen, behaupten zu kön-
 nen. Zu einer Zeit, wo alles um Tapferkeit feil war, wo per-
 sönliche Kraft noch etwas galt und Heere und Heerführer höher
 als Länder geachtet wurden, war es einem Helden wie Bern-
 hard erlaubt, sich selbst etwas zuzutrauen und an der Spitze
 einer trefflichen Armee, die sich unter seiner Anführung unüber-
 windlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um sich
 unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegenging, an
 einen Freund anzuschließen, warf er seine Augen auf die Land-
 gräfin Amalia von Hessen, die Witwe des kürzlich verstor-
 benen Landgrafen Wilhelms, eine Dame von ebensoviel Geist
 als Entschlossenheit, die eine streitbare Armee, schöne Eroberungen
 und ein beträchtliches Fürstentum mit ihrer Hand zu
 verschenken hatte. Die Eroberungen der Hessen mit seinen eigen-
 en am Rhein in einen einzigen Staat, und ihre beiderseitigen
 Armeen in eine militärische Macht verbunden, konnten eine be-
 deutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partei in Deutsch-
 land bilden, die den Ausschlag des Krieges in ihren Händen hielt.
 Aber diesem vielversprechenden Entwurf machte der Tod ein
 frühzeitiges Ende.

„Herz gefaßt, Vater Joseph! Dreifach ist unser!“ schrie
 Michelieu dem Kapuziner in die Ohren, der sich schon zur Reise
 in jene Welt anschickte, so sehr hatte ihn diese Freudenpost be-
 rauscht. Schon verschlang er in Gedanken das Elsaß, das Breis-
 gau und alle österreichischen Vorlande, ohne sich der Zusage zu
 erinnern, die er dem Herzog Bernhard getan hatte. Der
 ernstliche Entschluß des letztern, Dreifach für sich zu behalten, den
 er auf eine sehr unzweideutige Art zu erkennen gab, stürzte den
 Kardinal in nicht geringe Verlegenheit, und alles wurde hervor-
 gesucht, den siegreichen Bernhard im französischen Interesse
 zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu
 sein, womit man dort das Andenken seiner Triumphe beginge,
 Bernhard erkannte und floh die Schlinge der Verführung.
 Man tat ihm die Ehre an, ihm eine Nichte des Kardinals zur
 Gemahlin anzubieten; der edle Reichsfürst schlug sie aus, um
 das sächsische Blut durch keine Mißheirat zu entehren. Jetzt fing
 man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten und auch
 als solchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subsidiengelder,

man bestach den Gouverneur von Breisach und seine vornehmsten Offiziere, um wenigstens nach dem Tode des Herzogs sich in den Besitz seiner Eroberungen und seiner Truppen zu setzen. Dem letztern blieben diese Ränke kein Geheimnis, und die Vorkehrungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewiesen sein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber diese Irrungen mit dem französischen Hofe hatten den nachtheiligsten Einfluß auf seine folgenden Unternehmungen. Die Anstalten, welche er machen mußte, um seine Eroberungen gegen einen Angriff von französischer Seite zu behaupten, nötigten ihn, seine Kriegsmacht zu teilen, und das Ausbleiben der Subsidiengelder verzögerte seine Erscheinung im Felde. Seine Absicht war gewesen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Lust zu machen und an den Ufern der Donau gegen den Kaiser und Bayern zu agieren. Schon hatte er Banern, der im Begriff war, den Krieg in die österreichischen Lande zu wälzen, seinen Operationsplan entdeckt und versprochen, ihn abzulösen — als der Tod ihn zu Neuburg am Rhein (im Julius 1639), im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters, mitten in seinem Heldenlauf überraschte.

Er starb an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen gegen vierhundert Menschen im Lager dahingerafft hatte. Die schwarzen Flecken, die an seinem Leichnam hervorbrachen, die eignen Ausrufungen des Sterbenden und die Vortheile, welche Frankreich von seinem plötzlichen Hintritt erntete, erweckten den Verdacht, daß er durch französisches Gift sei hingerafft worden, der aber durch die Art seiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Alliierten den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolf besaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elsaß, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind. In der Schule Gustav Adolfs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er diesem erhabenen Muster nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Mut des Mannes die rasche Entschlossenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürsten, die Mäßigung des Weisen und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach dem härtesten Schlage, kein Hindernis konnte seine Kühnheit beschränken, kein Fehlschlag seinen unbezwinglichen Mut besiegen. Sein Geist strebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber Männer seiner Art stehen unter andern Klugheitsgesetzen, als diejenigen sind,

wonach wir den großen Haufen zu messen pflegen; fähig, mehr als andere zu vollbringen, durfte er auch verwegenere Pläne entwerfen. Bernhard steht in der neuern Geschichte als ein schönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo persönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang und Heldentugend einen deutschen Ritter selbst auf den Kaiserthron führte. 5

Das beste Stück aus der Hinterlassenschaft des Herzogs war seine Armee, die er nebst dem Elsaß seinem Bruder Wilhelm vermachte. Aber an eben dieser Armee glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes, weil sie im Namen dieser Krone erworben war und ihr gehuldigt hatte, dieses, weil sie von seinem Geld unterhalten worden. Auch der Kurfürst von der Pfalz trachtete nach dem Besitz derselben, um sich ihrer zu Wiedereroberung seiner Staaten zu bedienen, und versuchte anfangs durch seine Agenten und endlich in eigener Person, sie in sein Interesse zu ziehen. Selbst von kaiserlicher Seite geschah ein Versuch, diese Armee zu gewinnen; und dies darf uns zu einer Zeit nicht wundern, wo nicht die Gerechtigkeit der Sache, nur der Preis der geleisteten Dienste in Betrachtung kam, und die Tapferkeit, wie jede andere Ware, dem Meistbietenden feil war. Aber Frankreich, vermögender und entschlossener, überbot alle Mitbewerber. Es erkaufte den General von Erlach, den Befehlshaber Breisachs, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breisach und die ganze Armee in die Hände spielten. Der junge Pfalzgraf Karl Ludwig, der schon in den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiser getan hatte, sah auch hier seinen Anschlag scheitern. Im Begriff, Frankreich einen so schlimmen Dienst zu erzeigen, nahm er unbesonnenerweise seinen Weg durch dieses Reich und hatte den unglücklichen Einfall, seinen Namen zu verschweigen. Dem Cardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, seinen Anschlag zu vereiteln. Er ließ ihn also zu Moulins gegen alles Völkerrecht anhalten und gab ihm seine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Ankauf der weimarischen Truppen berichtet war. So sahe sich Frankreich nun im Besitz einer beträchtlichen und wohlgeübten Kriegsmacht in Deutschland, und jetzt fing es eigentlich erst an, den Kaiser unter seinem eigenen Namen zu bekriegen. 35

Aber es war nicht mehr Ferdinand der Zweite, gegen den es jetzt als ein offener Feind aufstand; diesen hatte schon im Februar 1637, im neunundfunfzigsten Jahre seines Alters, der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den seine Herrschsucht entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während seiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand 40

gelegt, nie, solange er das Reichszepter führte, die Wohlthat des Friedens geschmeckt. Mit den Talenten des guten Herrschers geboren, mit vielen Tugenden geschmückt, die das Glück der Völker begründen, sanft und menschlich von Natur, sehen wir
 5 ihn, aus einem übel verstandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenschaften, seine wohlthätige Bestimmung verfehlen und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menschheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geißel seiner Völker ausarten. In
 10 seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regentenamt achtungswert, nur in seiner Politik schlimm berichtet, vereinigte er auf seinem Haupte den Segen seiner katholischen Untertanen und die Flüche der protestantischen Welt. Die Geschichte stellt mehr und schlimmere Despoten auf, als Ferdinand der Zweite
 15 gewesen, und doch hat nur einer einen dreißigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieses einzigen mußte unglücklicherweise gerade mit einem solchen Jahrhundert, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Keimen der Zwietracht zusammentreffen, wenn er von so verderblichen Folgen begleitet sein sollte. In
 20 einer friedlichern Zeitepoche hätte dieser Funke keine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des einzelnen erstickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgetürmtes, lange gesammeltes Brenngeräte, und Europa entzündete sich.

Sein Sohn, Ferdinand der Dritte, wenige Monate vor seines Vaters Hintritt zur Würde eines römischen Königs erhoben, erbte seine Throne, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber Ferdinand der Dritte hatte den Jammer der Völker und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen und das
 30 Bedürfnis des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte sie und schenkte Europa den Frieden; aber erst nach einem eilfjährigen Kampfe mit dem
 35 Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis aller Widerstand fruchtlos war und die zwingende Not ihm ihr hartes Gesetz diktierte.

Das Glück begünstigte den Antritt seiner Regierung, und seine Waffen waren siegreich gegen die Schweden. Diese hatten
 40 unter Banérs kraftvoller Anführung nach dem Siege bei Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet und den Feldzug des 1637sten Jahrs mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfere Widerstand der Besatzung und die Annäherung der

kurfürstlich-kaiserlichen Völker retteten diese Stadt, und Banér, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, mußte sich nach Torgau zurückziehen. Aber die Überlegenheit der Kaiserlichen verschreckte ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und vom Hunger ver- 5 folgt, mußte er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Kühnheit und glücklicher Erfolg aus Romanhafte grenzt. Die ganze Armee durchwatete an einer seichten Stelle die Oder bei Fürstenberg, und der Soldat, dem das Wasser bis an den Hals trat, schleppte selbst die Kanonen fort, weil die 10 Pferde nicht mehr ziehen wollten. Banér hatte darauf gerechnet, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Untergeneral Wrangel zu finden und, durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. Wrangel erschien nicht, und an seiner Statt hatte sich ein kaiserliches Heer 15 bei Landsberg postiert, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. Banér entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgehungertes Land, die Kaiserlichen und die Oder; die Oder zur Linken, die, von einem kaiserlichen General, Buchheim, be- 20 wacht, keinen Übergang gestattete, vor sich Landsberg, Küstrin, die Warthe und ein feindliches Heer, zur Rechten Polen, dem man, des Stillstands ungeachtet, nicht wohl vertrauen konnte, sah er sich ohne ein Wunder verloren, und schon triumphierten die Kaiserlichen über seinen unvermeidlichen Fall. Banérs 25 gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzosen als die Urheber dieses Unglücks an. Sie hatten die versprochene Diverfion am Rhein unterlassen, und ihre Untätigkeit erlaubte dem Kaiser, seine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Sollten wir einst,“ brach der aufgebrauchte General gegen den französische Residenten aus, der dem schwedischen Lager folgte, „sollten wir und die Deutschen einmal in Gesellschaft gegen Frank- 30 reich fechten, so werden wir nicht so viel Umstände machen, ehe wir den Rheinstrom passieren.“ Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verschwendet, Entschluß und Tat forderte die dringende 35 Not. Um den Feind vielleicht durch eine falsche Spur von der Oder hinwegzulocken, stellte sich Banér, als ob er durch Polen entkommen wollte, schickte auch wirklich den größten Teil der Bagage auf diesem Wege voran und ließ seine Gemahlin samt den übrigen Offiziersfrauen dieser Marschroute folgen. 40 Sogleich brechen die Kaiserlichen gegen die polnische Grenze auf, ihm diesen Paß zu versperren, auch Buchheim verläßt seinen Standort, und die Oder wird entblößt. Rasch wendet sich Banér

in der Dunkelheit der Nacht gegen diesen Strom zurück und setzt seine Truppen samt Bagage und Geschütz eine Meile oberhalb Küstrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bei Fürstenberg, über. Ohne Verlust erreichte er Pommern, in dessen 5 Verteidigung er und Hermann Wrangel sich teilen.

Aber die Kaiserlichen, von Gallas angeführt, dringen bei Tribsees in dieses Herzogtum und überschwimmen es mit ihrer überlegenen Macht. Usedom und Wolgast werden mit Sturm, Demmin mit Afford erobert, und die Schweden bis tief in 10 Hinterpommern zurückgedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, sich in diesem Lande zu behaupten, da Herzog Bogislaw der Vierzehnte in eben diesem Jahre stirbt und das schwedische Reich seine Ansprüche auf Pommern geltend machen soll. Um den Kurfürsten von Brandenburg zu verhin- 15 dern, seine auf eine Erbverbrüderung und auf den Pragischen Frieden gegründeten Rechte an dieses Herzogtum geltend zu machen, strengt er jetzt alle seine Kräfte an und unterstützt seine Generale aufs nachdrücklichste mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten 20 Schwedens ein günstigeres Ansehen, und sie fangen an, sich von dem tiefen Verfall zu erheben, wozu sie durch die Untätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Alliierten versunken waren. Denn nach ihrem eifertigen Rückzuge nach Pommern hatten sie einen Platz nach dem andern in Obersachsen verloren; 25 die mecklenburgischen Fürsten, von den kaiserlichen Waffen bedrängt, fingen an, sich auf die österreichische Seite zu neigen, und selbst Herzog Georg von Lüneburg erklärte sich feindlich gegen sie. Ehrenbreitstein, durch Hunger besiegt, öffnete dem bairischen General von Werth seine Tore, und die Österreicher bemächtigten sich aller am Rheinstrom aufgeworfenen 30 Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingebüßt, und der Erfolg entsprach den prahlerischen Anstalten nicht, womit man den Krieg gegen diese Krone eröffnet hatte. Verloren war alles, was die Schweden im innern Deutschland besaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten sich noch. Ein ein- 35 ziger Feldzug reißt sie aus dieser tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diversion, welche der siegende Bernhard den kaiserlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein schneller Umschwung gegeben.

Die Irrungen zwischen Frankreich und Schweden waren endlich beigelegt, und der alte Traktat zwischen beiden Kronen zu Hamburg mit neuen Vorteilen für die Schweden bestätigt wor- 40 den. In Hessen übernahm die staatskluge Landgräfin Amalia

mit Bewilligung der Stände nach dem Absterben Wilhelms, ihres Gemahls, die Regierung und behauptete mit vieler Entschlossenheit gegen den Widerspruch des Kaisers und der darmstädtischen Linie ihre Rechte. Der schwedisch=protestantischen Partei schon allein aus Religionsgrundsätzen eifrig ergeben, erwartete sie bloß die Gunst der Gelegenheit, um sich laut und tätig dafür zu erklären. Unterdessen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und listig angesponnene Traktaten den Kaiser in Untätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündnis mit Frankreich geschlossen war und Bernhards Siege den Angelegenheiten der Protestanten eine günstige Wendung gaben. Da warf sie auf einmal die Maske ab und erneuerte die alte Freundschaft mit der schwedischen Krone. Auch den Kurprinzen von der Pfalz ermunterten Herzog Bernhards Triumphe sein Glück gegen den gemeinschaftlichen Feind zu versuchen. Mit englischem Gelde warb er Völker in Holland, errichtete zu Meppen ein Magazin und vereinigte sich in Westfalen mit schwedischen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, seine Armee wurde von dem Grafen Hatzfeld bei Blotho geschlagen; aber seine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeitlang beschäftigt und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer andern Freunde lebten auf, wie das Glück sich zu ihrem Vorteil erklärte, und es war schon Gewinn genug für sie, daß die niedersächsischen Stände die Neutralität ergriffen.

Von diesen wichtigen Vorteilen begünstigt und durch vierzehntausend Mann frischer Truppen aus Schweden und Livland verstärkt, eröffnete Banér voll guter Hoffnungen im Jahre 1638 den Feldzug. Die Kaiserlichen, welche Vorpommern und Mecklenburg inne hatten, verließen größtenteils ihren Posten oder liefen scharenweise den schwedischen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigsten Feind in diesen ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So schrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwischen der Elbe und Oder verödet, daß Banér, um in Sachsen und Böhmen einbrechen zu können und auf dem Wege dahin nicht mit seiner ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niedersachsen nahm und dann erst durch das halberstädtische Gebiet in Kursachsen einrückte. Die Ungeduld der niedersächsischen Staaten, einen so hungrigen Gast wieder loszuwerden, versorgte ihn mit dem nötigen Proviant, daß er für seine Armee in Magdeburg Brot hatte — in einem Lande, wo der Hunger schon den Abscheu an Menschenfleisch überwunden hatte. Er erschreckte Sachsen mit seiner verwüstenden

Ankunft; aber nicht auf dieses erschöpfte Land: auf die kaiserlichen Erbländer war seine Absicht gerichtet. Bernhards Siege erhoben seinen Mut, und die wohlhabenden Provinzen des Hauses Oesterreich lockten seine Raubsucht. Nachdem er den kaiserlichen General von Salis bei Elsterberg geschlagen, die sächsische Armee bei Chemnitz zugrunde gerichtet und Birna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderstehlicher Macht ein, setzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leitmeritz, schlug den General von Hoffkirch mit zehn Regimentern und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze unverteidigte Königreich. Beute war alles, was sich fortzuschaffen ließ, und zerstört wurde, was nicht genossen und geraubt werden konnte. Um desto mehr Korn fortzuschleppen, schnitt man die Ähren von den Halmen und verderbte den Überrest. Über tausend Schlösser, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt, und oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus tat er Streifzüge nach Schlesien, und selbst Mähren und Oesterreich sollten seine Raubsucht empfinden. Dies zu verhindern, mußte Graf Hassfeld aus Westfalen und Piccolomini aus den Niederlanden herbeieilen. Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaisers, erhält den Kommandostab, um die Ungeschicklichkeit seines Vorgängers Galas wieder gut zu machen und die Armee aus ihrem tiefen Verfall zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, und der Feldzug des 1640sten Jahres schien für die Schweden eine sehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen sie sich eilfertig über das meißnische Gebirge. Aber auch durch Sachsen von dem nacheilenden Feinde verfolgt und bei Plauen geschlagen, müssen sie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meistern des Feldes gemacht, stürzen sie ebenso schnell wieder zu der tiefsten Schwäche herab, um sich aufs neue zu erheben und so mit beständigem, raschem Wechsel von einem Äußersten zum andern zu eilen. Baners geschwächte Macht, im Lager bei Erfurt ihrem gänzlichen Untergang nahe, erhebt sich auf einmal wieder. Die Herzoge von Lüneburg verlassen den Pragischen Frieden und führen ihm jetzt die nämlichen Truppen zu, die sie wenige Jahre vorher gegen ihn fechten ließen. Hessen schickt Hilfe, und der Herzog von Longueville stößt mit der nachgelassenen Armee Herzog Bernhards zu seinen Fahnen. Den Kaiserlichen aufs neue an Macht überlegen, bietet

ihnen Banér bei Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Bayern sich von den kaiserlichen trennen und ihren Marsch gegen Franken richten, versucht Banér auf dieses getrennte 5 Korps einen Angriff, den aber die Klugheit des bayrischen Anführers, von Mercy, und die schnelle Annäherung der kaiserlichen Hauptmacht vereitelt. Beide Armeen ziehen sich nunmehr in das ausgehungerte Hessen, wo sie sich, nicht weit voneinander, in ein festes Lager einschließen, bis endlich Mangel und rauhe 10 Jahreszeit sie aus diesem verarmten Landstrich verschleichen. Piccolomini erwählt sich die fetten Ufer der Weser zu Winterquartieren; aber überflügelt von Banéern, muß er sie den Schweden einräumen und die fränkischen Bistümer mit seinem Besuche belästigen. 15

Um eben diese Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Beruhigung des Reiches gearbeitet und über Krieg und Frieden ein Schluß gefaßt werden sollte. Die Gegenwart des Kaisers, die Mehrheit der katholischen Stimmen im Kurfürstenrate, die überlegene Anzahl der Bischöfe und der Abgang von mehreren evangelischen Stimmen leitete die Verhandlungen zum Vorteil des Kaisers, und es fehlte viel, daß auf diesem Reichstage das Reich repräsentiert worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die 20 Protestanten als eine Zusammenverschwörung Österreichs und seiner Kreaturen gegen den protestantischen Teil, und in ihren Augen konnte es Verdienst scheinen, diesen Reichstag zu stören oder auseinander zu schleichen. 25

Banér entwarf diesen verwegenen Anschlag. Der Ruhm seiner Waffen hatte bei dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden That, um seinen vorigen Glanz wiederherzustellen. Ohne jemand zum Vertrauten seines Anschlags zu machen, verließ er in der strengsten Kälte des Winters im Jahre 1641 seine Quartiere in Lüneburg, sobald die Wege und Ströme gefroren waren. Begleitet von 35 dem Marschall von Guébriant, der die französische und weimarische Armee kommandierte, richtete er durch Thüringen und das Bogtland seinen Marsch nach der Donau und stand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor seiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeschreiblich groß war die Bestürzung der 40 versammelten Stände, und in der ersten Angst schickten sich alle Gesandten zur Flucht an. Nur der Kaiser erklärte, daß er die Stadt nicht verlassen würde, und stärkte durch sein Beispiel die

andern. Zum Unglück der Schweden fiel Tauwetter ein, daß die Donau aufging und weder trocknen Fußes noch wegen des starken Eisgangs zu Schiffe passiert werden konnte. Um doch etwas getan zu haben und den Stolz des Deutschen Kaisers zu

5 kränken, beging Banér die Unhöflichkeit, die Stadt mit fünfhundert Kanonenschüssen zu begrüßen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieser Unternehmung getäuscht, beschloß er nunmehr, tiefer in Bayern und in das unverteidigte Mähren zu bringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere seine

10 bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den französischen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. Guébriant fürchtete, daß die Absicht der Schweden sei, die weimarische Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen und von aller Gemeinschaft mit Frankreich abzuschneiden, bis man sie ent-

15 weder gänzlich auf seine Seite gebracht oder doch außerstand gesetzt habe, etwas Gutes zu unternehmen. Er trennte sich also von Banérn, um nach dem Mainstrom zurückzukehren, und dieser sah sich auf einmal der ganzen kaiserlichen Macht bloßgestellt, die, zwischen Regensburg und Ingolstadt in aller Stille

20 versammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen schnellen Rückzug zu denken, der im Angesicht eines an Reiterei überlegenen Heeres, zwischen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande kaum anders als durch ein Wunder möglich schien. Eifertig zog er sich nach dem Wald, um durch

25 Böhmen nach Sachsen zu entkommen; aber drei Regimenter mußte er bei Neuburg im Stiche lassen. Diese hielten durch eine spartanische Gegenwehr hinter einer schlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, daß Banér den Vorsprung gewinnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; Piccolomini setzte ihm auf einem nähern Weg über Schlackenwald nach, und es kam bloß auf den Vorteil einer kleinen halben

30 Stunde an, daß ihm der kaiserliche General nicht bei dem Passe zu Preßnitz zuvorkam und die ganze schwedische Macht vertilgte. Zu Zwicau vereinigte sich Guébriant wieder mit dem Banérischen Heer, und beide richteten ihren Marsch nach Halberstadt, nachdem sie umsonst versucht hatten, die Saale zu ver-

35 teidigen und den Österreichern den Übergang zu verwehren. Zu Halberstadt fand endlich Banér (im Mai 1641) das Ziel seiner Taten, durch kein andres als das Gift der Unmäßigkeit und des Verdrusses getötet. Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechselndem Glück, behauptete er das Ansehen der schwedischen Waffen in Deutschland und zeigte sich durch eine Kette von Siegestaten seines großen Lehrers in der Kriegskunst wert.

Er war reich an Anschlägen, die er geheimnißvoll bewahrte und rasch vollstreckte, besonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück, und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Lastern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt oder doch in Schutz nimmt. Ebenso gebieterisch im Umgang als vor der Fronte seines Heers, rauh wie sein Gewerbe und stolz wie ein Eroberer, drückte er die deutschen Fürsten nicht weniger durch seinen Übermut als durch seine Erpressungen ihre Länder. Für die Beschwerden des Kriegs entschädigte er sich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wollust, die er bis zum Übermaße trieb und endlich mit einem frühen Tod büßen mußte. Aber üppig wie ein Alexander und Mahomed der Zweite, stürzte er sich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wollust in die härteste Arbeit des Kriegs, und in seiner ganzen Feldherrngroße stand er da, als die Armee über den Weichling murrte. Gegen achtzigtausend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen sechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm sandte, beurkundeten seine Siege. Der Verlust dieses großen Führers wurde von den Schweden bald aufs empfindlichste gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu ersetzen sein würde. Der Geist der Empörung und Zügellosigkeit, durch das überwiegende Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sobald er dahin war. Die Offiziere fordern mit furchtbarer Einstimmigkeit ihre Rückstände, und keiner der vier Generale, die sich nach Banern in das Kommando teilen, besitzt Ansehen genug, diesen ungestümen Mahnern Genüge zu leisten oder Stillschweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erschlasst; der zunehmende Mangel und die kaiserlichen Abrufungsschreiben vermindern mit jedem Tage die Armee; die französisch-weimarischen Völker beweisen wenig Eifer; die Lüneburger verlassen die schwedischen Fahnen, da die Fürsten des Hauses Braunschweig nach dem Tode Herzog Georgs sich mit dem Kaiser vergleichen; und endlich sondern sich die Hessen von ihnen ab, um in Westfalen bessere Quartiere zu suchen. Der Feind benutzte dieses verderbliche Zwischenreich, und obgleich in zwei Aktionen aufs Haupt geschlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortschritte in Niedersachsen zu machen.

Endlich erschien der neu ernannte schwedische Generalissimus mit frischem Geld und Soldaten. Leonhard Torstensson war es, ein Bögling Gustav Adolfs und der glücklichste Nachfolger dieses Helden, dem er schon in dem polnischen Kriege

als Bage zur Seite stand. Von dem Podagra gelähmt und an die Säufte geschmiedet, besiegte er alle seine Gegner durch Schnelligkeit, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während daß sein Körper die schrecklichste aller Fesseln trug. Unter ihm verändert sich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrschen, die die Not gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Erschöpft sind alle Länder, um die man bisher gestritten hatte, und in seinen hintersten Landen unangefochten, fühlt das Haus Oesterreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutschland blutet. Torstensson verschafft ihm zuerst diese bittere Erfahrung, sättigt seine Schweden an dem fetten Tisch Oesterreichs und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaisers.

In Schlesien hatte der Feind beträchtliche Vorteile über den schwedischen Anführer Stålhandske erfochten und ihn nach der Neumark gejagt. Torstensson, der sich im Lüneburgischen mit der schwedischen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an sich und brach im Jahr 1642 durch Brandenburg, das unter dem Großen Kurfürsten angefangen hatte, eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schlesien ein. Glogau wird ohne Anproche, ohne Bresche, mit dem Degen in der Faust erstiegen, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bei Schweidnitz geschlagen und selbst erschossen, Schweidnitz wie fast das ganze diesseits der Oder gelegene Schlesien erobert. Nun drang er mit unaufhaltamer Gewalt bis in das Innerste von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauses Oesterreich gekommen war, bemeisterte sich der Stadt Olmütz und machte selbst die Kaiserstadt beben. Unterdessen hatten Piccolomini und Erzherzog Leopold eine überlegene Macht versammelt, die den schwedischen Eroberer aus Mähren und bald auch, nach einem vergeblichen Versuch auf Brieg, aus Schlesien verscheuchte. Durch Brangeln verstärkt, wagte er sich zwar aufs neue dem überlegenen Feind entgegen und entsetzte Großglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch seine Absicht auf Böhmen ausführen. Er überschwebte nun die Lausitz, wo er im Angesichte des Feindes Bittau wegnahm und nach einem kurzen Aufenthalt seinen Marsch durch Meißen an die Elbe richtete, die er bei Torgau passierte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung und machte sich Hoffnung, in dieser wohlhabenden, seit zehn Jahren verschont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrat an Lebensmitteln und starke Brandschatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiserlichen unter Leopold und

Piccolomini über Dresden zum Entsatz herbei, und Torstensson, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zusammen, den Gustav Adolf eils Jahre vorher durch einen entscheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhubte ihre Nachfolger zu einem edlen Wettstreit auf dieser heiligen Erde. Die schwedischen Generale Stålhandsske und Wittenberg werfen sich auf den noch nicht ganz in Ordnung gestellten linken Flügel der Oesterreicher mit solchem Angestüm, daß die ganze ihn bedeckende Reiterei über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem linken der Schweden drohte schon ein ähnliches Schicksal, als ihm der siegende rechte zu Hilfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel und seine Linien trennte. Die Infanterie beider Teile stand einer Mauer gleich und wehrte sich, nachdem alles Pulver verschossen war, mit umgekehrten Musketen, bis endlich die Kaiserlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreistündigen Gefechte das Feld räumen mußten. Die Anführer beider Armeen hatten ihr Äußerstes getan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog Leopold war mit seinem Regimente der erste beim Angriff und der letzte auf der Flucht. Über dreitausend Mann und zwei ihrer besten Generale, Slang und Liljehoel, kostete den Schweden dieser blutige Sieg. Von den Kaiserlichen blieben fünftausend auf dem Platze, und beinahe ebenso viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von sechsundvierzig Kanonen, das Silbergeschir und die Kanzlei des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Siegers Hände. Torstensson, zu sehr geschwächt durch seinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig, die geschlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter sich wieder sammelten. Erzherzog Leopold konnte diese verlorne Schlacht nicht verschmerzen, und das Kavallerieregiment, das durch seine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erkufte die Wirkungen seines Grimms. Zu Rakonitz in Böhmen erklärte er es im Angesicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller seiner Pferde, Waffen und Insignien, ließ seine Standarten zerreißen, mehrere seiner Offiziere und von den Gemeinen den zehnten Mann zum Tode verurteilen.

Leipzig selbst, welches drei Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die schönste Beute des Siegers. Die Stadt mußte das ganze schwedische Heer neu bekleiden und sich mit

drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuser, die ihre Warenlager darin hatten, mit Tagen beschwert wurden, von der Plünderung loskaufen. Torstensson rückte noch im Winter vor Freiberg, trotzte vor dieser Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung und hoffte, durch seine Beharrlichkeit den Mut der Belagerten zu ermüden. Aber er opferte nur seine Truppen auf, und die Annäherung des kaiserlichen Generals Piccolomini nötigte ihn endlich, mit seiner geschwächten Armee sich zurückzuziehen. Doch achtete er es schon für Gewinn, daß auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er sich freiwillig beraubte, zu entbehren genötigt ward und in diesem ungünstigen Winterfeldzug über dreitausend Pferde einbüßte. Er machte nun eine Bewegung gegen die Ober, um sich durch die Garnisonen aus Pommern und Schlesien zu verstärken; aber mit Blitzesschnelligkeit stand er wieder an der böhmischen Grenze, durchflog dieses Königreich und — entsetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiserlichen hart geängstigt wurde. Aus seinem Lager bei Tobitschau, zwei Meilen von Olmütz, beherrschte er ganz Mähren, drückte es mit schweren Erpressungen und ließ bis an die Brücken von Wien seine Scharen streifen. Umsonst bemühte sich der Kaiser, zu Verteidigung dieser Provinz den ungarischen Adel zu bewaffnen; dieser berief sich auf seine Privilegien und wollte außerhalb seinem Vaterlande nicht dienen. Über dieser fruchtlosen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen tätigen Widerstand und ließ die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während daß Leonhard Torstensson durch seine Märsche und Siege Freund und Feind in Erstaunen setzte, hatten sich die Armeen der Alliierten in andern Theilen des Reichs nicht untätig verhalten. Die Hessen und Weimarischen unter dem Grafen von Eberstein und dem Marschall von Guébriant waren in das Erzstift Köln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um sich dieser räuberischen Gäste zu erwehren, rief der Kurfürst den kaiserlichen General von Hatzfeld herbei und versammelte seine eignen Truppen unter dem General Lamboy. Diesen griffen die Alliierten (im Jänner 1642) bei Kempen an und schlugen ihn in einer großen Schlacht, daß zweitausend blieben und noch einmal soviel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieser wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Kurfürstentum und die angrenzenden Lande, daß sie nicht nur ihre Quartiere darin behaupteten, sondern auch große Verstärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guébriant überließ den hessischen Völkern, ihre Eroberungen

am Niederrhein gegen den Grafen von Hatzfeld zu vertheidigen, und näherte sich Thüringen, um Torstenssons Unternehmungen in Sachsen zu unterstützen. Aber anstatt seine Macht mit der schwedischen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinstrom, von dem er sich schon weiter, als er sollte, entfernt hätte. Da ihm die Bayern unter Merch und Johann von Werth in der Markgrafschaft Baden zugekommen waren, so irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung preisgegeben, ohne Obdach umher und mußte gewöhnlich auf dem Schnee kampieren, bis er im Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er sich im folgenden Sommer wieder im Felde und beschäftigte in Schwaben das bairische Heer, daß es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche Condé belagerte, nicht entsetzen sollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feind in das Elsaß zurückgedrückt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Cardinals Richelieu, der im November des Jahrs 1642 erfolgt war, und der Thron- und Ministerwechsel, den das Absterben Ludwigs des Dreizehnten im Mai 1643 nach sich zog, hatte die Aufmerksamkeit Frankreichs eine Zeitlang von dem deutschen Krieg abgezogen und diese Untätigkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieus Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie teuer auch der französische Untertan diese politische Größe Frankreichs bezahlte. Wenn Richelieu die Hauptstärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, so kehrte sie Mazarin gegen den Kaiser und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutschland widmete, seinen Ausspruch wahr, daß die deutsche Armee der rechte Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sei. Er schickte dem Feldmarschall von Guébriant, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verstärkung ins Elsaß; und damit diese Truppen sich den Mühseligkeiten des deutschen Kriegs desto williger unterziehen möchten, mußte der berühmte Sieger bei Rocroy, Herzog von Enghien, nachheriger Prinz von Condé, sie in eigner Person dahin führen. Jetzt fühlte sich Guébriant stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen, und machte sich auch wirklich Meister von Rottweil, wo ihm ein bairisches Magazin in die Hände fiel. Aber dieser Platz wurde teurer bezahlt, als er wert war, und schneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guébriant erhielt eine

Wunde im Arm, welche die ungeschickte Hand seines Wundarztes tödlich machte, und die Größe seines Verlustes wurde noch selbst an dem Tage seines Todes kund.

Die französische Armee, durch die Expedition in einer so 5
rauen Jahreszeit merklich vermindert, hatte sich nach der Ein-
nahme von Rottweil in die Gegend von Tuttlingen gezogen, wo sie, ohne alle Ahnung eines feindlichen Besuchs, in tiefer
Sicherheit rastet. Unterdessen versammelt der Feind eine große
Macht, die bedenkliche Festsetzung der Franzosen jenseits des
10 Rheins und in einer so großen Nähe von Bayern zu hindern
und diese Gegend von ihren Exzessen zu befreien. Die
Kaiserlichen, von Haxfeld angeführt, verbinden sich mit der
bairischen Macht, welche Merck befehligt, und auch der Herzog
von Lothringen, den man in diesem ganzen Krieg überall, nur
15 nicht in seinem Herzogtum findet, stößt mit seinen Truppen zu
ihren vereinigten Fahnen. Der Anschlag wird gefaßt, die Quar-
tiere der Franzosen in Tuttlingen und den angrenzenden Dör-
fern aufzuschlagen, d. i. sie unvermuthet zu überfallen, eine
in diesem Kriege sehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil
20 sie immer und notwendig mit Verwirrung verknüpft war, ge-
wöhnlich mehr Blut kostete, als geordnete Schlachten. Hier war
sie um so mehr an ihrem Plage, da der französische Soldat,
in dergleichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutschen
Winter ganz andre Begriffe hegte und durch die Strenge der
25 Jahreszeit sich gegen jede Überraschung für hinlänglich gesichert
hielt. Johann von Werth, ein Meister in dieser Art Krieg
zu führen, der seit einiger Zeit gegen Gustav Horn war aus-
getauscht worden, führte die Unternehmung an und brachte sie
auch über alle Erwartung glücklich zustande.

Man tat den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen
Pässe und Waldungen wegen am wenigsten erwartet werden
konnte, und ein starker Schnee, der an ebendiesem Tage (den
24ten des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annäherung des
Vortrabs, bis er im Angesichte von Tuttlingen Halt machte.
35 Die ganze außerhalb des Orts verlassen stehende Artillerie wird,
sowie das naheliegende Schloß Honberg, ohne Widerstand er-
obert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden
Armee umzingelt, und aller Zusammenhang der in den Dörfern
umher zerstreuten feindlichen Quartiere still und plötzlich gehemmt.
40 Die Franzosen waren also schon besiegt, ehe man eine Kanone ab-
brannte. Die Reiterei dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer
Pferde und den wenigen Minuten, welche sie vor dem nachsehen-
den Feinde voraus hatte. Das Fußvolk ward zusammengehauen

oder streckte freiwillig das Gewehr. Gegen zweitausend bleiben, siebentausend geben sich mit fünfundzwanzig Stabs-offizieren und neunzig Capitän's gefangen. Dies war wohl in diesem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und gewinnende Partei ohngefähr den nämlichen Eindruck machte; beide waren Deutsche, und die Franzosen hatten sich beschimpft. Das Andenken dieses unholden Tages, der hundert Jahre später bei Roßbach erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldentaten eines Turenne und Condé wieder ausgelöscht; aber es war den Deutschen zu gönnen, wenn sie sich für das Elend, das die französische Politik über sie häufte, mit einem Gassenhauer auf die französische Tapferkeit bezahlten machten.

Diese Niederlage der Franzosen hätte indessen den Schweden sehr verderblich werden können, da nunmehr die ganze ungeteilte Macht des Kaisers gegen sie losgelassen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieser Zeit noch um einen vermehrt worden war. Torstensson hatte Mähren im September 1643 plötzlich verlassen und sich nach Schlesien gezogen. Niemand wußte die Ursache seines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung seines Marsches trug dazu bei, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schlesien aus näherte er sich unter mancherlei Krümmungen der Elbe, und die Kaiserlichen folgten ihm bis in die Lausitz nach. Er ließ bei Torgau eine Brücke über die Elbe schlagen und sprengte aus, daß er durch Meißen in die obere Pfalz und in Bayern dringen würde. Auch bei Barby stellte er sich an, als wollte er diesen Strom passieren, zog sich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er seiner erstaunten Armee bekannt machte, daß er sie nach Holstein gegen die Dänen führe.

Längst schon hatte die Parteilichkeit, welche König Christian der Vierte bei dem von ihm übernommenen Mittleramt gegen die Schweden blicken ließ, die Eifersucht, womit er dem Fortgang ihrer Waffen entgegenarbeitete, die Hindernisse, die er der schwedischen Schifffahrt im Sund entgegensetzte, und die Lasten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beschwerte, den Unwillen dieser Krone gereizt und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefodert. Wie gewagt es auch schien, sich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während daß man unter der Last des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beinahe zu Boden sank, so erhob doch die Nachbegierde und ein verjährtcr Nationalhaß den Mut der Schweden über alle diese Bedenklichkeiten, und die Verlegenheiten selbst, in welche man sich durch den Krieg in Deutschland verwickelt sah, waren ein

Beweggrund mehr, sein Glück gegen Dänemark zu versuchen. Es war endlich soweit gekommen, daß man den Krieg nur fortsetzte, um den Truppen Arbeit und Brot zu verschaffen, daß man fast bloß um den Vorteil der Winterquartiere stritt und, die
5 Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptschlacht schätzte. Aber fast alle Provinzen des Deutschen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menschen, und an allem diesem hatte Holstein Überfluß. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die
10 Armee in dieser Provinz rekrutierte, Pferde und Soldaten sättigte und die Reiterei besser beritten machte — so war der Erfolg schon der Mühe und Gefahr des Versuches wert. Auch kam jetzt bei Eröffnung des Friedensgeschäftes alles darauf an, den nachteiligen dänischen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen
15 zu hemmen, den Frieden selbst, der die schwedische Krone nicht sehr zu begünstigen schien, durch Verwirrung der Interessen möglichst zu verzögern und, da es auf Bestimmung einer Genugtuung ankam, die Zahl seiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünschte, desto gewisser zu
20 erlangen. Die schlechte Verfassung des dänischen Reichs berechnigte zu noch größeren Hoffnungen, wenn man nur den Anschlag schnell und verschwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimnis so gut, daß die dänischen Minister nicht das geringste davon argwohnten, und weder Frankreich
25 noch Holland wurde in das Geheimnis gezogen. Der Krieg selbst war die Kriegserklärung, und Torstensson stand in Holstein, ehe man eine Feindseligkeit ahnete. Durch keinen Widerstand aufgehalten, ergießen sich die schwedischen Truppen wie eine Überschwemmung durch dieses Herzogtum und bemächtigen sich aller festen Plätze desselben, Rendsburg und Glückstadt
30 ausgenommen. Eine andere Armee bricht in Schonen ein, welches gleich wenig Widerstand leistet, und nur die stürmische Jahreszeit verhindert die Anführer, den Kleinen Belt zu passieren und den Krieg selbst nach Fünen und Seeland zu wälzen. Die
35 dänische Flotte verunglückt bei Fehmarn, und Christian selbst, der sich auf derselben befindet, verliert durch einen Splitter sein rechtes Auge. Abgeschnitten von der weit entlegenen Macht des Kaisers, seines Bundsgenossen, steht dieser König auf dem Punkte, sein ganzes Reich von der schwedischen Macht überschwemmt zu sehen, und es ließ sich in allem Ernst zu Erfüllung der Wahrsagung an, die man sich von dem berühmten Tycho Brahe erzählte, daß Christian der Vierte im Jahre 1644 mit einem bloßen Stecken aus seinem Reiche würde wandern müssen

Aber der Kaiser durfte nicht gleichgültig zusehen, daß Däne-
 mark den Schweden zum Opfer wurde und der Raub dieses
 Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie groß auch die Schwierig-
 keiten waren, die sich einem so weiten Marsch durch lauter aus-
 gehungerte Länder entgegensetzten, so säumte er doch nicht, den
 Grafen von Gallas, dem nach dem Austritt des Piccolo-
 mini das Oberkommando über die Truppen aufs neue war an-
 vertraut worden, mit einer Armee nach Holstein zu senden.
 Gallas erschien auch wirklich in diesem Herzogtum, eroberte
 Kiel und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die schwe-
 dische Armee in Jütland einzuschließen. Zugleich wurden die
 Hessen und der schwedische General von Königsmark durch
 Hatfeld und durch den Erzbischof von Bremen, den Sohn
 Christians des Vierten, beschäftigt, und der letztere durch
 einen Angriff auf Meissen nach Sachsen gezogen. Aber Torstens-
 son drang durch den unbefesteten Paß zwischen Schleswig und
 Stapelholm, ging mit seiner neugestärkten Armee dem Gallas
 entgegen und drückte ihn den ganzen Elbstrom hinauf bis Bern-
 burg, wo die Kaiserlichen ein festes Lager bezogen. Torstens-
 son passierte die Saale und nahm eine solche Stellung, daß er
 den Feinden in den Rücken kam und sie von Sachsen und Böhmen
 abschchnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein und richtete
 den größten Teil der Armee zugrunde; der Rückzug nach
 Magdeburg verbesserte nichts an dieser verzweifelten Lage. Die
 Kavallerie, welche nach Schlessien zu entkommen suchte, wird von
 Torstensson bei Jüterbog eingeholt und zerstreut, die übrige
 Armee, nach einem vergeblichen Versuch, sich mit dem Schwert
 in der Hand durchzuschlagen, bei Magdeburg fast ganz auf-
 gerieben. Von seiner großen Macht brachte Gallas bloß einige
 tausend Mann und den Ruhm zurück, daß kein größerer Meister
 zu finden sei, eine Armee zu ruinieren. Nach diesem verunglückten
 Versuch zu seiner Befreiung suchte der König von Dänemark den
 Frieden und erhielt ihn zu Brömsebro im Jahre 1645 unter
 harten Bedingungen.

Torstensson verfolgte seinen Sieg. Während daß einer
 seiner Untergenerale, Axel Lilje, Kursachsen ängstigte, und
 Königsmark ganz Bremen sich unterwürdig machte, brach er
 selbst an der Spitze von sechzehntausend Mann und mit achtzig
 Kanonen in Böhmen ein und suchte nun den Krieg aufs neue
 in die Erbstaaten Osterreichs zu verpflanzen. Ferdinand eilte
 auf diese Nachricht selbst nach Prag, um durch seine Gegenwart
 den Mut seiner Völker zu entflammen und, da es so sehr an
 einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an

Übereinstimmung fehlte, in der Nähe der Kriegeszenen desto schneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf seinen Befehl versammelte Haßfeld die ganze österreichische und bairische Macht und stellte sie — das letzte Heer des Kaisers und der letzte Wall
 5 seiner Staaten — wider seinen Rat und Willen, dem eindringenden Feinde bei Zankau oder Zankowitz am 24. Februar 1645 entgegen. Ferdinand verlieh sich auf seine Reiterei, welche dreitausend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zusage der Jungfrau Maria, die ihm im Traum erschienen
 10 und einen gewissen Sieg versprochen hatte.

Die Überlegenheit der Kaiserlichen schreckte Torstensson nicht ab, der nie gewohnt war, seine Feinde zu zählen. Gleich beim ersten Angriff wurde der linke Flügel, den der ligistische
 15 General von Göz in eine sehr unvorteilhafte Gegend zwischen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer selbst mit dem größten Teil seiner Völker erschlagen, und beinahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieser unglückliche Anfang entschied das Schicksal des
 20 ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten sich, immer vorwärts dringend, der wichtigsten Anhöhen, und nach einem achtstündigen blutigen Gefechte, nach einem wütenden Anlauf der kaiserlichen Reiterei und dem tapfersten Widerstand des Fußvolks waren sie Meister vom Schlachtfelde. Zweitausend Österreicher blieben auf dem Platze, und Haßfeld selbst mußte sich
 25 mit dreitausend gefangen geben. Und so war denn an einem Tage der beste General und das letzte Heer des Kaisers verloren.

Dieser entscheidende Sieg bei Zankau öffnete auf einmal dem Feind alle österreichische Lande. Ferdinand entfloh eilig nach Wien, um für die Verteidigung dieser Stadt zu sorgen und
 30 sich selbst, seine Schätze und seine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch währte es nicht lange, so brachen die siegenden Schweden in Mähren und Osterreich wie eine Wasserflut herein. Nachdem sie beinahe das ganze Mähren erobert, Brünn eingeschlossen, von allen festen Schlössern und Städten bis an die Donau Besitz genommen und endlich selbst die Schanze an der Wolfsbrücke, unfern von Wien, erstiegen, stehen sie endlich im Gesicht dieser
 35 Kaiserstadt, und die Sorgfalt, mit der sie die eroberten Plätze befestigen, scheint keinen kurzen Besuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des Deutschen Reiches krümmt sich endlich der Kriegesstrom rückwärts zu seinem
 40 Anfang, und der Knall des schwedischen Geschüzes erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die böhmischen Rebellen vor siebenundzwanzig Jahren in die Kaiserzburg warfen.

Dieselbe Kriegsbühne führt auch dieselben Werkzeuge des Angriffs zurück. Wie Bethlen Gabor von den rebellischen Böhmen, so wird jetzt sein Nachfolger, Rakocz, von Torstensson zum Beistand herbeigerufen; schon ist Oberungarn von seinen Truppen überschwemmt, und täglich fürchtet man seine Vereinigung mit den Schweden. Johann Georg von Sachsen, durch die schwedischen Einquartierungen in seinem Lande aufs Äußerste gebracht, hilflos gelassen von dem Kaiser, der sich nach dem Zankauischen Treffen selbst nicht beschützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillstand mit den Schweden zu schließen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiser verliert einen Freund, indem an den Thron seines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufsteht, indem seine Kriegsheere schmelzen, und seine Bundesgenossen an andern Enden Deutschlands geschlagen werden. Denn auch die französische Armee hatte den Schimpf der Tuttlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder ausgelöscht und die ganze Macht Bayerns am Rhein und in Schwaben beschäftigt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verstärkt, die der große und jetzt schon durch seine Siege in Italien verherrlichte Turenne dem Herzog von Enghien zuführte, erschienen sie am 3. August 1644 vor Freiburg, welches Mercy kurz vorher erobert hatte und mit seiner ganzen, aufs beste verschanzten Armee bedeckte. Das Ungestüm der französischen Tapferkeit scheiterte zwar an der Standhaftigkeit der Bayern, und der Herzog von Enghien mußte sich zum Rückzug entschließen, nachdem er bei sechstausend seiner Leute umsonst hingeschlachtet hatte. Mazarin vergoß Tränen über diesen großen Verlust, den aber der herzlose, für den Ruhm allein empfindliche Condé nicht achtete. „Eine einzige Nacht in Paris,“ hörte man ihn sagen, „gibt mehr Menschen das Leben, als diese Aktion getödet hat.“ Indessen hatte doch diese mörderische Schlacht die Bayern so sehr entkräftet, daß sie, weit entfernt, das bedrängte Oesterreich zu entsetzen, nicht einmal die Rheinufer verteidigen konnten. Speier, Worms, Mannheim ergeben sich, das feste Philippsburg wird durch Mangel bezwungen, und Mainz selbst eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oesterreich und Mähren am Anfang des Krieges gegen die Böhmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen Torstensson. Rakocz war zwar mit seinen Völkern, fünfundzwanzigtausend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des schwedischen Lagers gedrungen; aber diese undisziplinirten und rohen Scharen verwüstheten nur das Land und vermehrten den Mangel

im Lager der Schweden, anstatt daß sie die Unternehmungen Torstenssons durch eine zweckmäßige Wirksamkeit hätten befördern sollen. Dem Kaiser Tribut, dem Untertan Geld und Gut abzuängstigen, war der Zweck, der den Rakoczyn wie
 5 Bethlen Gaborn ins Feld rief, und beide gingen heim, sobald sie diese Absicht erreicht hatten. Ferdinand, um seiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer forderte, und befreite durch ein geringes Opfer seine Staaten von diesem furchtbaren Feinde.

10 Unterdessen hatte sich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Brünn aufs äußerste geschwächt. Torstensson, der selbst dabei kommandierte, erschöpfte vier Monate lang umsonst seine ganze Belagerungskunst; der Widerstand war dem Angriffe gleich, und Verzweiflung erhöhte den
 15 Mut des Kommandanten de Souches, eines schwedischen Ueberläufers, der keinen Pardon zu hoffen hatte. Die Wut der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuß unreifer Früchte in seinem langwierigen verpesteten Lager erzeugte, und der schnelle Abzug des Siebenbürgers nötigten endlich den
 20 schwedischen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Pässe an der Donau besetzt, seine Armee aber durch Krankheit und Hunger schon sehr geschmolzen war, so entsagte er seiner Unternehmung auf Oesterreich und Mähren, begnügte sich, durch Zurücklassung schwedischer Besatzungen in den eroberten Schlössern
 25 einen Schlüssel zu beiden Provinzen zu behalten, und nahm seinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem letztern noch nicht wiedererobert waren, wurden nach seinem
 30 Abzuge von dem kaiserlichen General Buchheim bezwungen, daß die österreichische Grenze in dem folgenden Jahre wieder völlig von Feinden gereinigt war und das zitternde Wien mit dem bloßen Schrecken davonkam. Auch in Böhmen und Schlesi-
 35 en behaupteten sich die Schweden nur mit sehr abwechselndem Glück und durchirrten beide Länder, ohne sich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der Torstenssonischen Unternehmung ihrem vielversprechenden Anfang nicht ganz ge-
 mäß war, so hatte sie doch für die schwedische Partei die entscheidendsten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachsen zum Stillstand genötigt, der Kaiser bei dem Friedens-
 40 kongresse nachgiebiger, Frankreich gefälliger und Schweden selbst in seinem Betragen gegen die Kronen zuversichtlicher und kühner gemacht. Seiner großen Bilsicht so glänzend entledigt, trat der Urheber dieser Vorteile, mit Lorbeern geschmückt, in die Stille

des Privatstandes zurück, um gegen die Qualen seiner Krankheit Vinderung zu suchen.

Von der böhmischen Seite zwar sahe sich der Kaiser nach Torstenssons Abzug vor einem feindlichen Einbruch gesichert; aber bald näherte sich von Schwaben und Bayern her eine neue Gefahr den österreichischen Grenzen. Turenne, der sich von Condé getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr 1645 unweit Mergentheim von Mercy aufs Haupt geschlagen worden, und die siegenden Bayern drangen unter ihrem tapfern Anführer in Hessen ein. Aber der Herzog von Enghien eilte sogleich mit einem beträchtlichen Sukkurs aus dem Elsaß, Königsmark aus Mähren, die Hessen von dem Rheinstrom herbei, das geschlagene Heer zu verstärken, und die Bayern wurden bis an das äußerste Schwaben zurückgedrückt. Bei dem Dorf Allersheim, unweit Rördlingen, hielten sie endlich stand, die Grenze von Bayern zu verteidigen. Aber der ungestüme Mut des Herzogs von Enghien ließ sich durch kein Hinderniß schrecken. Er führte seine Völker gegen die feindlichen Schanzen, und eine große Schlacht geschah, die der heldenmütige Widerstand der Bayern zu einer der hartnäckigsten und blutigsten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen Mercy, Turennes Besonnenheit und die felsenfeste Standhaftigkeit der Hessen zum Vorteil der Alliierten entschied. Aber auch diese zweite barbarische Hinopferung von Menschen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das französische Heer, durch diesen blutigen Sieg entkräftet, verminderte sich noch mehr durch den Abzug der Hessen, und den Bayern führte Leopold kaiserliche Hilfsvölker zu, daß Turenne aufs eifertigste nach dem Rhein zurückfliehen mußte.

Der Rückzug der Franzosen erlaubte dem Feind, seine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. Gustav Wrangel, kein unwürdiger Nachfolger Banérs und Torstenssons, hatte im Jahre 1646 das Oberkommando über die schwedische Macht erhalten, die, außer Königsmarks fliegendem Korps und den vielen im Reiche zerstreuten Besatzungen, ohngefähr noch achttausend Pferde und funfzehntausend Mann Fußvolk zählte. Nachdem der Erzherzog Leopold seine vierundzwanzigtausend Mann starke Macht durch zwölf bairische Kavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verstärkt hatte, ging er auf Wrangeln los und hoffte, ihn, ehe Königsmark zu ihm stieße oder die Franzosen eine Diversion machten, mit seiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieser erwartete ihn nicht, sondern eilte durch Obersachsen an die Weser, wo er Hörter und

Baderborn wegnahm. Von da wendete er sich nach Hessen, um sich mit Turenne zu vereinigen, und zog in seinem Lager zu Weklar die fliegende Armee des Königsmark an sich. Aber Turenne, gefesselt durch Mazarins Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachsenden Übermut Schwedens gern eine Grenze gesetzt sah, entschuldigte sich mit dem dringenden Bedürfnis, die niederländischen Grenzen des französischen Reichs zu verteidigen, weil die Holländer ihre versprochene Diverſion in diesem Jahr unterlassen hätten. Da aber Wrangel fortfuhr, auf seiner gerechten Forderung mit Nachdruck zu bestehen, da eine längere Widerſetzlichkeit bei den Schweden Verdacht erwecken, ja, sie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Osterreich geneigt machen konnte, so erhielt endlich Turenne die gewünschte Erlaubnis, das schwedische Heer zu verstärken.

Die Vereinigung geschah bei Gießen, und jetzt fühlte man sich mächtig genug, dem Feinde die Stirne zu bieten. Er war den Schweden bis Hessen nachgeeilt, wo er ihnen die Lebensmittel abschneiden und die Vereinigung mit Turenne verhindern wollte. Beides mißlang, und die Kaiserlichen sahen sich nun selbst von dem Main abgeschnitten und nach dem Verlust ihrer Magazine dem größten Mangel ausgesetzt. Wrangel benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Krieg eine ganz andre Wendung geben sollte. Auch er hatte die Maxime seines Vorgängers adoptiert, den Krieg in die österreichischen Staaten zu spielen; aber von dem schlechten Fortgange der Torstenssonischen Unternehmung abgeschreckt, hoffte er, denselben Zweck auf einem andern Wege sicherer und gründlicher zu erreichen. Er entschloß sich, dem Laufe der Donau zu folgen und mitten durch Bayern gegen die österreichischen Grenzen hereinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte schon Gustav Adolf entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die Wallensteinische Macht und Sachsens Gefahr von seiner Siegesbahn zu frühzeitig abriefen. In seine Fußstapfen war Herzog Bernhard getreten, und glücklicher als Gustav Adolf, hatte er schon zwischen der Isar und dem Inn seine siegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen, in seinem Heldenlaufe still zu stehen und seine Völker zurückzuführen. Was diesen beiden mißlungen war, hoffte Wrangel jetzt um so mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiserlich-bayrischen Völker weit hinter ihm an der Lahn standen und erst nach einem sehr weiten Marsch durch Franken und die Oberpfalz in Bayern eintreffen konnten. Eifertig zog er sich an die Donau, schlug ein

Korps Bayern bei Donaauwörth und passierte diesen Strom sowie den Lech ohne Widerstand. Aber durch die fruchtlose Belagerung von Augsburg verschaffte er den Kaiserlichen Zeit, sowohl diese Stadt zu entsetzen, als ihn selbst bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem sie sich aber aufs neue, um den Krieg von den bayrischen Grenzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, 5
erfah er die Gelegenheit, den unbezegt gelassenen Lech zu passieren, den er nunmehr den Kaiserlichen selbst versperrte. Und jetzt lag Bayern offen und unverteidigt vor ihm da; Franzosen und Schweden überschwennten es wie eine reißende Flut, und der 10
Soldat belohnte sich durch die schrecklichsten Gewalttaten, Räubereien und Erpressungen für die überstandnen Gefahren. Die Ankunft der kaiserlich-bayrischen Völker, welche endlich bei Dierhaupten den Übergang über den Lechstrom vollbrachten, vermehrte bloß das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne 15
Unterschied plünderten.

Jetzt endlich, jetzt, in diesem ganzen Kriege zum ersten Male, wankte der standhafte Mut Maximilians, der achtundzwanzig Jahre lang bei den härtesten Proben unerschüttert geblieben. Ferdinand der Zweite, sein Gespieler zu Ingolstadt und der Freund seiner Jugend, war nicht mehr; mit dem 20
Tode dieses Freundes und Wohlthäters war eins der stärksten Bande zerrissen, die den Kurfürsten an Oesterreichs Interesse gefesselt hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet; der Sohn war seinem Herzen fremd, 25
und nur das Staatsinteresse konnte ihn in der Treue gegen diesen Fürsten erhalten.

Und eben dieses letztere war es, was die französische Arglist jetzt wirken ließ, um ihn von der österreichischen Allianz abzulocken und zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Nicht ohne 30
eine große Absicht hatte Mazarin seiner Eifersucht gegen die wachsende Macht Schwedens Stillschweigen auferlegt und den französischen Völkern gestattet, die Schweden nach Bayern zu begleiten. Bayern sollte alle Schrecknisse des Kriegs erleiden, damit endlich Not und Verzweiflung die Standhaftigkeit Maxi- 35
milians besiegt und der Kaiser den ersten und letzten seiner Alliierten verlöre. Brandenburg hatte unter seinem großen Regenten die Neutralität erwählt, Sachsen aus Not ergreifen müssen, den Spaniern untersagte der französische Krieg 40
jeden Anteil an dem deutschen, Dänemark hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, Polen ein langer Stillstand entwaffnet. Gelang es, auch noch den Kurfürsten von Bayern von dem österreichischen Bündnis loszureißen, so hatte

der Kaiser im ganzen Deutschland keinen Verfechter mehr, und schutzlos stand er da, der Willkür der Kronen preisgegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er schwebte, und ließ kein Mittel unverfucht, sie abzuwenden. Aber man hatte dem Kurfürsten von Bayern die nachtheilige Meinung beibracht, daß nur die Spanier dem Frieden entgegenständen, und daß bloß spanischer Einfluß den Kaiser vermöge, sich gegen den Stillstand der Waffen zu erklären; Maximilian aber haßte die Spanier und hatte es ihnen nie vergeben, daß sie ihm bei seiner Bewerbung um die pfälzische Kur entgegen gewesen waren. Und dieser feindseligen Macht zu Gefallen sollte er jetzt sein Volk aufgeopfert, seine Lande verwüstet, sich selbst zu Grunde gerichtet sehen, da er sich durch einen Stillstand aus allen Bedrängnissen reißen, seinem Volke die so nötige Erholung verschaffen und durch dieses Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beschleunigen konnte? Jede Bedenklichkeit verschwand, und von der Nothwendigkeit dieses Schrittes überzeugt, glaubte er seinen Pflichten gegen den Kaiser genug zu thun, wenn er auch ihn der Wohltat des Waffenstillstandes theilhaftig machte.

Zu Ulm versammelten sich die Deputierten der drei Kronen und Bayerns, um die Bedingungen des Stillstandes in Richtigkeit zu bringen. Aus der Instruktion der österreichischen Abgesandten ergab sich aber bald, daß der Kaiser den Kongreß nicht beschickt hatte, um die Abschließung desselben zu befördern, sondern vielmehr um sie rückgängig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vortheile waren und von der Fortsetzung des Kriegs mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillstand zu gewinnen, nicht ihnen denselben durch harte Bedingungen zu erschweren. Sie waren ja die Sieger; und doch maßte der Kaiser sich an, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Auch fehlte wenig, daß ihre Gesandten nicht im ersten Born den Kongreß verließen, und um sie zurückzuhalten, mußten die Franzosen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Kurfürsten von Bayern auf diese Weise mißlungen war, den Kaiser mit in den Stillstand einzuschließen, so hielt er sich nunmehr für berechtigt, für sich selbst zu sorgen. So teuer auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillstand erkaufen ließ, so bedachte er sich doch nicht lange, denselben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Schwaben und Franken auszubreiten, und war zufrieden, die seinigen auf Bayern und auf die pfälzischen Lande einzuschränken. Was er in Schwaben erobert hatte, mußte den

Alliierten geräumt werden, die ihm ihrerseits, was sie von Bayern inne hatten, wieder auslieferten. In den Stillstand war auch Köln und Hessen-Kassel eingeschlossen. Nach Abschließung dieses Traktats, am 14. März 1647, verließen die Franzosen und Schweden Bayern und wählten sich, um sich selbst nicht im Wege zu stehen, verschiedene Quartiere, jene im Herzogtum Württemberg, diese in Oberschwaben, in der Nähe des Bodensees. An dem äußersten nördlichen Ende dieses Sees und Schwabens südlichster Spitze trogte die österreichische Stadt Bregenz durch ihren engen und steilen Paß jedem feindlichen Anfall, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man seine Güter und Personen in diese natürliche Festung geflüchtet. Die reiche Beute, die der aufgehäufte Vorrat darin erwarten ließ, und der Vorteil, einen Paß gegen Tirol, die Schweiz und Italien zu besitzen, reizte den schwedischen General, einen Angriff auf diese für unüberwindlich gehaltene Klause und die Stadt selbst zu versuchen. Beides gelang ihm, des Widerstands der Landleute ungeachtet, die, sechstausend an der Zahl, den Paß zu verteidigen strebten. Unterdes hatte sich Turenne, der getroffenen Übereinkunft gemäß, nach dem Württembergischen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmstadt und den Kurfürsten von Mainz durch die Gewalt seiner Waffen zwang, nach dem Beispiel Bayerns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich schien das große Ziel der französischen Staatskunst erreicht zu sein, den Kaiser, alles Beistands der Ligue und seiner protestantischen Alliierten beraubt, den vereinigten Waffen der beiden Kronen ohne Verteidigung bloßzustellen und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu diktieren. Eine Armee von höchstens zwölftausend Mann war alles, was ihm von seiner Furchtbarkeit übrig war, und über diese mußte er, weil der Krieg alle seine fähigen Generale dahingerafft hatte, einen Calvinisten, den hessischen Überläufer Melander, zum Befehlshaber setzen. Aber wie dieser Krieg mehrmals die überraschendsten Glückswechsel aufstellte und oft durch einen plötzlichen Zwischenfall alle Berechnungen der Staatskunst zunichten machte, so strafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief gesunkene Macht Österreichs arbeitete sich nach einer kurzen Krise aufs neue zu einer drohenden Überlegenheit empor. Frankreichs Eifersucht gegen die Schweden erlaubte dieser Krone nicht, den Kaiser zugrunde zu richten und die schwedische Macht in Deutschland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich selbst zuletzt verderblich werden konnte. Österreichs hilflose Lage wurde daher von dem französischen Minister nicht

benutzt, die Armee des Turenne von Wrangeln getrennt und an die niederländischen Grenzen gezogen. Zwar versuchte Wrangel, nachdem er sich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert und die dortige kaiserliche Besatzung unter seine Armee gesteckt hatte, für sich selbst in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüssel zu diesem Königreich. Um diese Festung zu entsetzen, ließ der Kaiser seine letzte Armee marschieren und fand sich in eigener Person bei derselben ein. Aber ein weiter Umweg, den sie nehmen mußte, um die Güter des Kriegsratspräsidenten von Schlick nicht zu betreten, verzögerte ihren Marsch, und ehe sie anlangte, war Eger schon verloren. Beide Armeen näherten sich jetzt einander, und man erwartete mehr als einmal eine entscheidende Schlacht, da beide der Mangel drückte, die Kaiserlichen die größere Zahl für sich hatten, und beide Läger und Schlachtordnungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke voneinander geschieden waren. Aber die Kaiserlichen begnügten sich, dem Feind zur Seite zu bleiben und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und schlimme Märsche zu ermüden, bis die mit Bayern eröffneten Unterhandlungen das gewünschte Ziel erreicht haben würden.

Bayerns Neutralität war eine Wunde, die der kaiserliche Hof nicht verschmerzen konnte, und nachdem man umsonst versucht hatte, sie zu hindern, ward beschlossen, den einzig möglichen Vorteil davon zu ziehen. Mehrere Offiziere der bayrischen Armee waren über diesen Schritt ihres Herrn entrüstet, der sie auf einmal in Untätigkeit versetzte und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine lästige Fessel anlegte. Selbst der tapfere Johann von Werth stand an der Spitze der Mißvergnügten, und aufgemuntert von dem Kaiser, entwarf er das Komplott, die ganze Armee von dem Kurfürsten abtrünnig zu machen und dem Kaiser zuzuführen. Ferdinand erröthete nicht, diese Verrätereie gegen den treuesten Alliirten seines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die kurfürstlichen Völker förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er sie erinnerte, daß sie Reichstruppen seien, die der Kurfürst bloß in kaiserlichem Namen befehligt habe. Zum Glück entdeckte Maximilian das angesponnene Komplott noch zeitig genug, um durch schnelle und zweckmäßige Anstalten der Ausführung desselben zuvorzukommen.

Der unwürdige Schritt des Kaisers hatte ihn zu Repressalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein sprechen durfte, die Leidenschaft zu hören. Er hatte von dem Waffenstillstand die Vorteile nicht geerntet, die er sich darin versprochen hatte. Weit entfernt, zu

der Beschleunigung des allgemeinen Friedens beizutragen, hatte dieser einseitige Stillstand vielmehr den Negotiationen zu Münster und Osnabrück eine schädliche Wendung gegeben und die Alliierten in ihren Forderungen dreister gemacht. Die Franzosen und Schweden waren aus Bayern entfernt worden; aber durch den Verlust der Quartiere im schwäbischen Kreise sah er sich nun selbst dahin gebracht, mit seinen Truppen sein eigenes Land auszusaugen, wenn er sich nicht entschließen wollte, sie ganz und gar abzudanken und in dieser Zeit des Faustrechts unbesonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ehe er eins dieser beiden gewissnen Übel erwählte, entschloß er sich lieber zu einem dritten, das zum wenigsten noch ungewiß war: den Stillstand aufzukündigen und aufs neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entschluß und die schnelle Hilfe, die er dem Kaiser nach Böhmen schickte, drohte den Schweden höchst verderblich zu werden, und Wrangel mußte sich aufs eilfertigste aus Böhmen zurückziehen. Er ging durch Thüringen nach Westfalen und Lüneburg, um die französische Armee unter Turenne an sich zu ziehen, und unter Melander und Gronsfeld folgte ihm die kaiserlich-bayrische Armee bis an den Weserstrom. Sein Unterfang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe Turenne zu ihm stieß; aber was den Kaiser zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch die Schweden. Mitten unter der Wut des Kampfes leitete kalte Klugheit den Lauf des Krieges, und die Wachsamkeit der Höfe vermehrte sich, je näher der Friede herbeirückte. Der Kurfürst von Bayern durfte es nicht geschehen lassen, daß sich das Übergewicht der Macht so entscheidend auf die Seite des Kaisers neigte und durch diesen plötzlichen Umschwung der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abschließung der Traktaten, war jede einseitige Glücksveränderung äußerst wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter den traktierenden Kronen konnte auf einmal das Werk vieler Jahre, die teure Frucht der schwierigsten Unterhandlungen zerstören und die Ruhe des ganzen Europa verzögern. Wenn Frankreich seine Alliierte, die Krone Schweden, in heilsamen Fesseln hielt und ihr, nach Maßgabe ihrer Vorteile und Verluste, seine Hilfe zuzählte, so übernahm der Kurfürst von Bayern stillschweigend dieses Geschäft bei seinem Alliierten, dem Kaiser, und suchte durch eine weise Abwägung seines Beistandes Meister von Oesterreichs Größe zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaisers auf einmal zu einer gefährlichen Höhe zu steigen, und Maximilian hält plötzlich inne, die schwedische Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repressalien Frankreichs, welches schon gedroht hatte, die

ganze Macht Turennes gegen ihn zu senden, wenn er seinen Truppen erlauben würde, über die Weser zu setzen.

Melander, durch die Bayern gehindert, Wrangeln weiter zu verfolgen, wendete sich über Jena und Erfurt gegen Hessen und erscheint jetzt als furchtbarer Feind in demselben Lande, das er ehemals verteidigt hatte. Wenn es wirklich Rachbegierde gegen seine ehemalige Gebieterin war, was ihn antrieb, Hessen zum Schauplay seiner Verwüstung zu erwählen, so befriedigte er diese Lust auf das schrecklichste. Hessen blutete unter seiner Geißel, und das Elend dieses so hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn aufs äußerste getrieben. Aber bald hatte er Ursache, zu bereuen, daß ihn bei der Wahl der Quartiere die Rachgier statt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Hessen drückte der äußerste Mangel die Armee, während daß Wrangel in Lüneburg frische Kräfte sammelte und seine Regimenter beritten machte. Viel zu schwach, seine schlechten Quartiere zu behaupten, als der schwedische General im Winter des 1648sten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Hessen anrückte, mußte er mit Schanden entweichen und an den Ufern der Donau seine Rettung suchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden aufs neue getäuscht und die Armee des Turenne, aller Aufforderungen Wrangels ungeachtet, am Rheinstrom zurückgehalten. Der schwedische Heerführer hatte sich dadurch gerächt, daß er die weimarische Reiterei an sich zog, die dem französischen Dienst entsagte, durch eben diesen Schritt aber der Eifersucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt Turenne die Erlaubnis, zu den Schweden zu stoßen, und nun wurde von beiden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in diesem Kriege eröffnet. Sie trieben Melandern bis an die Donau vor sich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiserlichen belagert war, und schlugen jenseits der Donau das kaiserlich-bayrische Heer, das bei Zusmarshausen sich ihnen entgegenstellte. Melander erhielt in dieser Aktion eine tödliche Wunde, und der bayrische General von Gronsfeld postierte sich mit der übrigen Armee jenseits des Lechstroms, um Bayern vor einem feindlichen Einbruche zu schützen.

Aber Gronsfeld war nicht glücklicher als Tilly, der an eben diesem Posten für Bayerns Rettung sein Leben hingeopfert hatte. Wrangel und Turenne wählten dieselbe Stelle zum Übergang, welche durch den Sieg Gustav Adolfs bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hilfe desselben Vorteils, welcher jenen begünstigt hatte. Jetzt wurde Bayern aufs neue

überschwemmt und der Bruch des Stillstandes durch die grausamste Behandlung des bairischen Untertans geahndet. Maximilian verkroch sich in Salzburg, indem die Schweden über die Isar setzten und bis an den Inn vordrangen. Ein anhaltender starker Regen, der diesen nicht sehr beträchtlichen Fluß in wenigen 5 Tagen in einen reißenden Strom verwandelte, rettete Osterreich noch einmal aus der drohenden Gefahr. Zehnenmal versuchte der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn zu schlagen, und zehnenmal vernichtete sie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholischen so groß gewesen als jetzt, da die 10 Feinde mitten in Bayern standen und kein General mehr vorhanden war, den man einem Turenne, Wrangel und Königsmark gegenüberstellen durfte. Endlich erschien der tapfere Held Piccolomini aus den Niederlanden, den schwachen Rest der kaiserlichen Heere anzuführen. Die Alliierten hatten durch 15 ihre Verwüstungen in Bayern sich selbst den längern Aufenthalt in diesem Lande erschwert, und der Mangel nötigt sie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspost ihre Tätigkeit endigt.

Mit seinem fliegenden Korps hatte sich Königsmark nach 20 Böhmen gewendet, wo Ernst Odowalsky, ein abgedankter Rittmeister, der im kaiserlichen Dienst zum Krüppel geschossen und dann ohne Genugthuung verabschiedet ward, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. Königsmark vollführte ihn glücklich und erwarb sich dadurch den Ruhm, 25 den Dreißigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Aktion beschlossen zu haben. Nicht mehr als einen Toten kostete den Schweden dieser entscheidende Streich, der endlich die Unentschlossenheit des Kaisers besiegte. Die Altstadt aber, Prags größere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, er- 30 müdete durch ihren lebhaften Widerstand auch den Pfalzgrafen Karl Gustav, den Thronfolger der Christina, der mit frischen Völkern aus Schweden angelangt war und die ganze schwedische Macht aus Böhmen und Schlesien vor ihren Mauern ver- sammelte. Der eintretende Winter nötigte endlich die Belagerer 35 in die Winterquartiere, und in diesen erreichte sie die Botschaft des zu Osnabrück und Münster am 24. Oktober unterzeichneten Friedens.

Was für ein Riesenwerk es war, diesen unter dem Namen des Westfälischen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frie- 40 den zu schließen, welche unendlich scheinende Hindernisse zu bekämpfen, welche streitende Interessen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen zusammenwirken mußte, dieses mühsame,

teure und dauernde Werk der Staatskunst zu stande zu bringen, was es kostete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es kostete, die schon eröffneten unter den wechselnden Spielen des immer fortgesetzten Krieges im Gange zu erhalten, was er kostete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken und den feierlich abgekündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen, was endlich der Inhalt dieses Friedens war, was durch dreißigjährige Anstrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden ist, und welchen Vorteil oder Nachteil die europäische Gesellschaft im großen und im ganzen dabei mag geerntet haben — muß einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein großes Ganze die Kriegsgeschichte war, so ein großes und eignes Ganze ist auch die Geschichte des Westfälischen Friedens. Ein Abriß davon würde das interessanteste und charaktervollste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft zum Skelett entstellen und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch sie die Aufmerksamkeit desjenigen Publikums fesseln konnte, für das ich schrieb, und von dem ich hier Abschied nehme.

The first part of the paper deals with the general principles of the treatment of the disease. It is pointed out that the treatment should be based on the following principles: (1) the removal of the cause of the disease, (2) the relief of the symptoms, and (3) the maintenance of the patient's health. The author then discusses the various methods of treatment which have been employed, and concludes that the most successful results have been obtained by the use of the following method: (1) the removal of the cause of the disease, (2) the relief of the symptoms, and (3) the maintenance of the patient's health.

The second part of the paper deals with the clinical features of the disease. It is pointed out that the disease is characterized by the following features: (1) the presence of a certain number of symptoms, (2) the duration of the disease, and (3) the course of the disease. The author then discusses the various methods of diagnosis which have been employed, and concludes that the most successful results have been obtained by the use of the following method: (1) the presence of a certain number of symptoms, (2) the duration of the disease, and (3) the course of the disease.

The third part of the paper deals with the prognosis of the disease. It is pointed out that the prognosis of the disease is generally good, and that the patient can usually be cured. The author then discusses the various methods of prevention which have been employed, and concludes that the most successful results have been obtained by the use of the following method: (1) the presence of a certain number of symptoms, (2) the duration of the disease, and (3) the course of the disease.

Anmerkungen

Handwritten text, possibly a title or name, appearing as a faint, mirrored watermark or bleed-through from the reverse side of the page.

Anmerkungen zu Teil 1.

Zugrunde gelegt wurde möglichst die von Schiller selbst besorgte Ausgabe von 1804/1805, die Ausgabe letzter Hand. Verglichen ist unser Text außerdem mit Goedekes kritisch-historischer Ausgabe von 1868—72, mit Ludwig Bellermanns Ausgabe 1895 (Meyers Bibliographisches Institut), und mit Eduard von der Hellens Jubiläumsausgabe von 1905 (Cotta).

Die folgenden Anmerkungen gehen in erster Linie auf das große, allgemeine Verständnis und suchen die Eigenart und das Wesen des Ganzen darzustellen. Schillers Dhril ist, wie schon in der Einleitung ausgeführt wurde, so sehr erklärender Art, versucht so eindringlich sich selber deutlich zu machen, daß Einzelerklärungen nur selten am Ort erschienen. Bis auf einige notwendige Fälle ist aus diesem Grunde auch von Verszergliederung und Wortbetrachtung Abstand genommen: es gibt eine Reihe von Stellen in Schillers Gedichten, über welche die Gelehrten ganz uneins sind. Nicht aber das Verständnis solcher Stellen ist gleichbedeutend mit dem Verstehen Schillers. Ebensovienig erachten wir eine ausführliche Mythologie oder ein historisches Lexikon für nötig. Derartige Kenntnisse muß man sich aus anderen Quellen holen; Schillers Gedichte sind nur allzulange Lehrmittel auf diesen Gebieten gewesen. Der eigenartigen Natur unseres Dichters allein versuchen wir näher zu kommen und haben direkt unterlassen anzumerken, was damit nicht in Berührung steht. Auch die Stoffgeschichte einzelner Gedichte, die doch in allen Kommentaren — besonders bei den Valladen — einen so großen Raum einnimmt, haben wir als geringwertig erachtet.

Gedichte.

I.

Sektors Abschied. 1780. (S. 13.) Gedichtet für Amalia in den Räubern, die es II, 2 dem alten Moor singt in dem Gefühle, daß auch sie wohl den Geliebten auf ewig verloren habe. Es ist möglich, daß die Anregung dazu von einer Beschreibung kam, die H. P. Sturz

1779 von einem gleichnamigen Gemälde der Angelika Kauffmann veröffentlichte. Das Urbild der Szene findet sich Ilias VI, 390 ff.; Schiller ist von der einfachen Fassung dort abgewichen und hat einen lyrisch wirkameren Dialog herausgearbeitet dadurch, daß er den Patroklos schon von Hektor erschlagen sein läßt, den Achilles also nicht mehr untätig grollen, sondern zum Rachekampfe gegen Hektor gerüstet heran-nahen läßt. So wird der Abschied zwischen beiden Ehegatten einer für ewig; Hektor wird fallen. Der Szene gemäß ist auch Schillers Hektor empfindsamer als der homerische Held; er scheidet mit der Versicherung, daß seine Liebe auch im Jenseits nicht schwinden werde.

Die erste Fassung dieses Gedichtes ist nachzulesen in den Räufern II, 2; sie wurde zu dem jetzigen, wenig abweichenden Wortlaute 1793 umgearbeitet. Als Schiller 1793 mit Körner über eine Ausgabe seiner Gedichte beriet, nannte er dieses Gedicht eines seiner besten früheren.

Amalia. 1780. (S. 14.) Klage Amalias um den verlorenen Geliebten, Räuber III, 1; die ursprüngliche Fassung dort. Schiller meinte 1793, das Gedicht verdiene Pardon. Er milderte seinen Ausdruck, doch auch so trägt es — als freiströmender Gemütserguß — weit mehr wie Hektors Abschied den Charakter seiner frühesten Gedichte, den Zug sinnlicher Erregtheit, unsteter Phantasie und einen durchaus vom Gefühle, wenig von der Anschauung bestimmten Ausdruck.

Eine Leichenphantasie. 1780. (S. 14.) Veranlaßt durch den am 13. Juni 1780 erfolgten Tod des Militärakademikers Chr. Aug. v. Hoven (geb. 1761), des Bruders von Schillers Freund Fr. v. Hoven; aber doch nur freie Anknüpfung daran. Zeile 61—68 allein steht der Wirklichkeit näher. Der Dichter gibt hier ein echtes Bild seiner Stimmung und Empfindung, die unter dem Einflusse des Sturm- und Drangstiles in ihren übertreibungen, in ihrem Streben nach kräftigstem Ausdruck stellenweise verlegend und abstoßend ist. Zeile 63 ff. erinnert an Werthers letzten Brief an Lotte, wo es heißt: „Ich . . . stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunter ließen, und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunter schollerte, und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war!“

Der Dichter schildert, scharf auf Wirkung durch Gegensätze hinarbeitend, tritt aber von Zeile 53 an mehr und mehr selber hervor und bricht Zeile 67 bei der schmerzenden Erinnerung an persönliche Beziehungen zu dem Toten in den Ruf an die Träger und Leichengräber aus: „Haltet! Haltet!“ Auch die Klage über die ewige Trennung, am Schlusse des Gedichtes, bezieht sich auf Schillers persönliche Empfindung, nicht auf den Vater des Toten. Außerlich ist die Leichenphantasie besonders kunstvoll gebaut, es entsprechen einander der Anfangs- und Schlußvers, wie auch Vers 2, 3 und 7, 8; davon sind in Form und Inhalt die drei mittleren, untereinander gleichen Verse abge sondert. Das Ganze wirkt architektonisch geschlossen.

Elegie auf den Tod eines Jünglings. 1781. (S. 16.) Der Militärakademiker Joh. Chr. Beckerlin (geb. 1759) war drei Jahre lang Schillers Genosse und starb, bald nachdem er in die Apotheke seines

Vaters eingetreten war, am 16. Januar 1781. Schiller widmete dem Freunde diese Elegie; sie wurde gedruckt im Namen und auf Kosten der medizinischen Freunde des Verstorbenen und dann mit Unterschriften der Freunde den Eltern des Toten übersandt. Wir haben hier in allem rhetorischen Pathos den ergreifend wahren Ausdruck jugendlicher Weltanschauungskämpfe, eine herbe Schilderung der Welt, ihrer Verworfenheit und Gemeinheit, bitteren Pessimismus, Lebensverachtung und Zweifel an Gottes Gerechtigkeit. Das grelle Kolorit erinnert an den Ton Karl Moors. Der Widersinn frühen Sterbens ist wohl das Thema der Elegie, doch geht die anfängliche Bitterkeit allmählich in ruhige Tröstung über; Hoffnung auf Wiedersehen, Gottergebenheit spricht lauter und lauter aus den letzten dreißig Zeilen, und das Gedicht schließt, anklingend an „Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht“, mit den Worten: Seine Liebe dauert ewig aus.

Die Technik der Leichenphantasie kehrt Zeile 25—36 in Form und Inhalt wieder; diese Strophe soll sich abheben, gleichsam ein Mittelstück sein. Doch ist nicht nur die Ideenfülle und das rein dichterische Können hier größer, sondern die Reife bezeugt auch der versöhnende Schluß und das feste Versmaß. Auffällig sind allerdings dabei die vielen unreinen Reime.

Hinters der jetzigen Zeile 24 standen folgende Verse:

„War er nicht so mutig, kraftgerüstet,
 War er nicht wie Lebens Konterfei?
 Frisch wie Roß im Eisenklang sich brüstet,
 Wie der Vogel in den Lüften frei?
 Da er noch in unsern Reihen hüpfte,
 Da er noch in unsern Armen sprang,
 Und sein Herz an unsre Herzen knüpfte. —
 O der schneidenden Erinnerung! —
 Da er uns — (o ahnende Gefühle
 Hier auf eben dieser Leichenslur)
 Nur zu sicher vor dem nahen Ziele
 Das Gelübb' der ew'gen Treue schwur —“

„O ein Mißklang auf der großen Laute!
 Weltregierer, ich begreif' es nicht!
 Hier — auf den er seinen Himmel baute —
 Hier ein Sarg — barbarisches Gericht!
 So viel Sehnen, die im Grab erschlaffen,
 So viel Reime, die der Tod verweht,
 Kräfte, für die Ewigkeit erschaffen,
 Gaben, für die Menschheit ausgefät, —
 O in dieses Meeres wilhem Wetter,
 Wo Verzweiflung Steuer und Ruder ist,
 Bitte nur, geschlagenster der Väter,
 Daß dir alles, alles, nur nicht Gott entwischt.“

Diese höchst bezeichnenden Verse hat Schiller bei der Umarbeitung des Gedichtes für die Anthologie auf 1782 gestrichen, ebenso den folgenden nach B. 72:

„O so klatschet! klatscht doch in die Hände,
Rufet doch ein frohes Plaudite! —
Sterben ist der langen Torheit Ende,
In dem Grab verscharrt man manches Weh:
Was sind denn die Bürger unterm Monde?
Gaukler, theatralisch austaffiert,
Mit dem Tod in ungewissem Bunde,
Bis der Falsche sie vom Schauplatz führt:
Wohl dem, der nach kurzgespielter Rolle
Seine Larve tauschet mit Natur,
Und der Sprung vom König bis zur Erdscholle
Ist ein leichter Kleiderwechsel nur.“

Die Streichungen geschahen nur zum Teil des Zensors wegen, denn es befinden sich in der Sammlung noch manch andere kühne Verse; sein Geschmac hatte sich wohl schon ein wenig gewandelt. Im übrigen war er durch den freien Ton des Gedichtes in übeln Ruf gekommen, er schreibt Br. I, 33: „Das kleine hundsföttische Ding hat mich in der Gegend herum berühmter gemacht, als 20 Jahre Pragis. Aber es ist ein Namen wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!“

Phantasie an Laura. 1781. (S. 19.) Die neun Lauragedichte sind 1781 in Stuttgart entstanden, als Schiller aus dem Institute entlassen war; sie sind der dreißigjährigen Hauptmanns Wittve Luise Fischer gewidmet, mit der ihn unklare Schwärmerei verband. Sprechen ja auch diese Gedichte nirgends von wirklicher Liebe. Er selber sagt in seiner Kritik im Württembergischen Repertorium über die Lauragedichte, sie seien in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, und unterscheiden sich vorteilhaft von den übrigen seiner Anthologie. „Aber überspannt sind sie alle und verraten eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleiert.“

Unser Gedicht ist ein Ausdruck seiner Philosophie, eine Art Abhandlung über die Liebe in Welt und Individuum und sucht mit Rhetorik und Pathos zu überzeugen, daß ein Gesetz nur gelte für die Körper- und Geisteswelt, die Gravitation, die Anziehungskraft, die Entwicklung nach Gott zu: das ist die Liebe. Das Gedicht trägt viele Reime späterer Dichtungen.

Im einzelnen ist zu bemerken: B. 43. Goldne Kinder = Tränen. B. 59. Saturnus, der Gott der Zeit, sucht seine Braut, die Ewigkeit. Wenn er sie erfaßt hat, beim Weltuntergange, ist alles Getrennte ewig eins.

Laura am Klavier. 1781. (S. 21.) Auch in diesem unbedeutenden Gedichte ist noch das Himmelftürmende seiner Phantasie zu erkennen.

Bemerkenswert ist der Versuch, in Ton und Rhythmus zu malen. Mit Unrecht hat Schiller, der 1793 Lust hatte, diese Ode aufzuopfern, bei ihrer Aufnahme in den zweiten Band der Gedichte die nach dem jetzigen Schluß folgenden Verse ausgelassen:

„Von dem Auge weg der Schleiter!
 Starre Niegel von dem Ohr!
 Mädchen! Ha! schon atm' ich freier,
 Lättert mich ätherisch Feuer?
 Tragen Wirbel mich empor?
 Neuer Geister Sonnensitze
 Winken durch zerrißner Himmel Ritze —
 Überm Grabe Morgenrot!
 Weg, ihr Spötter mit Insektenwitze!
 Weg! Es ist ein Gott — — —“

Diese Verse sind wohl das Beste an dem Gedichte, das so auch viel fester abgeschlossen war.

Roussseau. 1781. (S. 22.) Die beiden Verse sind ein Klageruf vor dem Grabe Rousseaus (geb. 1712), der als Märtyrer seines Glaubens und Strebens in der Einsamkeit von Ermenonville 1778 starb und dort auf der Pappelinsel seine Ruhe fand. Die Verehrung des großen Franzosen, der so nachdrücklich Freiheit, Natur und Wahrheit predigte, geht aber viel klarer aus den zwölf Versen hervor, die Schiller strich, als er das Gedicht in den zweiten Band aufnahm. Die ursprüngliche Fassung allein gibt den Ton des jungen Schiller, seinen Pessimismus, seine Weltverachtung, seine glühende Liebe und Leidenschaft für den großen Mann und seine Lehre, wie seinen Haß auf Pfaffentum, Beschränktheit und Undank wieder. Wir geben sie ganz. Nach B. 6:

„Raum ein Grabmal ist ihm überblieben,
 Den von Reich zu Reich der Neid getrieben,
 Frommer Eifer umgestrubelt hat.
 Ha! Um den einst Ströme Blutz zerfließen,
 Wem's gebührt, ihn prahlend Sohn zu grüßen,
 Fand im Leben keine Vaterstadt.

Und wer sind sie, die den Weisen richten?
 Geisterschlacken, die zur Tiefe flüchten
 Vor dem Silberblicke des Genies;
 Abgesplittert von dem Schöpfungswerke,
 Gegen Riesen Rousseau kind'sche Zwerge,
 Denen nie Prometheus Feuer bliesz.

Brücken vom Instinkte zum Gedanken,
 Angeklickt an der Menschheit Schranken,
 Wo schon gröbre Lüfte wehn;
 In die Klust der Wesen eingekieset,
 Wo der Affe aus dem Tierreich geilet,
 Und die Menschheit anhebt abzustehn.

Neu und einzig — eine Irresonne,
 Standest du am Ufer der Garonne
 Meteorisch für Franzosenhirn.
 Schwelgerei und Hunger brüten Seuchen,
 Tollheit rast mabortisch in den Reichen:
 Wer ist schuld? — Das arme Irrgestirn.

Deine Parze — hat sie gar geträumet?
 Hat in Fieberhitze sie gereimet,
 Die dich an der Seine Strand gesäugt?
 Ha! schon seh' ich unsre Enkel staunen,
 Wann beim Klang belebender Posaunen
 Aus Franzosengräbern — Rousseau steigt!“

Nach 3. 12:

„Ha! mit Jubel, die sich feurig gießen,
 Sei, Religion, von mir gepriesen,
 Himmelstochter, sei geküßt!
 Welten werden durch dich zu Geschwistern,
 Und der Liebe sanfte Odem flüstern
 Um die Fluren, die dein Flug begrüßt,

Aber wehe — Basiliskenspeile
 Deine Blicke — Krokodilgeheule
 Deiner Stimme sanfte Melodien;
 Menschen bluten unter deinem Zahne,
 Wenn verderbengeifernde Imane
 Zur Erinnerung dich verziehen.

Ja! im acht- und zehnten Jubeljahre,
 Seit das Weib den Menschensohn gebare,
 (Chroniker, vergeßt es nie!)
 Hier erfanden schlauere Perille
 Ein noch musikalischer Gebrülle,
 Als dort aus dem ehrnen Döfen schrie.

Mag es, Rousseau! mag das Ungeheuer
 Vorurteil ein türmendes Gemäuer
 Gegen kühne Reformanten stehn,
 Nacht und Dummheit böshaft sich versammeln,
 Deinem Licht die Pfade zu verrammeln,
 Himmelstürmend dir entgegengehn.

Mag die hunderttrachtige Hyäne
 Eigennuß die gelben Zackenzähne
 Hungerglühend in die Armut haun,
 Erzumpanzert gegen Waisenträne
 Turmumrammelt gegen Zammertöne
 Goldne Schloßer auf Ruinen baun.

Geh, du Opfer dieses Trillingsdrachen,
 Hüpf' freudig in den Todesnachen,
 Großer Dulder, frank und frei.
 Geh, erzähl' dort in der Geister Kreise
 Diesen Traum vom Krieg der Krösch' und Mäuse,
 Dieses Lebens Jahrmarktsbubelei.

Nicht für diese Welt warst du — zu bieder
 Warst du ihr, zu hoch — vielleicht zu nieder —
 Rousseau, doch du warst ein Christ.
 Mag der Wahnwitz diese Erde gängeln!
 Geh du heim zu deinen Brüdern Engeln,
 Denen du entlaufen bist.“

Schiller hat diese bedauernswerte unduldsame Streichung vorgenommen, weil er Rousseau später nicht mehr so nahe stand. Rousseau sah nämlich die Vollendung, die Höhe der Menschheit im Urzustande, Schiller dagegen in der Kultur und Entwicklung der Zukunft. Uns aber sind diese Flüge des jungen Schiller mehr wert, als uns die gelegentlichen Unebenheiten der Verse stoßen.

Die Entzückung an Laura. 1781. (S. 22.) Hier haben wir das Gedicht in der Form, wie Schiller es in den zweiten Band seiner Gedichte aufnahm; der ursprüngliche Text der Anthologie ist hier um über die Hälfte, und zwar wiederum um höchst bezeichnende Verse gekürzt. Die Überschrift lautete: Die seligen Augenblicke an Laura. Die gestrichenen Verse folgten dem jetzigen Schlusse des Gedichtes, das ja in dieser Form ohne einen richtigen Abschluß ist. Die Verse sind ein Musterbeispiel für die Ausdrucksmanie des jungen Schiller und lauten:

„Wenn dann, wie gehoben aus den Aschen
 Zwei Gestirn, in Körper Körper wachsen,
 Mund an Mund gewurzelt brennt,
 Wollustfunken aus den Augen regnen,
 Seelen wie entbunden sich begegnen,
 In des Atems Flammentwind, —

Qualentzücken — — Paradieseschmerzen! — —
 Wilber flutet zum beklommnen Herzen,
 Wie Gewappnete zur Schlacht, das Blut;
 Die Natur, der Endlichkeit vergessen,
 Wagt's, mit höhern Wesen sich zu messen,
 Schwindelt ob der acheront'schen Flut.

Eine Pause drohet hier den Sinnen,
 Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
 Nacht verschlingt den Quell des Lichts —
 Reises .. Murmeln ... dumpfer .. hin .. verloren ..
 Stirbt ... allmählich .. in den trunknen ... Ohren ...
 Und die Welt ist ... Nichts ...

Nach, vielleicht verpraßte tausend Monde,
 Laura, die Elysiumskönigin,
 All begraben in dem schmalen Raum;
 Weggewirbelt von der Todeswonne,
 Landen wir an einer andern Sonne,
 Laura! und es war ein Traum.

O daß doch der Flügel Kronos harrete,
 Hingebannt ob dieser Gruppe starrete
 Wie ein Marmorbild die — Zeit!
 Aber ach! ins Meer des Todes jagen
 Wellen Wellen — über dieser Wonne schlagen
 Schon die Strudel der Vergessenheit.“

1793 nannte Schiller dies Gedicht eines seiner fehlerfreisten.

Die Kindesmörderin. 1781. (S. 23.) Wie sich Schiller in seinem „Rousseau“ der Menschlichkeit, Freiheit und Natur, nimmt er sich in diesem Monologe der Liebe und Leidenschaft gegen dumpfe Rechtspflege an und entschuldigt die Verführte. Das in jener Zeit vielbehandelte Thema führt Schiller hier ganz aus der Seele der Verurteilten durch und läßt seine eigenen Phantasien auffallend zurücktreten. So ist das Gedicht geschlossen und wie aus einem Guß, fast ein dramatischer Monolog. Es ist ein nachdrücklicher Ruf zur Humanität.

Die Schlacht. 1781. (S. 26.) Ähnlich der Kindesmörderin, eine fast dramatisch sachliche, von eigener direkter Einmischung unberührte Stimmungswiedergabe. Eines seiner gelungensten Gedichte, auch im Rhythmus und seinem Wechsel recht ausdrucksvoll.

Der Triumph der Liebe. Eine Hymne. 1781. (S. 28.) Eines der merkwürdigsten seiner Jugendgedichte, schon in Ton und Art ähnlich den späteren philosophisch-kulturgeschichtlichen. Es enthält eine Reihe von Keimen ganzer Gedichte oder doch einzelner Teile. Ursprünglich gehört es zum Laurazkyklus und ist nach Schillers eigenem Geständnis beeinflusst durch Bürgerers „Nachtfeier der Venus“ von 1773. Die geringe Ähnlichkeit zwischen beiden ist bezeichnend, der Unterschied sehr charakteristisch.

Die ersten sechs Zeilen sind das Thema, das im einzelnen ausgeführt wird, als Ganzes aber fünfmal wiederkehrt. Schiller stellt die Bedeutung der Liebe für Götter und Menschen dar und zeigt einleitend die mythischen Zeiten, in denen die Liebe noch nicht lebte, in denen die Stammeltern Deukalion und Pyrrha Menschen schufen, indem sie Steine hinter sich warfen. Nach der Geburt der Liebesgöttin Venus kamen glücklichere Zeiten; dem Pygmalion wurde die Statue, die er leidenschaftlich liebte, auf seine Bitten zum Weibe. Schiller malt nun den Einfluß der Liebe auf die olympischen Götter aus und schildert, wie auch die Unterirdischen froher und milder werden. Endlich zeigt er, wie die Liebe die Menschen lehrt, die Natur tiefer zu empfinden, und wie Weisheit und Tugend und Frömmigkeit unter ihrer Einwirkung entstehen.

An einen Moralisten. 1781. (S. 33.) Die ersten drei Verse

dieses den Philistern auf den Bahn fühlenden lebensfrohen Diebes lauten früher, zu neun Versen erweitert, viel frischer und kühner:

„Betagter Renegat der lächelnden Dione!
 Du lehrst, daß Lieben Tändeln sei?
 Blickst von des Alters Winterwolken throne
 Und schmälest auf den goldnen Mai.
 Erkennt Natur auch Schreibepustgeheze?
 Für eine warme Welt — taugt ein erfrorener Sinn?
 Die Armut ist, nach dem Asop, der Schätze
 Verdächtige Verächterin.

Einst, als du noch das Nymphenvolk bekriegtest,
 Ein Fürst des Karnevals den teutschen Wirbel flogst,
 Ein Himmelreich in beiden Armen wiegest
 Und Nestardust von Mädchenlippen zogst?

Ha, Seladon! wenn damals aus den Achsen
 Gewichen wär' so Erd' als Sonnenball —
 Im Wirbelschwung mit Julien verwachsen,
 Du hättest überhört den Fall!

Und wenn nach manchen fehlgesprengten Minen
 Ihr eignes Blut, von wilder Lust geglüht,
 Die stolze Tugend deiner Schönen
 Zulezt an deine Brust verriet?

Wie? oder wenn romantisch im Gehölze
 Ein leiser Laut zu deinen Ohren draug,
 Und in der Wellen silbernem Gewälze
 Ein Mädchen Sammetglieder schwang?

Wie schlug dein Herz! wie stürmete! wie lochte
 Aufrührerisch das scharfgejagte Blut!
 Zuckt jede Senn' — und jeder Muskel pochte
 Wollüstig in die Flut!

Wenn dann gewahr des Diebs, der sie belauschte,
 Purpurisch angehaucht von jüngerlicher Scham,
 Ins blaue Bett die Schöne niederrauschte,
 Und hintennach mein strenger Zeno — schwamm.

Ja hintennach — und sei's auch nur zu baden!
 Mit Rock und Kamisol und Strumpf —
 Leis flöteten die lüsterne Najaden
 Der Grazien Triumph!“

Sonstige Veränderungen kommen nicht in Betracht.

Das Geheimnis der Reminiscenz. An Laura. 1781.
 (S. 37.) Dies um mehr als die Hälfte gekürzte Gedicht erklärt den Trieb nach Vereinigung aus dem Umstande, daß der Dichter und die Geliebte in mythischen Tiefen der Vergangenheit einmal eins gewesen seien.

Die Freundschaft. 1781. (S. 40.) Was wir in der „Phantasie an Laura“ im Reim, und im „Triumph der Liebe“ weiterentwickelt sahen, treffen wir hier wieder an, den Gedanken, es gebe nur ein Gesetz für Körper- und Geisteswelt: nach dem Wesenlefer, nach Gott hinzustreben. Aber auch Gott strebt nach der Unendlichkeit der Geisteswelt, eine Entwicklung, deren Triebkraft Liebe, Freundschaft ist. Vergleicht man die Verzücktheit der Ausdrücke dieses Gedichtes mit denen der Lauraoden, so sieht man, wie wenig ernst die Liebe zu Laura zu nehmen ist.

Melancholie an Laura. 1781. (S. 41.) Dieses Gedicht ist, weil es dem individuellen Leben so nahe steht und sich in seinen fliehenden Versen stellenweise zu reiner Lyrik erhebt, das dichterisch Wertvollste seiner bisherigen Produktionen. Es leidet aber gegen Schluß an dunkeln Ausdrücken. Z. 79f. seines und 81 der bezieht sich auf Gott; Z. 91f. bedeutet, wie die vorhergehenden und folgenden, daß das erhabenste, gewaltigste Spielen gerade das Instrument zerstört; unter Wächtern, Z. 96, die ihm fronen, sind die Lebensgeister zu verstehen, welche zu ihrem Schaden im Dienste des Genialen im Künstler stehen.

Der Kampf. 1784. (S. 49.) Entstanden aus seinem Verhältnis zu Charlotte von Kalb, ursprünglich Freigeisterei der Leidenschaft betitelt, eins seiner wildesten und erlebtesten Gedichte. Nach etwas längerem, leidenschaftlicherem Eingange folgten auf unseren Schluß Verse, die zu Schillers Beurteilung unentbehrlich sind.

„Des wollustreichen Giftes voll, vergessen
Vor wem ich zittern muß,
Wag' ich es stumm, an meinen Busen sie zu pressen,
Auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß.

Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Berühren,
Wie schnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los!

Jetzt schlug sie laut, die heißerlechte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück,
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem feuchten Blick.

Mir schauerte vor dem so nahen Glücke,
Und ich errang es nicht!
Vor deiner Gottheit taumelte mein Mut zurücke,
Ich Rasender! und ich errang es nicht!

Woher dies Bittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang?
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

- Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missetat geweiht?
Nein, unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die errötende Natur bereut.

O zittre nicht, du hast als Sünderin geschworen,
 Ein Meineid ist der Neue fromme Pflicht.
 Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
 Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
 An den der feierliche Spruch dich band.
 Die Vorsicht kann den überflüss'gen Geist entraten,
 Für den sie keine Seligkeit erfand.

Betrennt von dir — warum bin ich geworden?
 Weil du bist, schuf mich Gott!
 Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
 Und flüchte sich vor seines Wurm's Spott.

Sauftmütigster der fühlenden Dämonen,
 Zum Wüterich verzerrt dich Menschenwahn?
 Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
 Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
 Als Vater mir gemalt?
 So wucherst du mit deinen Paradiesen?
 Mit meinen Tränen machst du dich bezahlt?

Besticht man dich mit blutendem Entsagen?
 Durch eine Hölle nur
 Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
 Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
 Kein Loblied feire ihn,
 Und keine Freudenträne soll ihm weiter fließen,
 Er hat auf immer seinen Lohn dahin!“

Schiller versuchte angestrengt, die offenen Beziehungen dieses Gedichtes auf das Weib eines anderen zu tilgen, und gab ihm den irreführenden Untertitel „Als Laura vermählt war, im Jahre 1782“. Wir haben hier einen Rückfall in den Ton der Luralieder, dessen Veranlassung in der überhitzten Leidenschaft liegt.

Resignation. 1784. (S. 50.) Auch dies Gedicht bezieht sich auf dasselbe Verhältniß wie das vorige. Es bedeutet den Kampf der sinnlichen und geistigen Natur in ihm. Die geistige hat gesiegt, aber des Dichters Sympathie steht noch deutlich auf Seite der sinnlichen; daher auch die Überschrift. Im Schlußverse liegt tiefer Schmerz, vielleicht gar Hohn. Trotzdem kann man das Gedicht nicht geradezu mit Hettner eine Verwerfung der Entsagungslehre, einen Aufruf zu Glück und Genuß nennen, es ist eben nur Resignation, entsagendes Zurückziehen

auf das Geistige. Wenige Gebichte zeigen Schiller so menschlich; der verworrene, unreine Ton schwächt leider den Gesamteindruck.

Die unüberwindliche Flotte. 1786. (S. 55.) Gedichtet nach Merciers Paraphrase der Schrift: „Der Christ in der Einsamkeit“ von dem schlesischen Prediger Martin Crugot (1725—90); Vers vier allein ist selbständiger. Es handelt sich um den Untergang der Flotte, die Philipp II. gegen England schickte. Crugot bringt die Erzählung als einen Beweis für die Allmacht Gottes. Das Historische kann nachgelesen werden in der Geschichte Spaniens unter dem Jahre 1588.

Die Götter Griechenlands. 1788. (S. 56.) Schiller beklagt in diesem Gedichte, dessen Korrektheit fast wie ein neuer Stil aussieht und auch wohl stellenweise dessen Vorbote ist, den Untergang der heitern, lebenswarmen Götterwelt der Griechen. In dem Tone, mit welchem er das Christentum dafür verantwortlich macht und dann geradezu seine Abneigung gegen den menschenfernen, finsternen, ersten, einsamen Gott der neueren Zeit ausdrückt, klingt noch die Leidenschaft, die Satire, die bittere Lebensauffassung seiner jüngeren Jahre nach. Das Gedicht war in seiner ersten Fassung besonders scharf und hat gleich nach seinem Erscheinen eine kleine Literatur hervorgerufen. Es hieß nämlich da von dem Gotte neuerer Zeit im Gegensatz zu den griechischen Göttern: „Nach der Geister schrecklichen Gesetzen richtete kein heiliger Barbar, dessen Augen Tränen nie benezeten, zarte Wesen, die ein Weib gebar.“ — Weiter beschlossen das Gedicht die Verse:

„Freundlos, ohne Brüder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein andrer in des Aethers Reichen
Auf Saturnus' umgestürztem Thron.
Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur sein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen:
Was ist neben dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer Erster, Edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darniederschlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
Nachzuringen gib mir Flügel, Wagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält:
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.“

Mit Streichung dieser Verse fiel der stärkste Ausdruck der Abneigung gegen den neueren Gott und ebenfalls der Schlußgedanke: die Erhabenheit und Geistigkeit unseres Gottes sei zu groß für die Sterblichen. Der jetzige Schluß ist dagegen gesucht und wenig passend.

Einer jungen Freundin ins Stammbuch. 1788. (S. 59.) Das einzige Gedicht, welches aus seiner Liebe zu Charlotte v. Lengefeld entstand.

Die berühmte Frau. 1788. (S. 60.) Z. 61. Ein ungarischer Schwindler und Lavater; — man hielt wohl hie und da Lavater für einen Betrüger. Siehe auch die Abneigung gegen Lavater in den Kenien.

Die Künstler. 1789. (S. 64.) Das Gedicht ist wohl Schillers größte Verirrung. Schiller fühlte das besonders später und nannte es durchaus unvollkommen; er nahm mit Vollendung dieses Werkes auf lange Zeit Abschied von aller Poesie. Er stellt — fast ausschließlich mit Begriffen arbeitend — dar die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit und führt aus, wie alle Kultur aus Schönheit entstehend ihre höchste Vollendung in der Kunst findet; große Gedanken, die in einem Aufsätze an bestem Orte wären. Die poetische Form führt ihn zu Dunkelheit und Rätselsprache; erst der Schluß ist klarer, reiner. Wieland und Karl Philipp Moriz hatten auf den Gehalt großen Einfluß; die Hauptidee kam erst spät in das Gedicht hinein.

Venus Urania ist die Verkörperung der Wahrheit, Venus Kypria die der Schönheit. Der Mäonide, Z. 164, ist Homer. Der Avernussee ist der Eingang in die Unterwelt, Z. 247. Sich neigen, Z. 265, bedeutet sich einordnen. Das Bild Z. 278 soll heißen: der Mensch erkennt immer mehr. Zu dem Philosophischen dieses Gedichtes siehe T. XII, S. 43 j.

Pegasus im Joche. 1795. (S. 81.) Pegasus bedeutet hier das Genie des Dichters. Die älteste, aber nicht erhaltene Gestalt des Gedichtes enthielt am Schluß nicht die Moral.

Die Ideale. 1795. (S. 85.) Die edeln, reinen Vorstellungen sinken allmählich in Staub; das Bleibende ist Hoffnung, Freundschaft und vor allem Arbeit. Das gibt Trost und sogar helle Aussicht in die Ewigkeit. Eines seiner besten, weil persönlichsten Gedichte, das auch Goethe entsprechend zu schätzen wußte. Schiller hat trotz vorhandener richtiger Instinkte diesen Pfad nur zu selten beschritten.

Das Ideal und das Leben. 1795. (S. 91.) Wieder eine bloße Begriffsdichtung; Schiller sprach selber aus, daß es nicht darstelle, sondern lehre. Das Gedicht handelt davon, daß wir durch die Wirkung des Schönen zur Harmonie zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden kommen. Dadurch wird der Menschheit Götterbild hergestellt.

Der Spaziergang. 1795. (S. 100.) Schiller stellt durch Bilder, welche die Phantasie frei an einen Spaziergang anknüpft, die Entwicklungsgeschichte der Menschheit dar, den Naturzustand, das staatliche, gesellschaftliche Leben, den Umsturz und die Beruhigung, die der Mensch sich nach allem Wandel und Gewirr aus der Natur wieder schöpfen kann. Die Dichtung ist heiter und groß, bildlich, anschaulich und weit weniger

ideenüberlastet wie ihre Geschwister. Der Rousseauische Gedanke blüht hindurch, daß das Böse nur durch Abfall von der Natur in die Menschheit kam. Es zeugt von dichterischer Entwicklung, daß die Forderung, zur Natur zurückzukehren, nicht vom Dichter und nicht von einem Genius ausgesprochen wird, sondern in dem Gedichte einfach geschieht. — Mulciber, Z. 107, ist Vulkan; Z. 120, das Horn der Amalthea ist das Horn des Überflusses; ein Sykophant, Z. 152, ist ein Verräter, Angeber.

Archimedes und der Schüler. 1795. (S. 108.) Sambuca, der Name einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen Syrakus bediente.

Pompeji und Herculaneum. 1796. (S. 111.) Eine dichterisch recht gelungene, durch die in demselben Jahre wieder aufgenommenen Ausgrabungen angeregte Schilderung der beiden verschütteten Städte. Die Iyrische Wärme des Tons hebt die Beschreibung der Dinge und des Lebens stark. — Z. 53. Caduceus, Schlangensstab des Hermes.

Das Geschenk. 1796. (S. 118.) Gelegentlich einer Weinsendung des ihm befreundeten Roadjutors von Mainz, Frh. v. Dalberg, des Bruders des Mannheimer Hoftheater-Intendanten.

Der griechische Genius. 1796. (S. 120.) Heinrich Meyer, der Maler und Kunstkenner, Goethes Freund.

Liebe und Begierde. 1796. (S. 121.) Bezieht sich auf eine Schrift von Johann Georg Schlosser, Goethes Schwager.

Der moralische Dichter. Das Verbindungsmittel. (S. 131.) Gegen Lavater gerichtet.

Der Kunstgriff. (S. 131.) Gegen Joh. Th. Hermes.

Die Flüsse. (S. 134.) 2. Dem Lande entsproß noch kein bedeutender Dichter. 8. Gemeint ist Adelong mit seiner Behauptung in seinem Wörterbuche, die oberländische und besonders die Meißner Mundart sei die reinste. 10. Die Weser kommt doch gar zu kläglich weg. 13. Die Flüsse in den Landen geistlicher Herren nennt er die geistlichen Flüsse. 14. Juvavia, Salzburg.

Die Philosophen. (S. 136.) Hier sind Leitsätze von Descartes, Spinoza, Berkeley, Leibniz, Kant, Fichte und wieder Kant aneinandergereiht. Der Behrling verspottet sie als unbedeutend. Unorganisch angegliedert sind noch zwei Distichengruppen, die das Naturrecht und die Ethik in schiefen Auffassungen — des Juristen Pufendorf und Kant — verspotten.

Die Begegnung. (S. 140.) Dies Gedicht ist wohl ursprünglich für eine romantische Erzählung in Versen im Jahre 1795 geplant und bezieht sich auf eine Situation dieser Dichtung.

Das Geheimnis. (S. 141.) Daß dies Gedicht, welches zu den Iyrischesten Schillers gehört, für den Almanach gedichtet ist, weil das Publikum die Iyrische Behandlung typischer Themata und Situationen aus diesem Kreise in poetischen Kalendern erwartete und verlangte (v. d. Hellen. Cotta, Jubiläumsausgabe), halte ich für kaum möglich. Der eigentliche Ursprung bleibt aber wohl ein Geheimnis.

Der Taucher. 1797. (S. 146.) Ein Stoff, den ihm wohl Goethe mündlich überlieferte. Die Dichtung drückt aus, daß der Mensch

die Götter nicht ungestraft versucht. Schillers Sprachkunst bleibt dabei bewundernswert.

Der Handschuh. 1797. (S. 150.) Mit Recht nur eine Erzählung genannt.

Der Ring des Polykrates. 1797. (S. 152.) Der Stoff der Ballade weist in dieser Gestalt die Kompositionsgabe des Dramatikers auf und ist wirksam und mit feiner Kunsterkenntnis aufgebaut.

Nadowessische Totenklage. 1797. (S. 154.) Nadowessier, ein nordamerikanischer Indianerstamm; gedichtet, um Abwechslung im Tone des Almanachs zu haben, und weil Lieder aus dem Geiste fremder Völker in Mode waren.

Die Kraniche des Ibykus. 1797. (S. 158.) Zwar wie fast alle Schillerschen Balladen auch eine Ideendichtung ethischer Richtung, wenn auch nicht eine Begriffsdichtung, nicht ein Symbolisieren abstrakter Begriffe. Eine kunstgemäße Erzählung von der göttlichen Strafgerichtsbarkeit, eine breite Ausmalung des großen Ganges der Ereignisse, eine geschickte Verwendung des Theaters, des Dramas und seiner Kraft als Stimmungsmittel. — Ibykus, ein unteritalischer Dichter, 530 vor Christus. J. 103. Das Riesenmaß, durch den Rothurn, den hohen Schuß der Schauspieler, hergestellt.

Der Gang nach dem Eisenhammer. 1797. (S. 163.) Wohl Schillers schwächste Ballade, in allen Motiven ganz an die Quelle, eine französische Erzählung, angelehnt. Die Hastigkeit der Fertigstellung trug wohl die Schuld daran, daß die Dichtung stellenweise wie eine Selbstparodie wirkt. Die Idee ist, daß die fromme Unschuld unter Gottes Schutz steht, und der böshafte Verleumder in die dem andern gegrabene Grube fällt.

Der Kampf mit dem Drachen. 1798. (S. 172.) Eine Romanze genannt, womit aber kaum etwas wesentlich anderes gesagt sein soll als mit dem Untertitel Ballade bei den vorhergehenden Dichtungen. Sie ist nach französischer Quelle getreu übernommen und nur darin verändert, daß hier der Held die Geschichte seines Kampfes selbst erzählt, und daß am Schluß mit der sittlichen Tat, der Selbstüberwindung, noch ein größeres Werk vollbracht wird als mit der äußerlichen Heldentat. Dadurch tritt die Idee scharf heraus: Gehorsam ist des Christen Schmach. Diese sittliche Idee macht den Wert der Romanze aus.

Die Bürgschaft. 1798. (S. 179.) In drei Tagen gedichtet unter enger Anlehnung an eine antike Fabelsammlung. Geschickt wie die vorhergehende Dichtung in der Schilderung größerer Bewegungen.

Das Eleusische Fest. 1798. (S. 183.) Im Inhalt den Künstlern verwandt führt dies Gedicht, das als ein Chorlied bei dem eleusischen Feste gedacht ist, aus, wie die Göttin Ceres die Begründerin des Ackerbaues, der Gesellschaft und der Sitten ist. In künstlichem, durch verschiedene Rhythmen deutlich gegliedertem Aufbau zeigt es dies in zwei Teilen und schließt mit dem Hinweis, daß in der Sitte die wahre Freiheit liege, die edelste Gabe der Ceres.

Das Lied von der Glocke. 1799. (S. 190.) Betrachtungen bei stattfindendem Glockenguß über den Zusammenhang der Glocke mit dem Menschenleben. Handwerksgerechte, auf sorgfältigem Studium des Technischen beruhende Arbeitsprüche werden unterbrochen und auch wieder höchst geschickt zusammengehalten durch Betrachtungen, die sich auf verschiedene Stadien des Familienlebens und der Gesellschaft, des Staates beziehen. Das Gelingen des Glockengusses, ihre Taufe und die Verkündigung ihres Berufes beschließt die stattliche Bilderreihe. Die frohe Hoffnung, mit welcher die Glocke aus ihrer Gruft emporgezogen wird, kontrastiert einigermaßen mit den vorhergehenden trostlosen Schilderungen. Es gelingt der Sprach- und Rhythmenkunst des Dichters, stellenweise tief-eindrucksvolle Stimmungen hervorzurufen, die dies Gedicht seinen besten beigefellen. — Von technischen Ausdrücken bedürfen einer Erklärung B. 80 Pfeifen = Zuglöcher und B. 386 Kranz = unterer Rand der Glocke.

Die Worte des Wahns. 1799. (S. 201.) Das Gedicht richtet sich gegen blinden Idealismus und bedeutet eine Verinnerlichung der Worte des Glaubens, ist auch nicht so rhetorisch.

Der Antritt des neuen Jahrhunderts. 1801. (S. 205.) Eine Resignation, ein Zurückziehen in sich selbst, ähnlich dem im vorigen Gebichte ausgesprochenen. Allerdings ist die Resignation keine schwächliche, sie findet Kraft und Macht im Innern wieder; aber deutlich ist doch ein Klage laut vernehmlich über die Roheit und Dumpfheit dieser Welt. Siehe Goethes „An den Mond“. Merkwürdig ist, wie sich um diese Zeit fast verzweifelt laut das Vertrauen auf die eigene Kunst ausspricht. Ganz reinen, fast abgeklärten Ausdruck findet diese Stimmung in dem folgenden Gebichte: „Sehnsucht“.

Hero und Leander. 1801. (S. 207.) Eine Ballade, welche die Liebesleidenschaft mit der Ruhe der ewigen Natur kontrastiert. Die Naturgewalt ist rau und fühllos.

Parabeln und Rätsel. 1801—1804. (S. 214.) Für die Auführungen von Schillers Übersehung der Vozzischen Turandot gedichtet. Die jetzt fehlenden sechs Auflösungen sind beim Theaterbrande 1825 vernichtet. Die Lösungen sind folgende: 2. Das Fernrohr. 3. Sterne und Mond. 4. Die Welt. 5. Tag und Nacht, oder auch Sommer und Winter. 11. Funke und Wind. 13. Das Schiff. Zu dem neunten Rätsel ist zu bemerken, daß der Vorstellung von sechs Farben und dem Gedanken, daß sie aus Licht und Schatten entstünden, Goethes Farbenlehre zugrunde liegt.

Dem Erbprinzen von Weimar (S. 221), Die Günst des Augenblicks (S. 222), An die Freunde (S. 223) und Die vier Weltalter (S. 224) sind für Goethes Mittwochstränzchen gedichtet. An die Freunde spricht laut das Lob der Gegenwart und des Lebens in jenem kleinen Künstlerkreise aus; es atmet Zufriedenheit trotz der Rousseauischen Theorie von der goldenen Zeit. Das weit zurückgreifende Lied „Die vier Weltalter“ ist von heiterer Überlegenheit und gehört zu des Dichters besten. Es erfreut durch seine innere Versöhnung und Harmonie.

Kassandra. 1802. (S. 226.) Aus erneuter Beschäftigung mit dem

trojanischen Sagenkreise — allerdings hier nachhomerischer Fassung — entstanden, wie bald darauf das Siegesfest. Die Idee dieses monologischen Gedichtes ist, daß die Erkenntnis der Wahrheit tiefes Leid bringt. Siehe: Das verschleierte Bild zu Saiz. — 3. 12. Der Thymbrier = Apollo.

Der Jüngling am Bache. 1803. (S. 230.) Für die Übersetzung von Picards Parajit gedichtet. Es liegt aber ein individuell-lyrischer Ton zugrunde, der dem Gedichte einen besonderen Wert gibt.

Der Pilgrim. 1803. (S. 231.) Für den Ton dieser spätesten Lieder Schillers ist eine Vergleichung z. B. des „Pilgrim“ mit der „Resignation“ und der „Größe der Welt“ sehr bezeichnend, denn jene beiden sind diesem im Inhalte verwandt. Es zeigt sich hier bei weicher, stiller Wehmut doch eine Klarheit, eine tiefinnere Ruhe.

Punschlieder. 1803. (S. 232f.) Beide trotz des leichten Singtones voll hohen Schillerischen Ernstes; sie sind für Goethes Mittwochskränzchen gedichtet.

Der Graf von Habsburg. 1803. (S. 234.) Schiller schreibt dazu folgende Anmerkung: Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolfs Kaiserkrönung nicht ausübte. — Schiller nimmt in dem letzten Sage deutlich Stellung gegen die ausführenden und meist so wichtigen Quellenforschungen, gegen die endlosen, auf Stoffgeschichte bezüglichen Bemerkungen. Der Graf von Habsburg ist vielleicht diejenige von seinen Balladen, die uns noch am nächsten steht, die dichterisch höchste, ausgeglichenste.

Das Siegesfest. 1803. (S. 237.) Es ist schade, daß das Verständnis dieses nach Form und Inhalt gleich bedeutenden musikalischen Liedes durch so viele schwierige Namen erschwert ist. Es wurde zur Reformierung des Gesellschaftsengesangs für das Mittwochskränzchen gedichtet. Schiller war sich der Dunkelheit des Liedes selber so bewußt, daß er an Körner schrieb, er hoffe etwas Besseres gemacht zu haben als das Lied an die Freude, glaube aber, daß es ihn nicht so interessieren könne, weil er doch nicht so im Homer zu Hause sei. — Nach bitteren Klagen über die Vergänglichkeit des Irdischen klingt laut und immer lauter die Aufforderung zu Lebensgenuß heraus. Die Kassandra dieses Liedes ruft nachdrücklich zum Auskosten der kurzen Gegenwart — ein Ruf, der wohl tief aus dem Innern des dem Tode nahen Dichters klang. — 3. 37. Ureus' Sohn = Agamemnon. 3. 62. Der Utrid = Menelaos. 3. 91f. bedeutet: Odysseus errang im Wettstreit die Waffen Achills. 3. 112. Thydeus' Sohn = Diomedes.

Verglied. 1804. (S. 241.) Bezieht sich auf die Gegend am Gotthardpaß. In 3. 5 macht Schiller selbst die Anmerkung: Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für Lawine.

Wilhelm Tell. 1804. (S. 242.) Dir, 3. 15, bezieht sich auf den Kurfürsten von Mainz, den früheren Roadjutor Karl von Dalberg, dem er diese Widmung in ein Exemplar seines Wilhelm Tell schrieb.

II.

Schillers früheste Gedichte sind lateinische Schulverse. Man hat ihn wohl anfangs direkt dazu angeleitet; er erlangte darin bald eine ziemliche Gewandtheit. Sein erstes Gedicht ist die Dankfagung an M. Zilling, denn das seinen Eltern gewidmete Glückwunschgedicht zum Neujahrstage ist so blaß und allgemein, daß — wenn er es überhaupt gedichtet haben sollte und es nicht als Vorlage zum Übersetzen empfangen hat — man keine Spur irgenbwelcher Eigenart daran entdecken kann. Man hat darüber vielfach gestritten — ein unfruchtbares Bemühen, denn jeder Sprachgewandtere Bursche kann ein solches Gedicht machen. Daß Schillers Familie es für echt gehalten hat, will nichts besagen. Aus einem früheren lateinischen Gedichte in Distichen hat sich nur ein Pentameter erhalten, der auch auf nichts weiter schließen läßt. Das erste seiner lateinischen Gedichte, die

Dankfagung an M. Zilling 1771 (S. 248) lautet in Robert Vorbergers Übersetzung:

1. Gedicht, durch welches dem hochzuverehrenden und sehr gelehrten Herrn Magister Zilling, dem sehr würdigen und verdienten Dekan der frommen christlichen Gemeinde zu Ludwigsburg, seinem weit vor allen zu schätzenden Patron, für die huldvollste Bewilligung der Herbstferien Dank sagen und dem Wohlwollen desselben sich empfehlen will eines so großen Mannes gehorsamster Verehrer Johann Christoph Friedrich Schiller.

D mein verehrter Dekan, der stets vor allen mit teuer,
 Höre mit heiterer Stirn, den ich dir zolle, den Dank,
 Weil du Freiheit uns gabst, ein wenig uns zu erholen
 Von der Studien Ernst, unserer Übungen Müß'.
 Denn nicht immer vermag man mit Sorgfalt Geschäfte zu treiben,
 Und es ergötzt die Ruh', ist sie der Arbeit gefellt.
 Lassen die Stürme, die rauhen, doch ab das Meer zu erregen,
 Und ist gefesselt der Mars, kehrt auch der Friede zurück.
 Zener, die Fierde der Griechen, der sonst im Triumphe dahinfuhr,
 Ritt, Lehrmeister im Spiel, gern auf dem Pferde von Rohr.
 Häufig gefällt es den Musen, zu lassen von Plektrum und Zither,
 Flechtend mit fröhlichem Sinn Rosen und Weilchen zum Kranz.
 Wie sich die Göttlichen freun der geheiligten Eichen des Urwalds,
 So grünt ihnen genehm auch Tamarisken-Gesträuch.
 Gönne dir Muße! so rät bisweilen die heftige Arbeit;
 Spannest den Bogen du stets, bricht er gewaltsam entzwei.
 Siehe, der Stiere Gespann, mit gewaltigem Nacken versehen,
 Weigert doch plötzlich den Dienst, zwingst du sie lange ins Foch.
 Ruhe gebührt ja dem Acker, nachdem er uns Früchte gegeben;
 Raum hat der Reiter gesiegt, läßt er die Zügel auch nach.
 Gladiatoren empfangen ermattet den Stab der Entlassung,

Hestend an Herkules' Thür, was sie als Waffe geführt.
 Dies ist der Grund, weshalb du mild uns Muße vergönnt hast,
 Weißt du doch, daß kein Mensch immer zu lernen vermag.
 So empfang' den Dank, im tiefsten Busen entsprungen,
 Den dir schuldet mein Herz für die verliehene Gunst.
 Deiner Gemahlin und dir sei immer Gesundheit beschieden,
 Stets eines heitern Geschicks mögeßt du, Bester, dich freun.
 Und so walle denn fort an das Ziel eines glücklichen Lebens,
 Bis der allmächtige Gott einst von der Erde dich ruft.
 Dies erkleh' ich, Dekan! Mein Lied nicht wolle verachten!
 Und bewahre auch mir deine mir teure Gunst!

Schiller dankt hier dem Leiter der Ludwigsburger Lateinschule, dem Superintendenten Zilling, für zugestandene Ferien, gibt einen Schwall von Beispielen aus der alten Sage und Geschichte für den Nutzen der Abspannung nach der Arbeit und fügt freundliche Wünsche an.

Welcher ist unter euch der Geringste? 1774. (S. 249.) Diese vom Herzog gestellte Frage beantwortete Schiller in Distichen, die von obengenanntem Übersetzer folgendermaßen wiedergegeben werden:

2. Durchlachtigster Herzog!

Wahrhaft gehorsamer Sinn, der stets vollzieht die Befehle,
 Die du so väterlich gibst, fordert ein schmerzliches Werk.
 Schildern soll ich die Sitten von einem Schulkameraden,
 Ach, wie bedrückt es mich, ihn schlechter Gesinnung zu zeihn!
 Aber du hast es befohlen, es ist dein erlauchtester Wille,
 Der ja nur eines bezweckt: unser gemeinsames Wohl.
 Drum, wie ich's denke, so sprech' ich es aus: von allen der Schlimmste
 Scheint Karl Kempff mir zu sein, schändlichen Neigungen hold.
 Vorn betrügt er den Freund, ist roh in seinem Benehmen,
 Jeglicher Kenntnisse bar, schätzt er die Lehrer gering.
 Zwar ist die Klasse auch sonst durchweg mit Mängeln behaftet,
 Alle befiegt er jedoch durch sein beharrliches Tun.
 O daß ich, gnädigster Fürst, nicht einen zu nennen dir brauchte,
 Welcher sich unwert zeigt deiner beglückenden Guld!
 Doch mich erfüllet die Hoffnung noch jetzt, er werde sich bessern
 Und, gewißigt zuletzt, alles, was böse ist, fliehn.
 Auch wir stehen dich, Fürst, der erhabnen Gunst uns zu würd'gen,
 Die du bisher uns gewährt ohn' unser eignes Verdienst.
 Mit diesen Bitten wirst dich, durchlachtigster Herzog, zu deinen Füßen
 Schiller.

Der Abend. 1776. (S. 250.) Erst dies Gedicht läßt Schiller'schen Geist fühlen, so sehr auch die Einflüsse Hallers, Klopstocks und der Anacreontik zu verfolgen sind. Vers 2 ist sogar von einer gewissen Bedeutung für den jungen Dichter. Die starke Beziehung auf die Natur und die umgebende Welt braucht nicht aufzufallen. Schiller arbeitet hier nach fremden Mustern, wenn auch in mitempfundener Stimmung.

Haug, Schillers Lehrer, nahm das Gedicht in sein Schwäbisches Magazin auf und führte es ein mit den Worten: der Verfasser desselben habe gute Autoren gelesen und habe eine Stimme, die noch einmal Großes singen werde.

Der Eroberer. 1777. (S. 252.) Dies wilde Gemisch von Haß und wütendem Pathos und Bewunderung wurde ebenfalls in Haugs Magazin aufgenommen und von ihm folgendermaßen eingeleitet: Von einem Jüngling, der allem Ansehen nach Klopstock liebt, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer beileibe nicht dämpfen, aber nonsense, Undeutlichkeit, übertriebene Metaphern; wenn einst vollends die Feile dazukommt, dürste er mit der Zeit noch seinen Platz neben . . . einnehmen und seinem Vaterlande Ehre machen. — Gemeint ist mit dem heimatlischen Großen Christian Daniel Schubart. In der Tat ist es die freiheitliche Note dieses Dichters, die in Schillers Jugendwerken so revolutionär laut tönt. Hier haben wir einen Vorklang.

Empfindungen der Dankbarkeit. 1778. (S. 256.) Die Huldigungen beider Gedichte, welche Schiller zum Namensstage der Franziska von Hohenheim für die Militärakademie und die Ecole des demoiselles gedichtet hatte, sind Vorläufer seiner beiden Schulreden von 1779 und 1780 zu gleicher Gelegenheit; traurige Früchte einer verirrten Pädagogik.

Brutus und Cäsar. 1780. (S. 259.) Aus den Räubern IV, 5 mit einigen Veränderungen abgedruckt. Die beiden Gestalten lagen dem revolutionären Dichter sehr nahe und zeigen sich öfter in seinen ersten Dramen.

Der Venuswagen. (S. 261.) Das sprachlich schwierige Gedicht ist unter dem Eindrucke von Bürgers „Fortunens Pranger“ verfaßt. Merkwürdig, daß hier die Liebe verhöhnt wird, deren Wirksamkeit der reizere Schiller so enthusiastisch feiern sollte. Z. 34. Ewig nimmer eingeholt vom Lieb = die ihr nicht mehr zu retten seid. Z. 43f. Hat sie nicht seit dem Jahre, in welchem die Sünde in die Welt kam, ununterbrochen Sünde getrieben. Z. 66. Fast sehr = recht sehr, denn fast ist das Adverbium von fest. Z. 67. Rasos Chronik = Ovids Darstellungen. Z. 74. zum Wunder angepaßt = wunderbar gepaßt. Z. 77. Dem Erbarmen dorren = bis zum Erbarmen dorren. Z. 89. Blinden Fürsten dienet sie zum Stocke = lassen sich von ihr führen, vertrauen sich ihr ganz an; dasselbe bedeutet auch die nächste Zeile. Z. 101ff. Dessen Siegesgeiz die Erde schrumpfte — Alexander der Große, dessen Herrscherlust und Landesgier die Erde zu klein wurde und der am Ende der Welt weinte, daß er umkehren mußte, eine Träne, wie sie seit Entstehen der Welt noch nicht gestossen ist. Z. 161. Pandoras Büchse = das Füllhorn alles Bösen. Z. 175f. Aus Angst, daß der Gute siege, gibt sie dem Bösen eine Waffe, eine Nadel aus dem Haar oder vom Gewande. Z. 189. Nymphomanisch = mannstoll. Z. 190. Der in Hannover wohnende Arzt und Schriftsteller Johann Georg Zimmermann hatte in seinen Schriften zuerst von der Sexualpsychologie gehandelt. Z. 207. Ins Trockne fortgeschwommen = freigesprochen. Z. 215. Schamade schlagen = Zeichen zur Ergebung.

Anthologie auf das Jahr 1782. (S. 268.) Nachdem der

Stuttgarter Jurist Gotthold Stäudlin in Nachahmung des Göttinger Musenalmanachs und seiner Fortsetzungen im September 1781 einen Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782 herausgegeben hatte, folgte ihm der ehrgeizige Schiller schnell mit seiner Anthologie auf das Jahr 1782. Er hatte mit Stäudlin anfangs in gutem Einvernehmen gestanden, Stäudlin hatte sogar Schillers Entzückung an Laura in seinen Almanach, wenn auch mit einigen Kürzungen, aufgenommen. Aber schon in dem Monate des Erscheinens machte Schiller einen Ausfall gegen Stäudlin, indem er eine scharfe Kritik über dessen Proben einer deutschen Aneis nebst Iyrischen Gedichten schrieb. Schillers Ehrgeiz ertrug es nicht, daß Stäudlin sich als den Heerführer der schwäbischen Muse gebärdete. Er fühlte, was er selber konnte, er, der Dichter der Räuber, und da er Gedichtmanuskripte genug liegen hatte, beeilte er sich, noch auf dasselbe Jahr seinerseits einen Almanach herauszubringen. Er erschien als Anthologie auf das Jahr 1782 im Februar ohne Verfasseramen; jedermann in Württemberg wußte, wer sein Herausgeber war. Sie war geistreich dem Tode, der Vergänglichkeit, gewidmet, was eine Spitze sein sollte gegen seinen Vorgänger Stäudlin, welcher gleich die Unvergänglichkeit im Auge hatte. — Auch unter den Beiträgen befand sich manche Verhöhnung des gegnerischen Werks.

Die 83 Nummern des Büchleins sind sämtlich ohne Namen abgedruckt. Mit Ausnahme der einen allgemeineren Angabe „Vom Verfasser der Räuber“ sind sämtliche übrigen Unterschriften Buchstaben, und zwar 24 verschiedene. Diese vielen Zeichen sollten die Menge der Mitarbeiter bezeichnen, deren sich aber in Wahrheit höchstens fünf nachweisen lassen, nämlich Abel, Hoven, Petersen, Haug, Schubart. Die Frage nun, wer der Urheber der einzelnen Gedichte ist, hat eine kleine eigene Literatur hervorgerufen, einen Streit, der keineswegs zu bestimmten Ergebnissen geführt hat. So viel nur weiß man: etwa 40 Gedichte sind bestimmt von Schiller, 15 sind sicher nicht von ihm. Die Kriterien, welche angewandt sind, lassen als sicher erscheinen, daß die mit den Buchstaben Y. M. v. R. Rr. W.* und † bezeichneten Gedichte von Schiller sind. Vielleicht stammen von ihm auch die mit WD. A. O. unterzeichneten und die unbezeichneten. Mit ziemlicher Sicherheit sind nicht von ihm die folgenden Gedichte: Der wirtschaftliche Tod. An den Galgen zu schreiben. Aufschrift einer Fürstengruft. Rätsel. Achylus. Die Alten und Neuen. Edgar an Pythe. Sitten und Zeiten. Ossians Sonnengesang. In Fuldas Wurzelzeriton. Doktor Pandolff. Polizeiverordnung. Die alten und neuen Helden. Unterschied der Zeiten. Auf den Herrn R. Begründete Furcht. Passanten-Zettel. Fluch eines Eifersüchtigen. An Fanny. Gefühl am ersten Oktober. Peter. An mein Täubchen. Die Spinne und der Seidenwurm. Auf Chloës Geburtstag. Lied eines abwesenden Bräutigams. Unterschied. Die Büchse der Pandora. Alte Jungfern. An Gott.

Wir glaubten aber nicht, fortlassen zu dürfen, was nicht bestimmt einem anderen zugewiesen ist, und bringen also, ähnlich wie man das auch bei Goethes Straßburger Liedern tut, das Zweifelhafte ruhig mit.

Die Journalisten und Minos. (S. 268.) Deutsche Zeitungsschreiber, nämlich Stäublin und Genossen, haben mit ihren Tintenfassern die Fluten der Unterwelt ausgeschöpft. Minos faßt sie dabei ab, als schon große Not in seinem Reiche ist, und läßt ihnen von seinem Hunde Cerberus die rechten Daumen abbeißen, so daß sie nicht weiter schreiben können.

Bacchus im Triller. (S. 271.) Triller = Drehhäuschen, Vorrichtung zum Bestrafen leichterer Vergehungen. Man wurde mit dem Häuschen herumgewirbelt, bis einem schwindlig und übel wurde. Weil Bacchus mit seinem Wein so manchen schwindlig und übel machte, wird er ins Trillhäuschen gesetzt. Ob das Gedicht von Schiller ist, scheint fraglich.

An die Parzen. (S. 276.) Lauraode. Er bittet um den Tod im höchsten Liebesglück. 3. 3. Bajouten = vielleicht Spizenkragen.

Die Rache der Musen. (S. 279.) Starke Satire gegen Stäublin und seinen Almanach. Schiller und seine Freunde als bessere Mitarbeiter werden am Schluß noch besonders hervorgehoben.

Der hypochondrische Pluto. (S. 282.) 3. 8. Vita sedentaria = sitzende Lebensweise. — 3. 17. Starifikation = Schröpfen. — 3. 18. Venäsektion = Aderlaß. — 3. 69. Chapeau bas = Hut unterm Arm. — 3. 11. (II. Buch.) Im Cerebello = im Kleinhirn. — 3. 16. Infarktus = Verstopfung. — 3. 61. Durch fünf Fenster gassen = auch an fünf Sinnen zurechtfinden. — 3. 60. (III. Buch.) Ein Lapperdan = Stockfisch. — 3. 61. Aristarchen = allgemein für Richter.

Männerwürde (S. 291), ursprünglich Rastraten und Männer überschrieben. Das früher längere und im Ton kühnere Gedicht hatte für 3. 61 ff. folgende zwei Verse:

„O pfui und pfui und wieder pfui
Den Elenden! — sie haben
Verlüberlicht in einem Hui
Des Himmels beste Gaben.

Dem lieben Herrgott sündiglich
Sein Konterfei verhunzet
Und in die Menschheit schweiniglich
Von diesem Nu gegrunzet.“

Nach 3. 76 waren folgende sechs Verse eingeschoben:

„Und wenn das blonde Seidenhaar,
Und wenn die Kugelwaden,
Wenn küstern Mund und Augenpaar
Zum Lustgenusse laden,

Und zehnmal das Halstuch fällt
Und aus den losen Schlingen,
Halbkugeln einer bessern Welt,
Die vollen Brüste springen, —

Führt gar die höll'sche Schadenfroß
 Sie hin, wo Nymphen baden,
 Daß ihre Herzen lichterloh
 Von dieb'schen Flammen braten,
 Wo ihrem Blick der Spiegelfluß
 Elxium entziffert,
 Arkana, die kein Genius
 Dem Aug' je bloß geliefert,
 Und ja! die tollen Wünsche schrein,
 Und nein! die Sinne brummen —
 O Tantal! stell' dein Murren ein!
 Du bist noch gut durchkommen! —
 Kein kühler Tropfen in den Brand!
 Das heiß ich auch beteuseln!
 Gefühl ist ihnen Ronterland,
 Sonst müssen sie verzweifeln.“

Die Gedichte *Fluch eines Eifersüchtigen* (S. 295), *An Fanny* (S. 297), *An mein Täubchen* (S. 298) sind trotz der Bemerkungen von Schillers Schwester Christophine sicher nicht von ihm; Abels Zeugnis ist maßgebend. (Hartmann, „Schillers Jugendfreunde“ S. 111.)

Monument Moors des Räubers. (S. 300.) Z. 21. Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke = der Galgen. — Z. 26. Dich reichst die Bewunderung = dich macht reich, dich verherrlicht.

Die schlimmen Monarchen. (S. 303.) Im Gegensatz zu den Schmeichelversen und Reden des Akademikers werden hier die Herrscher mit stärkstem Aufwande von Wort und Bild verhöhnt. Die fast unverständlichen Z. 85 ff. bedeuten: Wenn es euern Hoffschranzen möglich wäre, würden sie selbst eure stillsten Gedanken vor der Menge verdrehen und entstellen. Aber Gott erkennt euch doch.

Baurenständchen. (S. 307.) Z. 1. Mensch = Mädchen. — Z. 2. Kleben = ausreichen. — Z. 10. Zu ergänzen „zu Liebe“. Ob von Schiller, fraglich.

Totenfeier am Grabe Philipp Friedrich von Niegers. 1782. (S. 311.) Schiller, als Dichter von Leichenoden bereits bekannt, wurde beim Tode des Kommandanten von Hohenasperg, seines Taufpaten, des Obersten Nieger, beauftragt, im Namen sämtlicher herzoglich württembergischen Generalität Gedächtnisverse zu verfassen. Sie erschienen als Einzelbrud am Begräbnistage, am 18. Mai 1782 „Ihm zum Ehren-denkmahl“. Er hat den Charakter hier reichlicher idealisiert, wie das wohl hätte sein müssen. Kühne Ausfälle dem Fürsten gegenüber sind zu bewundern.

Wunderfelseitige Historia. (S. 314.) Auf dem Manuskripte steht geschrieben von Reinwalds Hand: Spottgedicht auf die raschen militärischen Anstalten des Koburgischen Hofes zur Einrückung ins hiesige (Meiningensche) Land bei Herzog Georgs Krankheit 1783, gemacht vom damals anwesenden Schiller, auf Angabe unseres Herzogs, von Schillers eigener Hand mit einigen Veränderungen von mir. — Schiller war

damals in Bauerbach und ließ diese Verhöhnung am 1. Februar 1783 mit vielfachen Veränderungen und Kürzungen in den Meiningschen wöchentlichen Nachrichten drucken. Unser Abdruck gibt den Laut des Originalen wieder. Zu B. 72 machte Schiller die Anmerkung: Nach unserm Geld 2000 Taler.

Hochzeitgedicht. (S. 317.) Schiller machte dies Gedicht als Gast seiner Freundin Henriette von Wolzogen auf die Hochzeit ihrer Pflgetochter im Winter 1783. Die Dankbarkeit gegen die Gastfreundin läßt er breit hindurchströmen, greift aber sonst Fürsten und Adel stark an.

Prolog. (S. 321.) Den Gelegenheitsgedichten dieser Zeit gesellt sich dieser von Reinwald bestellte Prolog bei, der ein Kinderstück zu einer Geburtstagsfeier einleiten sollte. Schiller arbeitete an der „Kabbale und Liebe“ und am „Don Karlos“ und ging ungern an diese Verse. Er schreibt, es sei geradeso als wenn jemand aus einer Schlacht komme und nun Flöhe fangen müsse. Die Verse sind auch höchst gestelzt und phrasig.

Von den drei Gedichten an Körner (S. 322f.) feiert das zweite dessen dreißigsten Geburtstag, das dritte seine Hochzeit mit Minna Stodt, am 7. August 1785.

Zu den zahlreichen gelegentlichen Widmungsgedichten ist zu bemerken: Wer H. v. T. war und wann die Verse entstanden, ist unbekannt. Zu Henriette Elisabeth von Arnim siehe das Lebensbild. Er hatte sie auf einem Maskenballe kennen gelernt und schrieb ihr die Verse mit Beziehung darauf am 2. Mai 1787 ins Stammbuch. Der Sinn des Gedichtes ist eine Wiederholung zahlreicher auch anderswo ausgestalteter Bilder und Gedanken. Caroline Schmidt ist die Tochter eines Weimarer Geheimrats, die ihm als „Partie“ vorgeschlagen war; aber er erkannte bald die Unmöglichkeit, ihr gegenüber Liebe zu fühlen. Karl Graß ist ein aus Livland gebürtiger stud. theol. in Jena, der sich später der Kunst, Malerei und Schriftstellerei widmete. Die zweite Hälfte des Gedichtes gehört zu Schillers ersten Entwürfen der Künstler. Von besonderer Reife sind die Zeilen, die Schiller dem dänischen Dichter Jens Baggesen ins Stammbuch schrieb. Auch sie liegen dem Gedankenkreise der Künstler nicht fern.

Den Prolog (S. 333) sprach die damals neun Jahre alte Christiane Neumann, der Goethe nach ihrem frühen Tode 1797 in der „Euphrosyne“ ein so herrliches Denkmal setzte. Die Truppe, welche damals im Weimarer Theater spielte, ist von ihren Provinzgastspielen zurückgekehrt und wendet sich jetzt wieder an die Kenner; deren Urteil wird hier als reif dargestellt, wie es etwa das des älteren Goethe war.

An die Frommen (S. 338) ist eine Parodie eines Epigramms von Fr. L. Stolberg, das lautet:

„Fort, fort mit eurer Weisheit! Laßt mir lieber
Das, was ihr Torheit nennt in eitlen Stolz!
Lichtlos ist eure Blut ein heißes Fieber,
Blutlos ist euer Licht ein saules Holz!“

Tabulae votivae. (S. 339.) Diese der gemeinsamen Dichtperiode Goethes und Schillers entsprossenen Distichen lassen sich nicht immer mit Bestimmtheit dem einen oder dem andern von beiden zuweisen. Nach Goethes eigenem Zeugnis gegen Erdmann hat ein Versuch einer völligen Trennung von Mein und Dein keinen Sinn. Man nehme sie als Votivtafeln von Goethe und Schiller hin. Von den 103 Votivtafeln des Musenalmanachs von 1797 hat Schiller 40, Goethe 17 in seine Sammlung aufgenommen; da drei Distichen von beiden Dichtern aufgenommen sind, so ergeben sich 49 gemeinsame, über welche feste Urtheile nicht zu fällen sind. Jedenfalls aber stammt die weitaus größere Anzahl von Schiller.

Die Tabulae votivae wie die Xenien sind satirischen Charakters. Dabei ist jedoch der fast durchgehende Unterschied festzustellen, daß die ersteren allgemeiner gehalten sind und mehr der Lebensanschauung und Philosophie, die Xenien dagegen mehr der persönlichen oder sachlichen Einzelanschauung und Stellung Ausdruck verleihen.

Xenien. (S. 345.) Von den 414 Xenien, die Schiller wie die Tabulae votivae im Musenalmanach auf 1797 erscheinen ließ, sind hier alle abgedruckt, die Schiller oder Körner nicht in die beiden Ausgaben aufgenommen haben. Dazu kommen 164 Distichen aus dem im Jahre 1796 zusammengestellten Xenienbuche — die Nummern der Ausgabe: Schmidt u. Suphan 1893, stehen hier in Klammern. Den Schluß machen weitere 73 Distichen, wie sie nach verschiedenen Quellen gesammelt sind. Der Kommentar, den Erich Schmidt in der Ausgabe: „Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs“ gegeben hat, kann hier auch nicht in knappem Auszuge wiedergegeben werden. Wer zu tieferem Studium an diese Dichtungen herangeht, wird sowieso zu jenem Buche greifen müssen. Nur das Allernötigste kann hier bemerkt werden. Ein völliges Verständnis des Einzelnen ist auch dem Fachmann verschlossen, der Laie mag versuchen, ob ihm hie und da etwas aufgeht. Die meisten haben doch nur noch literargehichtlichen Wert.

Wie schon in der Einleitung zu den Gedichten angeführt, ist das Bedeutsamste an den Xenien die Tatsache, daß sich beide Dichter, Goethe und Schiller, in dieser Dichtungsart zu gemeinsamem Kampfe gegen das Groß ihrer Zeitgenossen verbanden. Die beiden bedeutendsten Männer ihrer Zeit, die vorher eben als solche fast feindlich zueinander standen, hatten sich erkannt, taten sich zusammen und erstarkten aneinander in dem Gefühle ihres Wertes. Als nun die Horen, die Zeitschrift, in welcher sie eine Reihe ihrer Dichtungen und Aufsätze veröffentlichten, nicht den erhofften Erfolg hatte und auch wohl eben wegen ihres tiefen Gehaltes und rein geistigen Wesens in jener Zeit nicht recht haben konnte, als sie gar böse, gehässige, kleinliche, verständnislose Kritiken erntete, da erwachte in Schiller der Groß. Goethes Verdienst ist es, diese Mißstimmung Schillers zu Kampfesmut aus Gefühl der Überlegenheit verwandelt zu haben, den Gedanken an ein Strafgericht über den Geistespöbel angeregt zu haben. Und weiter ist es Goethes Verdienst, dafür die Form gefunden zu haben, nämlich

die der Xenien des Martial. Gleichzeitig mit dieser Aufforderung schickte Goethe an Schiller ein Duzend Xenien als Probe.

Schnell sind die Xenien entstanden, nämlich in der Zeit von Weihnachten 1795 bis Ende Sommer 1796. Kein Tag verging, ohne daß daran gearbeitet wurde. Am Ende Januar waren schon 200 beisammen, Mitte Juni konnte Schillers Redaktion schon an die 700 zur Veröffentlichung zusammenstellen. Nach längerem Schwanken wurden sie in den Musenalmanach auf 1797 so aufgenommen, daß die allgemeiner gehaltenen, wie die *Tabulae votivae*, vorangestellt wurden und die große Masse der aus literarisch-philosophischem Einzelkampfe hervorgegangenen satirisch-komischen Xenien den Beschluß bildeten. Noch im September 1796 sind sie erschienen.

Unsere Ausgabe bietet nach Vellermanns Vorgang alles, was dahin gehört, was damals von beiden gemeinsam veröffentlicht ist, was zur Veröffentlichung vorbereitet war, aber zurückgelassen wurde, und endlich, was seither aus anderen Quellen von Hoffmeister, Voas, Schmidt und Suphan geschöpft ist. Wie bei den sonstigen Distichen-Dichtungen der gemeinsamen Arbeitszeit unserer Dichter, bleibt auch hier das Eigentumsrecht im einzelnen meist unklar. Selbst auf die Zusammenstellungen, welche jeder von beiden für sich gemacht hat, ist kein völliger Verlaß betreffs ihrer Urheberchaft: Schiller als Herausgeber schrieb gewiß manches Goethesche Gedicht auf, beide nahmen einzelne Distichen auf, die auch der andere für sein Eigentum ansah; und schließlich wissen wir, daß die Gemeinsamkeit im Schaffen so weit ging, daß der eine den Gedanken, der andre die betreffende Form gab. Was das 91. Xenion den Chorizonten höhnisch als Aufgabe stellt, nämlich zu erraten und zu sondern, was diesem, was jenem von beiden gehört, ist zu lösen unmöglich. Schiller schreibt am 1. Februar 1796 an Humboldt: „Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen G. und mir, wird es Ihnen schwer und manchmal gewiß unmöglich sein, unsern Anteil an dem Werke zu sortieren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es ist auch zwischen G. und mir förmlich beschlossn, unsere Eigentumsrechte an die einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen, welches uns auch, wegen der Freiheit der Satire, zuträglich ist. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder diese Xenien ganz abdrucken.“

Leider haben sie beide dies Versprechen gebrochen; beide haben sowohl aus den *Tabulae votivae* als auch aus den Xenien einzelnes in ihre Werke aufgenommen, und zwar Schiller insgesamt 84, Goethe 6. Sie haben somit aus der Masse der ursprünglich veröffentlichten Distichen noch 324 zurückgelassen. Goethe hielt wenigstens insofern sein Versprechen, als er die Xenien selbst von der Veröffentlichung in seinen nachgelassenen Werken ausschloß. Er gab damit auch wohl zu erkennen, daß er den geringeren Anteil an ihrer Entstehung hatte. Schiller, der Kampflustige, hat etwa zwei Drittel des Ganzen verfaßt.

Im einzelnen ist noch zu bemerken: Das den Xenien voran-

gesehete Leitwort aus ihrem Klassiker Martial heißt: „Weg mit dem finsternen Blick und der strafenden Stirne des Rato, weg mit dem Zimperlichtun aus des Fabricius Zeit! Ausstaffierter Ernst und sittenrichtende Strenge, du scheinheilige Art — fort, und zum Tempel hinaus.“

Nr. 10. Auf Fr. Nicolai, der als einer der Führer der Aufklärungsliteratur am meisten von den Xenien betroffen ist.

Nr. 15—17 verspotten Fr. L. v. Stolbergs Urteile über Natur und Kunst.

Nr. 20, 21 gehen auf Lavater, den wir schon sonst von Schiller verspottet sahen; siehe „Die berühmte Frau“.

Nr. 33—42 gehen auf Manso und seine literarischen Taten.

Nr. 52 gegen Stolberg, der dem unterirdischen Feuer eine Bedeutung für das Strafgericht Gottes am Jüngsten Tage gab.

Nr. 63. Kotüre = Volk, Philister.

Nr. 72. Die fast lächerliche Frömmelei der Stolberge.

Nr. 86 gegen Abelung.

Nr. 87 gegen Campe.

Nr. 116—118 auf Stolberg.

Nr. 142—144 an Nicolai; ebenso 184—206.

Nr. 208—229 auf Reichardt.

Nr. 230, 231. Nr. = Prof. Karl Fr. Kramer. Er mußte wegen seiner Begeisterung für die Französische Revolution seine Kieler Professur niederlegen, ging nach Paris und eröffnete dort eine Buchhandlung. — Im Gegensatz zu den Meinungen dieses und anderer politischen Schwärmer stellen die folgenden Distichen eigene politische Grundforderungen auf.

Nr. 238. Der Name Nicolai wird hier aus dem Griechischen abgeleitet, wo er etwa bedeutet Volksieger.

Nr. 240 ist für die Gattung und die Kampfesart sehr bezeichnend; auch die folgenden gehen dahin.

Nr. 245 ff. auf zeitgenössische Almanache, des Pfarrers von Wernuchen, Fr. W. Aug. Schmidt, Kalender der Musen und Grazien, den auch Goethes Gedicht „Musen und Grazien in der Mark“ verspottet; Johann Georg Jacobis Taschenbuch und Bossens Fortsetzung des Göttinger Musenalmanachs.

Weiter unten, Nr. 250 ff., Frh. v. Vibras Journal von und für Deutschland, Reichardts Deutschland, Beders Reichsanzeiger oder allgemeines Intelligenzblatt (Gotha), Jacobs Annalen der Philosophie, Nicolais Allgemeine deutsche Bibliothek, Fr. L. W. Meyers Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Genz' Neue deutsche Monatschrift, Fr. v. Hennings Genius der Zeit, Ewalds Urania, Wielands Merkur, Archenholz' Minerva, Bertuchs Journal des Luxus und der Moden.

Nr. 278 f. Fr. v. Stolberg.

Nr. 282. Christian G. Salzmann.

Nr. 301—308 gegen Friedrich Schlegel.

Nr. 302 richtet sich gegen eine Kritik, die Schlegel über Schiller, das nächste und übernächste gegen eine, die er über Herder und Goethe gefällt hatte.

Nr. 323—328 gehen ebenfalls auf Schlegel.

Nr. 338. Achilles = Lessing.

Nr. 341. Johann Elias Schlegel, der Ästhetiker und Dichter, fragt nach seinen beiden Nefsen August Wilhelm und Friedrich.

Nr. 343. Der alte Peleus = Meim.

Nr. 345 geht auf Bürger und Schillers Rezension seiner Gedichte.

Nr. 347 ff. Georg Forster; mit Odysseus redet er den freihheitsbegeisterten Klopstock an.

Nr. 356 auf Lessing und seinen Bruder Karl, den Herausgeber seines literarischen Nachlasses.

Nr. 360. Ein Roman von Wieland.

Nr. 414. Aufforderung an sämtliche Betroffenen zum ernstesten Wettstreit nach diesem leichten Spiel.

Nr. 420. Reichardt.

Der politischen Überzeugung geben Nr. 422 ff. nach verschiedenen Richtungen Ausdruck.

Nr. 430 ff. Reichardt.

Wichtige Zeugnisse politischer Gesinnung sind Nr. 442, 443.

Nr. 450. Styptisch = herb, säuerlich.

Nr. 453 ist Übersetzung des vorhergehenden.

Nr. 457. Hier ist wohl speziell an die Wiener gedacht.

Von einer gewissen Bedeutung für Kunstansichten der Verfasser sind Nr. 464 bis 470.

Auf Nicolai gehen wieder Nr. 471—482.

Nr. 498. B. T. R. = Böttiger.

Nr. 502. Übersetzung des folgenden Distichon.

Daß Nr. 506 gerade so rücksichtsvoll ist, ist doch kaum zu verstehen, um so weniger, als doch damals über diese Frage, ob nämlich Klopstocks Messias oder Goethes Reineke Fuchs seine Welt besser getroffen habe, kaum ein Zweifel mehr sein konnte.

Nr. 509. Ein Roman Wilhelm Heines.

Nr. 514. Kant.

Nr. 515 spricht, wie auch schon Nr. 345, einige freundliche Worte über Bürger, der doch von Schillers Kritik allzu hart betroffen war. Siehe die Besprechung seiner Gedichte Teil 12.

Nr. 519. Ein Gedicht von Schmidt von Bernuchen wird mit Bossens Luise verglichen.

Nr. 526 an Zeitschriften: Flora, Deutschlands Töchtern geweiht (Cottas Verlag), Michaelis geplante „Flüchtlinge“, Meißners Apollo.

Nr. 538 ff. auf Voltaire.

Nr. 542. Agamemnon = Friedrich der Große.

Die bedeutendsten der Distichen sind vielleicht die auf Nr. 553 folgenden; sie berühren sich hart mit Dichtung.

Nr. 572 sieht aus wie ein Selbstbekenntnis Schillers.

Nr. 577 geht auf Wilhelm von Humboldts Aufsatz in den Horen: über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur.

Nr. 597. Allegieren = zitieren.

Nr. 601—605 auf Reichardt.

Nr. 611. Der Schluß „Butter hinweg“ geht auf den Namen des Betroffenen, Friedrich Bouterwel.

Nr. 615f. geht auf Stolberg.

Nr. 618. Aus dem Martial: Bist du zu ernsthaft gefinnt, so gehe doch hin, wo du Lust hast, Leser; wir haben dies Buch heiterer Laune geweiht.

Nr. 619. Roman von Fr. H. Jacobi.

Nr. 624. Roman von Jean Paul.

Nr. 627. Thümmels Roman: Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich.

Das Spiel des Lebens. (S. 410.) Das unter demselben Titel im ersten Teile der Gedichte abgedruckte, für des Buchhändlers Spener Buchkastenmann verfaßte Neujahrslied haben wir hier in der vom Versteller gewünschten Kürzung.

Bruchstücke und Entwürfe. (S. 417.) Das unter Nr. 5 Gesammelte sind verschiedene Stoffe zu allerlei Gedichten. Das Bedeutendste dieser Bruchstücke ist der Entwurf des Gedichtes zur Jahrhundertwende, der in seiner Großartigkeit durchaus an die besten Gedichte Schillers erinnert, aber kaum einer weiteren Erklärung bedarf. Höchst interessant ist, an dem Manuskript seine Arbeitsweise zu studieren, die Mischung von Prosa und Vers, das Vorarbeiten des Gedankens, das Nachasten mit der Form, das Suchen nach Reimen, so z. B. wenn er einmal an den Rand schreibt: „glaubt, raubt, erlaubt, belaubt“, das Streichen von Ungenügendem, das weitere Umformen und Glätten. Wir haben das einzelne aber, so interessant es ist, fortgelassen, da es doch nur ein Kuriosum ist, und wir hier in der Ausgabe nur die spätere, endgültige Gestalt durchschimmern lassen wollen.

Zweifelhafte Gedichte. (S. 427.) Während das erste Gedicht noch möglicherweise von Schiller ist, können die drei folgenden kaum von ihm sein. Das Gedicht „Im Kloster Paulinzelle“ (S. 430) ist nach einer Handschrift der Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg abgedruckt, welche angeblich auf einer Fremdenbucheinzeichnung Schillers beruht. Die beiden letzten Gedichte sind auch wohl nicht von Schiller.

Anmerkungen zu Teil 2.

Semele.

Zuerst in der Anthologie gedruckt als lyrische Operette in zwei Szenen. Z. 7. Torus = Ehebett (Ovid, Metamorphosen). — Z. 25. Hermione, eigentlich Harmonia, Semeles Mutter. — Bezeichnend für den Ton der ursprünglichen, am Anfange stärker veränderten Lesart ist der erste Vers der Arie, Z. 16 ff.:

„Götterbrot und Nektarpunsch
überflügeln meinen Wunsch.
Reichlich dampfen mir Altäre —
Sklavisch front mir jedes Knie,
Was ist ohne Liebe Ehre?
Was Pytherens Gürtel ohne sie?“

Dazu gehört die ursprüngliche Fassung von Z. 37 ff.

„Ungestraft mit des Donners Umarmungen prahlen,
Ungestraft die Erinny's hinauf in den Göttersitz rufen? —
Ha, der Würmerfraß! — auf ein lachiertes Gesichtgen
Aufgebälht, wagt's — das Ding von gestern und heute,
Wagt's, um den Rang zu buhlen mit Göttern?
Staub will mit Ather wetteifern? — Stolze! Vermessene!
(Mit Würde.)

Trägt es auch wohl den großen Stempel Urano's?
Oder frohlockt nicht Verwesung schon
Durch die Larve der welkenden Pracht.“

Z. 133. Hyperion = Apollo. — Z. 166 ff. Die Stelle lautete ursprünglich erregter, zerrissener. — Z. 180. Überschwemmung = Sintflut. — Z. 209. Tethys, die Gattin des Okeanos. Schiller schrieb Thetis, meinte aber nicht die Mutter des Achill. Man drückt aber pedantisch Schillers Worte, nicht Schillers Sinn, und nennt das philologische Treue. — Z. 247. Ochsenäugig, ständiges Beiwort der Homerischen Gattin des obersten Gottes, der Hera. — Z. 411. Tochter Agenors = Europa. — Z. 416. Salmeoneus, König in Elis, der Blitz und Donner nachahmte

und dafür zur Strafe von Zeus erschlagen wurde. — J. 440. Trident, Dreizack, Emblem des Poseidon; hier gleichbedeutend mit dem dadurch Beherrschten, dem Meer. — J. 478. Tellus = die Erde.

Die Räuber.

Zuerst gedruckt 1781, erschienen am 6. Mai ohne Verfasseramen. Während des Druckes fanden eine Reihe von Veränderungen statt, einige Bogen wurden umgedruckt; siehe darüber weiter unten. Nach der Aufführung wurde es 1782 mit Schillers Namen und zahlreichen Veränderungen, Streichungen, Milderungen von neuem gedruckt. Eine Bignette stellte einen springenden Löwen dar und trug die Inschrift: In tirannos. Die beiden verschiedenen, sehr bezeichnenden Vorreden dieser Ausgaben werden in der vollständigen Ausgabe, Teil 13, gedruckt.

Das Leitwort aus Hippokrates heißt: Was Arzeneien nicht heilen, heilt Eisen; was Eisen nicht heilt, heilt Feuer.

Libertiner im Personenverzeichnis bedeutet verwilderte, ältere Studenten. Als Ort der Handlung ist Deutschland angegeben, mit Beziehung auf den vornerwähnten Aufruf Schubarts. (Siehe Einleitung.)

Erster Akt. S. 36, J. 6. Cartouche, ein berühmter Verbrecher, der 1721 hingerichtet wurde. Der in gleicher Bedeutung genannte Howard ist unbekannt. — S. 39, J. 16f. Der Monolog enthält starke Beziehungen auf Shakespeare; der Betrug mit dem Briefe = Lear I, 2; die Häßlichkeit Franzens = Richard III., I, 1; der Spott auf die Bruder- und Kindesliebe = Lear I, 2; die Selbstverspottung und die erhabenen Aussprüche = Heinrich VI. 3. Teil; V, 6.

In einem unterdrückten Bogen, dem zweiten der eigentlichen ersten Ausgabe, die aber noch vor der ersten Veröffentlichung verändert wurde, beginnt die zweite Szene folgendermaßen:

Spiegelberg (setzt sich). Daß dich die Pest! — Aber ich muß Geld haben, und die Uhr ist doch nur gestohlen. Gott weiß, wie mir's sein wird, wenn ich wieder zu ein paar Kreuzer sagen kann: ihr seid mein! — wir wollen's uns wohl sein lassen, Moor! So sieh doch nicht so sauer drein, wie der alte Urehni Tobias, als er sich den Schwalbenmist aus den Augen rieb. Wir wollen's uns schmecken lassen auf die Uhr. Frisch, Mutter — zwei Bouteillen Ungrischen! — So sei doch lustig, Moor. Ist hast du ja Geld im Sack, und sind wir ja Herren. — Auch Schinken dazu, Mutter. — Und laß dir nicht bang sein, Bruder; laß dir keine graue Haare drum wachsen, Bruder! Gibt ja nocharren genug in der Welt, denen man um ihr Geld ihren Steckengaul sattlen kann — sag' doch einmal, was das für Schmiererei ist? — Glaub', es soll den verlorenen Sohn vorstellen!

Moor. Ich hab's schon lang drum betrachtet; wenigstens die Schweine würd' ich nicht hüten, auch keine Träber fressen.

Spiegelberg. Mordbleu! Ich auch nicht. Lieber stehen!

Moor (mit den Füßen stampfend). Über die verfluchte Ungleichheit in der Welt! Das Geld verrostet in den Kisten ausgedorrter Fideihäringe,

Schiller. Anmerkungen.

und Mangel muß Blei an die kühnsten Begierden des Jünglings legen. Kerls, die zehnmal krepieren, eh' sie ihre Taler auszählen, trippelten mir das Haus ab, ein paar elende Schulden einzutreiben — so warm ich ihnen die Hand drückte — Nur noch einen Tag — Umsonst — Bitten! Schwüre! Tränen — prallten ab von ihrer bodenleeren Seele!

Spiegelberg (trinkt). Was sagst du, Moor? Du hast ganz recht. Um so ein paar tausend laufige Dukaten. (Trinkt.) Das heiß' ich einen Bettelbuben in die Hölle geworfen.

Moor. Warum sind Despoten da? Warum sollen sich Tausende und wieder Tausende unter die Laune eines Magens krümmen, und von seinen Blähungen abhängen? — Das Gesetz bringt es so mit sich — Fluch über das Gesetz, das zum Schneckengang verderbt, was Adlerflug worden wäre! Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit springt über die Palisaden des Herkommens und brütet Kolosse und Extremitäten aus. — Ich weiß nicht, Moriz, ob du den Milton gelesen hast — Jener, der es nicht dulden konnte, daß einer über ihn war und sich anmaßte, den Allmächtigen vor seine Klinge zu fordern, war er nicht ein außerordentliches Genie? — Er hatte den Unüberwundenen angegriffen, und ob er schon erlag, so hatte er doch seine ganze Kraft erschöpft und ward doch nicht gedemütigt und macht immer neue Versuche bis auf diesen Tag, und alle seine Streiche fallen auf seinen eigenen Kopf zurück, und wird doch nicht gedemütigt. Dieser ist's, über den unsere Waschweiber das Kreuz machen. —

Spiegelberg. Scheußlich anzuschauen vor unsern Kirchthüren mit einem lästerlichen Schwanz und Bocksfüßen und einem Horn auf der Nase.

Moor. Ein weiterer Kopf, der gemeine Pflichten überspringt, um höhere zu erreichen, soll ewig unglücklich sein, wenn die Kanaille, die ihren Freund verriet und vor dem Feinde floh, auf einem wohlangebrachten Seufzer gen Himmel reutet. Wer möchte nicht lieber im Backofen Belials braten, mit Borgia und Katilina, als mit jedem Alltagsesel dort droben zu Tische sitzen?

Spiegelberg. Geh mir mit dem Schlaraffenleben — dank' du Gott, daß der alte Adam den Apfel angebissen hat, sonst wären wir mit samt unsern Talenten und Geisteskraft auf den Polstern des Müßiggangs vermodert.

Moor (lacht). Welt, Moriz, das Schäferleben hätte dir nicht behagt. — O, ich sage dir, wüßt' ich nur, der Geist Hermanns wäre nicht ganz ausgestorben in uns? — Stelle mich vor ein Heer Kerls, wie ich, ...

S. 41. Z. 35. Plutarch = als Darsteller großer Menschen und erhabener Verbrecher. Lieblingschriftsteller der Stürmer und Dränger.

S. 42. Z. 13. Exponieren = ins Deutsche übersetzen.

Z. 14. Alexandrinisch = gelehrt.

Z. 22. Flavius Josephus, jüdischer Geschichtschreiber, absichtlich lornische Entgegenstellung.

Z. 36. Aufstreich = Versteigerung.

§. 44. §. 20. Abstreich = öffentliche Ausbietung.

§. 46. §. 26. Sully, Herzog Maximilian von Sully, Staatsmann.

§. 49. §. 19. Im Galliotenparadies das ganze Eisenmagazin Vulkans hinterher schleifen = Galeerenflavendienste tun.

§. 35. Französische Krankheit, Syphilis. Quecksilber ist ein Mittel dagegen.

§. 50. §. 36. Das dreibeinigte Tier = der Galgen.

§. 51. §. 17. Wenn alle dafür sind, bin ich nicht dagegen; der lateinische Satz erhält mit einem Komma hinter dem non umgekehrten Sinn.

§. 18. Aufstreich, kurz vorher erklärt.

Zweiter Akt. §. 58. §. 35. Zauberhund in den Geistermärchen = Volksaberglaube, wie in den „Räubern“ und in „Kabale und Liebe“ noch öfter erwähnt.

§. 60. §. 19. Korrosivisch = beißend, ägend.

§. 20. Deus ex machina, ein Ausdruck aus der Technik der griechischen Tragödie; der Gott wird auf einer Vorrichtung (Maschine) hereinbefördert, um die Verwicklung der Handlung zu lösen. Der Sinn des Wortes ist hier: Er kommt zur rechten Zeit.

§. 61. §. 16. Die Redensart: zwischen Rindfleisch und Meerrettig ist wohl von Schiller mißverstanden aus „zwischen Suppe und Rindfleisch“ in der Bedeutung von flüchtig, beiher. Jedenfalls ist der Sinn der Schillerschen Fassung undeutlich.

§. 62. §. 36. Mit Recht bemerkt Bellermann zu dem Paket, Schillers Dramen Bd. I, 424: Es ist unverständlich, wo plötzlich dies Paket mit genauen Anweisungen und Dokumenten herkommt, da Franz eben erst seinen Plan gefaßt hat, als Hermann wie ein deus ex machina zu ihm tritt.

§. 65. §. 11f. Hier die ältere Fassung des Gedichtes, in welcher es für diese Stelle verfaßt wurde. Die glattere Überarbeitung ist als erstes der Gedichte abgedruckt.

§. 66. §. 17f. Mit der Prager Schlacht, in welcher Schwerin fiel, bekommt das Ganze historische Färbung.

§. 71. §. 35. Rejizierte = entlassene.

§. 37. Als = alles = jedesmal.

§. 72. §. 30. Diem perdidit = ich habe den Tag verloren, ich habe noch kein gutes Werk getan.

§. 42. Hasselieren, von harcelen, beunruhigen.

§. 73. §. 16. Die übriggebliebenen wenigen edlen = Zähne; parodisch auf Klopstocks salbungsvollen Ton.

§. 37. Weidenstößen = Weidenstumpen (im zweiten Druck).

§. 39. Das Graubündnerland, das Athen der heutigen Gauner — siehe darüber das Lebensbild.

§. 74. §. 21. Pelikan = Zahnzange.

§. 34. Hebst = hältst, südwestdeutsch.

§. 78. §. 27. Rekta (via) = geraden Weges.

§. 80. §. 18. Antezessor = Vorgänger

§. 80. Z. 41. Über den alten Kaiser zu plündern, alte Nebenart = draußloßplündern, ohne Bedenken, auf fremde Rechnung.

§. 82. Z. 24. Maastrumpf, Tracht des Polizisten.

§. 86. Z. 14ff. Es dienen hier historische Verhältnisse als Unterlage, Greuel, die der Graf Monmartin als Minister, der Finanzrat Süß Oppenheimer und besonders der Kirchenratsdirektor Lorenz Wittleder in Württemberg verübt hatten. Näheres darüber ist noch in der Einleitung zu „Kabale und Liebe“ ausgeführt.

Dritter Akt. §. 89. Z. 14. Amalias Lied hier in ältester Fassung; die spätere Bearbeitung ist als zweites der Gedichte abgedruckt.

§. 94. Z. 37. Abbadonna, der reumütige Teufel aus Klopstocks Messias.

§. 96. Z. 28. Der Mann mit dem vernichtenden Blicke, sitzend auf den Ruinen von Karthago, ist Cajus Marius, nach Plutarchs Bericht.

§. 97. Z. 28. Der Marschall von Sachsen, Graf Moriz, seit 1746 französischer Feldherr, berühmt durch seine Taten im Österreichischen Erbfolgekriege.

§. 98. Z. 1. Robin Hood, vielbesungener englischer Räuber.

Z. 15. Mit der Erwähnung des römischen Philosophen Seneca drückt Moor aus, daß Kosinsky sich mit der Kaltblütigkeit und Gelassenheit der stoischen Philosophen brüste.

Vierter Akt. §. 105. Z. 3. Vergeben = vergiften; mir vergeben = mir zu meinem Verderben zu trinken geben.

§. 107. Z. 15. Huldigen = als Dienst leisten.

§. 109. Z. 21. Dehrn = Hausflur.

§. 110. Z. 15. Abe, abe = vollstümlich für hinab.

§. 113. Z. 23. Die Blumen starben gern unter der Liebenden Fußtritt = Lieblingsvorstellung der Anakreontik, unzählig oft verwandt.

§. 115. Z. 1. Das Lied IV, 5 ist im zweiten Druck nur wenig verändert, aber Vers 1 und der Schluß wurden von den Räubern gemeinsam, die mittleren Verse von Spiegelberg, Razmann, Schweizer, Spiegelberg nacheinander gesungen. Der Vergleich mit Goethes Bagabundenlied liegt nahe.

§. 116. Z. 24. An der Fankel haben = vorhaben, beabsichtigen.

§. 118. Z. 29. Das Lautenlied Karl Moors ist hier in der Urform. Die Bearbeitung für den zweiten Druck streicht im vierten Verse die Zeilen „Geh — und heul“ bis „Eisen drang“ und fügt dem fünften Verse zwischen der drittletzten und vorletzten Zeile hinzu: Brutus will Tyrannengut nicht erben. Plutarch und Shakespeare waren wohl die Anreger dieses Römergefängnis. In einer dem ersten Druck beigegebenen Bignette war im Vordergrund die Turmszene dargestellt, weiter hinten Brutus und Caesar, wie sie den Nachen Charons besteigen.

§. 120. Z. 20. Perillus machte dem Tyrannen Phalaris von Agrigent einen ehernen Stier, in dessen Bauche man Menschen braten konnte. Daß deren Geschrei dann wie das Brüllen eines Stieres klang, benutzte Schiller schon in der ursprünglichen Fassung seines Gedichtes Rousseau.

Z. 21ff. Der ganze Monolog ist frei an Hamlets „Sein

oder Nichtsein“ angelehnt. Das Verwandte liegt im Ausdruck. Situation und mehr noch die Charaktere geben beiden ein verschiedenes Gepräge.

Fünfter Akt. S. 126. Z. 23. Dieser = Diener Abrahams.

S. 130. Z. 30. Zu Moser siehe das Lebensbild, Schillers Lehrer Moser in Lorch.

S. 135. Z. 40. Zu Franzens Tode siehe die Bühnenbearbeitung der Räuber, Teil 15.

S. 140. Z. 19. Ein Anstoß vom Weibe = ein weibischer Anfall.

S. 142. Z. 13. Dido gab sich selbst den Tod. Virgils Aeneis.

Die Verschwörung des Fiesko.

Das Leitwort aus Cassius Catilinares Rede, Kapitel IV, heißt: Denn diese Schandtath halte ich für ganz besonders bemerkenswert wegen der Unerbörtheit des Verbrechens und der Gefahr.

Die Widmung Schillers drucken wir in Teil 13 ab. Er spricht ausführlich über seine Quellen und sagt einiges Wesentliche über den Gehalt des Stückes.

Erster Akt. S. 155. Z. 20. Cicisbeo = Begleiter, Hausfreund.

S. 158. Z. 9. Die Theaterbearbeitung setzt für Wechsel Beutel.

S. 159. Z. 4. Selbst ein achtmal so langes Leben würde nicht genügen, ein Zehntel meiner Schulden abzutragen.

S. 163. Z. 24. Bei meinem Frauenzimmer = bei den geladenen Damen.

S. 168. Z. 39. Raspelhaus = Zuchthaus, so genannt nach dem Instrument, womit die Verbrecher dort schwere Arbeit zu verrichten haben.

S. 173. Z. 19. Koromandel = Vorderindien.

S. 175. Z. 33. Appianus Claudius, der politisch gefährliche Dezembir, welcher die Virginia bedrohte und darum gestürzt wurde.

Z. 33. Fresko = mit frischen Farben.

Zweiter Akt. S. 176. Z. 18. Mohr = moirée.

Z. 19. Perspektivchen = Ferngläser.

S. 184. Z. 19. Rakete = raquette, Fanggriff oder Schläger.

S. 185. Z. 2. In der Sprache einer in diesem Stücke sehr verbreiteten Weistreicherei wird hier auf den Streit zwischen Kunstschönheit und Naturschönheit hingezielt. Die Phantasie des Künstlers rühmt sich, die Natur übertreffen zu können. Gibt es aber unter allen lebenden Weibern eine, die schöner ist als die Florentinische Venus, so ist die Natur überlegen, sie hat den Prozeß gewonnen. Das ganze Bild soll das Sinnlose und Unfruchtbare jener Bestrebungen ausdrücken. Die Wirklichkeit allein ist groß und kann einen großen Mann reizen; das Kunstwerk im Wilde ist die befreiende politische That im Leben.

S. 187. Z. 4. Bullen = Bullenbeißer.

S. 188. Z. 16. Rota = Gericht, so genannt nach dem Ort der Versammlung.

S. 193. Z. 14. Schwarzer Stein = Lavagna, bedeutet Schieferstein; darauf wird angespielt.

Z. 41. Spinola = Feldhauptmann des Kaisers.

§. 194. Z. 6. Darfena = kleiner Hafen innerhalb des großen Hafens von Genua; er diente besonders den Staatsgaleeren als Aufenthaltort.

§. 195. Z. 1. Die Härte der Beschnittenen sollen als Masken dienen.

Z. 25. Zeitig = reif, voll, echt.

§. 197. Z. 2. Fiesko berührt hier dasselbe, wovon er auch schon am Ende des fünften Auftritts gesprochen hatte, den Unterschied der Werke der Natur und der Kunst. Hier ist in dem Unterschiede von „Geschöpfen“ und „Menschen“ ausgedrückt, daß und wie die Kunst in ihren Werken die Natur übertrifft. Die Kunst stellt den wahren Menschen dar, während die Natur nur die Anlage dazu hervorzubringen imstande ist. An der Malerei hebt Schiller hier und im folgenden seinen Anschauungen gemäß besonders stark das Stoffliche der Darstellung hervor.

Z. 10f. „Das Licht des Genies bekam weniger Fett als das Licht des Lebens“ = Der Künstler in mir bekam in letzter Zeit wenig Anregung; das Leben, der Tag und seine Interessen nahmen mich ganz in Anspruch, ihnen dienten auch alle meine Kräfte. „Über einen gewissen Punkt hinaus brennt nur die papierne Krone“ = Eine über vorhandene Kräfte hinaus betriebene Produktion hätte kein echtes Kunstwerk zustande gebracht, wäre wohl gar schädigend gewesen. Schiller drückt das dadurch aus, daß er — im Bilde bleibend — sagt, nicht eine helle reine Flamme wäre erschienen, sondern die Lichtmanschette wäre aus Nahrungsmangel verbrannt. Die Gegenüberstellung von „Genie“ und „Leben“ hat doch wohl nur für dies Bild Geltung, da ja ein eigentlicher Gegensatz kaum vorhanden ist. Schillers Terminologie allerdings spitzt allmählich daraus Gegensätze zu, wie Gedichte und philosophische Schriften zeigen.

§. 199. Z. 20. Mit dem Glück sind wir fertig = die Dienste des Glückes brauchen wir nicht weiter.

Dritter Aufzug. §. 200. Z. 28f. Schiller arbeitet im ersten Auftritte mit ganz krassen Theatermitteln, alles ist auf geschwollen-pathetische Wirkung hin gearbeitet. Die Ausdrücke stehen in ihrem Tone in einem gewissen Kontrast zu dem, der sich ihrer bedient, dem alten Verina; sie streifen hart am Komischen her und sind unnötig dunkel.

§. 201. Z. 10. Wo die Welt ihre Losung ändert = wo sie sich nicht mehr ähnlich sieht, einen anderen Charakter hat.

Z. 10f. Wo die Gottheit ihr allgütiges Wappen bricht = wo sie ihre Güte nicht mehr ausübt, wo sie erklärt, mit der Güte nichts mehr gemein zu haben.

Z. 17. Hätte der Frost des Alters oder der bleierne Gram den fröhlichen Sprung deiner Geister gestellt = hätte er ihn zum Stillstand, zur Ruhe gebracht.

§. 202. Z. 32. Wer über den schwindlichen Graben vom letzten Seraph zum Unendlichen setzt = Wer sich über die unendliche Tiefe zwischen dem obersten Engel und Gott hinüberwagt, wird auch die Kluft zwischen Gehorchen und Herrschen genau abschätzen können und insollge dessen hinüberkommen.

§. 203. §. 8. Das Bild von den gezügelten Rossen erinnert entfernt an die bekannten Worte Egmonts II, 2.

§. 30. Stand ich bisher im Wahn, Staaten nicht umwählen wollen heiße Gemütsruhe? = Hatte ich etwa unrecht, wenn ich glaubte . . .

§. 205. §. 14. Der Cure (Kopf) ist Tarock = ist Trumpf.

§. 206. §. 5. Bezahle mit schwarz und weiß das Weggeld zu einem konterbandenen Himmelreich = Gab ihr den Brief und erlangte dadurch ihre Gunst.

Vierter Aufzug. §. 219. §. 17. Sich betreiben = sich beeilen.

§. 220. §. 7. Diese Rede ist eine teilweise wörtliche Anlehnung an die Darstellung des Kardinal Reç. Es heißt dort: Mes amis, c'est trop souffrir de l'insolence de Jannetin et de la tyrannie d'Andrée. Il n'y a pas un moment à perdre, si nous voulons garantir nos vies et notre liberté de l'oppression dont elles sont menacées. — A quoi pensez-vous que soient destinées les vingt galères qui assiègent votre port? Tant de forces et d'intelligence, que ces deux tirans ont préparées . . . — Il n'est plus temps de déplorer vos misères en secret, il faut hasarder toutes choses pour nous en délivrer; puisque le mal est violent, les remèdes le doivent être. — Je ne pense pas qu'il y ait aucun d'entre vous qui soit d'humeur d'obéir à des maîtres, qui se devraient contenter d'être vos égaux. — Chacun de nous n'a que trop de sujet de se venger et notre vengeance est légitime et glorieux tout ensemble, puisque notre ressentiment particulier est joint au zèle du bien public, et que nous ne pouvons abandonner nos intérêts sans trahir ceux de notre patrie. — Je vous ai facilité le chemin de la gloire et je suis prêt de vous le montrer si vous êtes disposés à me suivre. Les préparatifs que vous voyez, doivent vous animer à cette heure plus qu'ils ne vous ont surpris, et l'étonnement que j'ai remarqué d'abord sur vos visages doit se changer en une glorieuse résolution d'employer ces armes avec vigueur pour travailler à la perte de nos ennemis communs et à la conservation de notre liberté. J'offenserais votre courage, si je m'imaginais qu'il fût capable de balancer entre la vue de ces objets et l'usage qu'il en doit faire. Il est sûr par le bon ordre, que j'ai mis à toutes choses, il est utile par l'avantage, que vous en tirerez, il est juste à cause de l'oppression que vous souffrez, et il est glorieux enfin par la grandeur de l'entreprise.

§. 229. §. 23. Wenn die Kanone kommt = dafür sagt die Theaterbearbeitung deutlicher: Wenn die Kanone gelöst wird.

§. 37. Trugen die dreifache Krone = waren Päpste.

§. 231. §. 28. Radstoß = ich fühle die Schmerzen, durch das Rad hingerrichtet zu werden.

Fünfter Aufzug. §. 233. §. 10. Bellona = gemeint ist sein Admiraalsschiff.

§. 234. §. 19. Flambeau = Fackel.

§. 26. Ein Gang Profit = das erspart mir einen Weg.

S. 235. Z. 19. Flucht über der Grenze! = Hier ist keine Zeit mehr zum Fluchen, laßt uns erst aus dem Lande.

Z. 29. Übertreibung eines Lessingischen Wortes aus dem Philotas. Dort sagt Parmenio: Wozu hat man die Knochen anders, als daß sich die feindlichen Eisen darauf scharf hauen sollen?

S. 237. Z. 31. Schiller schreibt nach Häberlins Vorgang Anchove; gemeint ist Anshobis.

S. 239. Z. 16. Feluken = kleine Kriegsschiffe.

S. 242. Z. 8. Krokobil = Sinnbild der Lüge — hättest du doch gelogen. Räuber I, 2. „Falsche heuchlerische Krokobilbrut!“

S. 243. Z. 16. Der Himmel, das Geschick bereut seine That nicht, wenn der betroffene Mensch zürnt.

S. 244. Z. 30. Die Haarlocke ist stark genug, dem schlanken Jüngling den Purpur zu knüpfen = ihn zusammenzuraffen, so daß er darin aufgeknüpft werden kann.

Anmerkungen zu Teil 3.

Kabale und Liebe.

Erster Akt. S. 17. Z. 4. Ich biete dem Junker aus = verbiete ihm mein Haus.

Z. 9. Koram nehmen = unter vier Augen zur Rede stellen.

Z. 24. Der Henker weiß was als gelöst hat = was alles zu sich genommen, an sich gerafft.

S. 18. Z. 2. Führt sich ab = drückt sich.

Z. 3. Hat's Handwerk verschmeckt = hat Geschmack am Handwerk gefunden.

Z. 12. Robney = englischer Seeheld, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts große Siege gegen die Franzosen erringt.

Z. 30. Du hast den Wiß davon = du hast das begriffen.

Z. 33. Bellatristen = süßliche Liebes- und Empfindungs-poeten.

S. 19. Z. 17. In meine Stube geschmeckt = gerochen.

Z. 20. Disguschüren = ganz geschmacklos, taktlos kommen, vor den Kopf stoßen.

S. 22. Z. 16. Auf seinem Gänsekiel reiten = der Sekretarius Wurm muß einen verächtlichen, aber damals häufig gebrauchten Ausdruck für sein Gewerbe hören.

Z. 22. Overment = Auripigmentum, Gift.

Z. 23. Konfiziert = verkniffen, heimtückisch.

Z. 26. Für purem Gift = aus lauter Arger!

Z. 32. 's Maul sauber halten = nicht ans Maul schmieren, nicht freundlich behandeln.

Z. 37. Der Alte = der Bekannte, von dessen Wesen ich genau und lange Bescheid weiß.

S. 25. Z. 13. Schön ist hier fast tadelnd, für unstandesgemäß, zu prächtig.

S. 27. Z. 14. Farce = lustiges Stücklein.

Z. 16. Skortation = gewerbsmäßige Hurerei.

Z. 36. Karolin = Goldstück, etwa zwanzig Mark.

- S. 29. Z. 9. Schröter = Käfer.
 Z. 10. Der Name des Hofmarschalls soll komisch-anzüglich
 lich sein.
 Vor Zeile 13. A la Hérisson = Igel, neueste Frisur
 der Zeit.
 S. 30. Z. 10. Merbe d'Oye=Biber = gänsefedersarbener Biberpelz.
 Zweiter Akt. S. 35. Z. 1f. Lady ähnlich wie Fiesko III, 2.
 „Wilbe Phantasten haben meinen Schlaf aufgeschwelgt, — mein ganzes
 Wesen krampfzig um eine Empfindung gewälzt. — Ich muß mich im
 Offenen dehnen. (Er macht die Glastüre auf. Stadt und Meer vom
 Morgenrot überflammt. Fiesko mit starken Schritten im Zimmer.)“
 S. 35. Z. 19. Fillet = eine Stickerie, ein Umschlagetuch.
 S. 36. Z. 2. Auf ein Gefühl ezequieren = ein Gefühl abver-
 langen.
 S. 37. Z. 20 ff. Dem Soldatenhandel liegen historische Begeben-
 heiten zugrunde, die z. B. nachzulesen sind in Max v. Celling's Werke
 „Die deutschen Hilfsstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege“ —
 Hannover 1803, und Friedrich Rapp's Buche „Der Soldatenhandel
 deutscher Fürsten nach Amerika“ — Berlin 1874. Im Siebenjährigen
 Kriege hatte der Herzog von Württemberg 6000 Mann an Frankreich
 verkauft, die mit Gewalt und äußerster Roheit zusammengebracht werden
 mußten. Er bekam dafür ansehnliche Gelder, sogenannte Subsidien. Auch
 mit Holland hatte er ähnlichen Handel getrieben. In den Lieferungen
 für den nordamerikanischen Krieg war er nur aus dem Grunde nicht
 beteiligt, weil die England angebotenen Truppen nichts taugten. Andere
 deutsche Fürsten, vor allem der Landgraf von Hessen-Kassel und der
 Herzog von Braunschweig hatten Tausende von Landeskindern verkauft.
 Insgesamt gingen etwa 30 000 Mann nach Amerika ab. — — Unter
 anderen waren am württembergischen Hofe auch englische Maitressen tätig
 gewesen. Das eigentliche Vorbild aber für die Lady ist Franziska von
 Hohenheim.
 S. 38. Z. 3f. Der Hinrichtung sich empörender Untertanen hatte
 Schillers Vater zusehen müssen.
 Z. 6. Joch — Bezeichnung für ein Gespann Vieh.
 S. 39. Z. 2. Über die Abgebrannten siehe „Nachrichten zum Nutzen
 und Vergnügen“ in der vollständigen Ausgabe.
 Z. 10. Landschaft — Verwaltung der Ausgaben für die
 Landschaft.
 Z. 17. Tränen — beweinenenswerte Edelsteine, Edelsteine,
 die so viele Tränen gekostet haben.
 S. 42. Z. 17. Schiller dachte bereits 1783 an ein Drama Maria
 Stuart; hier sind einige Spuren von Lektüre zu diesem Stoff.
 S. 43. Z. 12. Emilie — hier wohl nur ihr angenommener Name.
 IV, 9 schreibt sie ihren wahren Namen.
 S. 46. Z. 24. Jetzt hab' ich's blank = jetzt ist mir alles klar.
 S. 47. Z. 9. Makeln = erhandeln, gewinnen.
 S. 48. Z. 32. Luise und ihre Eltern mißverstehen ihn hier; er
 will doch „voll Entschlossenheit“ handeln für ihre Liebe, nicht sich der

bösen Lage durch Flucht entziehen. Am Schluß der Szene sagt er: Jetzt zu meinem Vater!

§. 49. Z. 31. Anstreichen = einreiben mit belebenden Mitteln, hier höhnisch gebraucht. Wir würden etwa das Wörtchen „schon“ dazwischensetzen.

§. 50. Z. 16. Verschuß = Befriedigung der Lust.

§. 51. Z. 10. Promemoria = Bittschrift, Gesuch.

§. 52. Z. 7. Eisernes Halsband = am Pranger, vor dem Volk am Markt.

§. 53. Z. 2. Pasquill = Beschuldigungsschrift.

Z. 17. Spitzig = zur Verwundung fähig.

Dritter Akt. §. 57. Z. 30. Dido, Oper von Metastasio mit der Feuerwerkszene: „Das brennende Karthago“.

Z. 36. Pouffiert = fördert, emporstiebt.

§. 60. Z. 28. Die Form Stuttierter ist wohl absichtlich von Schiller verwendet, um den Hofmarschall als ganz ungebildeten Menschen zu zeigen.

§. 61. Z. 22. Mit den Vorschlägen zum Vater — die Vorschläge sind III, 1 gemacht. „Wir sprechen von peinlicher Anklage, von Schafott, von ewiger Festung und machen den Brief der Tochter zur einzigen Bedingung seiner Befreiung . . . Sie liebt ihren Vater . . . sie muß in die Falle gehn . . . Vater und Mutter werden nicht eher freigelassen, bis die ganze Familie einen körperlichen Eid darauf abgelegt, den ganzen Vorgang geheim zu halten und den Betrug zu bestätigen.“

Z. 30. Zu Ferdinands Liebesidyll vergleiche Leonorens Schwärmerei am Schluß von Fiesko IV, 14. In Szene 4 steckt vielleicht, und zwar speziell in Luise's Worten, die tiefste Tragik dieses bürgerlichen Trauerspiels.

§. 69. Z. 4. Wir haben gestern den Präsidenten im Haus gehabt — Ich glaube nicht mit Bellermann, daß seit dem Schluß des zweiten Aktes ein Tag verstrichen, dieser dritte Akt also der zweite Tag der Handlung ist. Offenbar bezieht sich diese briefliche Bestimmung auf die Zeitrechnung des Empfängers dieses Briefes. Für ihn ist der Tag „gestern“. Der enge Zusammenhang der Ereignisse dieses mit dem vorigen Akte ist ja durch Luise's Eingangsworte zu dieser Szene bezeichnet: „Suchen Sie etwa den Präsidenten? Er ist nicht mehr da.“ Bellermann's Einwendungen sind nicht sehr zwingend. Denn wenn auch seit des Vaters Fortgehen bereits fünf Stunden verflossen sind und außerdem der Nachmittag schon dadurch angebrochen war, daß die Handlung des zweiten Aktes, erst nach der Wachparade einsetzend, eine geraume Zeit gedauert hat, so kann Wurms Besuch doch noch am späten Abend erfolgen. Auch das Sakrament kann um jene Zeit immer noch genommen werden, vor allem, wenn dem Sekretär Wurm daran gelegen ist. Auch die sechzehn Visiten von allerhöchster Importance des Hofmarschall v. Kalb können am Nachmittage geschehen. Da irgendwelche Nötigung zum Verlegen der Handlung dieses Aktes auf einen anderen Tag nicht ersichtlich ist, so wäre es geradezu verwunderlich, wenn Wurm und der Präsident einen Tag verstreichen ließen ohne Beratung nach solchen Ereignissen und wo für sie so viel auf dem Spiele

steht. Offenbar ist das Gespräch zwischen ihnen das erste nach den Ereignissen im Musikantenhause und macht den Eindruck, als ob es direkt auf diese Niederlage folgte. Eine solche Partei braucht keine Erholung von dem unerwarteten Schläge; das läßt auch die Gefahr und die Unruhe gar nicht zu, in welcher sie sich befinden. Es spielt also Akt I—III vom Morgen bis zum Abend des ersten Tages und die folgenden Akte am Nachmittage und Abend des zweiten.

§. 69. 3. 36. Gesezt, es wäre diese niedliche Hand — etwa zu ergänzen: die ich für mich erbitten würde.

Vierter Akt. §. 72. 3. 14. Dafür wird gebeten sein = so einfach geht das nicht, das steht bei mir.

3. 38. Die Tübinger Buchhändler werden als Beispiele einer ganz schlechten Nachahmung genannt. Ihre Nachdrucke von Werken, welche Bedeutung hatten und Erfolg versprachen, waren zum Teil böse Verschlechterungen derselben.

§. 73. 3. 18. Bicêtre = Irrenhaus in Paris.

§. 80. 3. 4. Mit Überraschung fragend — unvermittelt, unerwartet.

3. 9. Als meine Mutter = an Stelle meiner Mutter.

§. 83. 3. 19. Vauxhall — hier direkt gleich Gartenfest, eigentlich ein englischer Vergnügungsort.

3. 23. Garderobe = Dienerschaft.

Fünfter Akt. §. 87. 3. 9. Anspielung auf Lessings „Wie die Alten den Tod gebildet“.

§. 89. 3. 26. Das Motiv, ein schreckliches Geschick zu einer Ballade zu verarbeiten und damit herumzusingen, findet sich in der Sturm- und Drangdichtung öfter.

§. 93. 3. 28. Ist Luise Seine einzige Tochter? — Keine ernste Frage, sondern nur Darstellung seiner Aufregung und seiner Angst um den alten Miller.

§. 98. 3. 2. Pantalon — ein nach seinem Erfinder Pantaleon Hebenstreit benanntes Klavier.

Don Karlos.

Der erste Plan unseres Stückes, der sogenannte Bauerbacher Entwurf von 1783, ist folgender:

Don Karlos, Prinz von Spanien.

Trauerspiel.

I. Schritt. Schürzung des Aotens.

A. Der Prinz liebt die Königin. Das wird gezeigt:

1. Aus seiner Aufmerksamkeit auf solche, seiner Lage in ihrer Gegenwart.
2. Seiner ungewöhnlichen Melancholie und Zerstreung.
3. Dem Korb, den die Prinzessin von Eboli von ihm bekommt.
4. Seiner Szene mit dem Marquis de Posca.
5. Seinen einsamen Gesprächen mit sich selbst.

B. Diese Liebe hat Hindernisse und scheint gefährlich für ihn werden zu können — dies lehren:

1. Karlos' heftige Leidenschaft und Verwegenheit.
2. Der tiefe Affekt seines Vaters, sein Argwohn, seine Neigung zur Eifersucht, seine Rachsucht.
3. Interessen der Grandes, die ihn fürchten und hassen, mit guter Art an ihn zu kommen.
4. Rachsucht der beschämten Prinzessin von Eboli.
5. Ausflauschung des müßigen Hofes.
6. — — —

II. Schritt. Der Knoten verwickelter.

A. Karlos' Liebe nimmt zu — Ursachen:

1. Die Hindernisse selbst.
2. Gegenliebe der Königin, diese äußert sich, motiviert sich:
 - a) Aus ihrem zärtlichen Herzen, dem ein Gegenstand mangelt.
 - a) Philipps Alter, Disharmonie mit ihrer Empfindung.
 - β) Zwang ihres Standes.
 - b) Aus ihrer anfänglichen Bestimmung und Neigung für den Prinzen. Sie nährt diese angenehmen Erinnerungen gern.
 - c) Aus ihren Äußerungen in Gegenwart des Prinzen. Inneres Leiden. Furchtsamkeit. Anteil. Verwirrung.
 - d) Einer mehr als zu erwartenden Kälte gegen Dom Juan, der ihr einige Liebe zeigt.
 - e) Einigen Funken von Eifersucht über Karlos' Vertrauen zu der Prinzessin von Eboli.
 - f) Einigen Äußerungen in geheim.
 - g) Einem Gespräch mit dem Marquis.
 - h) Einer Szene mit Karlos.

B. Die Hindernisse und Gefahren wachsen. Dies erfährt man:

1. Aus dem Ehrgeiz, der Rachsucht des verschmähten Dom Juan.
2. — einigen Entdeckungen, die die Prinzessin von Eboli macht.
3. — ihrem Einverständnis mit jenem.
4. — der immer wachsenden Furcht und Erbitterung der Grandes, die vom Prinzen bedroht und beleidigt werden. Komplott derselben.
5. Aus des Königs Unwillen über seinen Sohn und Bestellung der Spionen.

III. Schritt. Anscheinende Auflösung, die alle Knoten noch mehr verwickelt.

A. Die Gefahren fangen an, auszubrechen.

1. Der König bekommt einen Wink und gerät in die heftigste Eifersucht.
2. Dom Karlos erbittert den König noch mehr.
3. Die Königin scheint den Verdacht zu rechtfertigen.

4. Alles vereinigt sich, den Prinzen und die Königin strafbar zu machen.
5. Der König beschließt seines Sohnes Verderben.
- B. Der Prinz scheint allen Gefahren zu entrinnen.
 1. Sein Heldensinn erwacht wieder und fängt an, über seine Liebe zu siegen.
 2. Der Marquis wälzt den Verdacht auf sich und verwirrt den Knoten aufs neue.
 3. Der Prinz und die Königin überwinden sich.
 4. Prinzessin und Juan spalten sich.
 5. Der König setzt einen Verdacht in den Herzog von Alba.
- IV. Schritt. Dom Karlos unterliegt einer neuen Gefahr.
 - A. Der König entdeckt eine Rebellion seines Sohnes.
 - B. Diese erweckt die Eifersucht wieder.
 - C. Beide zusammen vereinigt stürzen den Prinzen.
- V. Schritt. Auflösung und Katastrophe.
 - A. Regungen der Vaterliebe, des Mitleids usw. scheinen den Prinzen zu begünstigen.
 - B. Die Leidenschaft der Königin verschlimmert die Sache und vollendet des Prinzen Verderben.
 - C. Das Zeugnis des Sterbenden und das Verbrechen seiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu spät.
 - D. Schmerz des betrogenen Königs und Rache über die Urheber.

Sein Marquis Posa ist Malteser, weil Schiller durch seine Duell (Watson) eine besonders hohe Meinung von diesem Orden, seinem Heroismus und seiner Weltverachtung bekommen hatte. Unmittelbar nach Vollendung des Don Karlos ging er an ein Trauerspiel „Die Malteser“, dessen Stoff er auch bei Watson fand. — S. 174. Malta = Universität, unweit von Madrid. — S. 405. La Trappe = Zisterzienserkloster; dort herrschte das Gelübde des Stillschweigens. — S. 418. Auto-da-Fé = actus fidei, Ketzerverbrennung, den Dominikanern übertragen. — S. 472. Katharina von Medici. — S. 689. Hier folgt vor der Umarbeitung von 1801 eine für den Geist der ursprünglichen Auffassung höchst wichtige Stelle:

„Allmächtige Natur! ein solch Geschöpf
 Wie in Jahrtausenden dir keines noch
 Gelingen ist, wie in Jahrtausenden
 Dir keines mehr gelingen wird und jetzt,
 Jetzt, jetzt — erröte für dich selbst, Natur!
 Zum Unterpfand zerbrechlicher Verträge,
 Für einen Frieden schändlich hingeopfert —
 Im Kabinett und bei verschloßnen Türen
 Durch einen Tisch von Vätern und Prälaten
 Zu seiner Ranggehilfin ausgewürfelt,
 Auf Krämerart gefeilscht, und dann dem Käufer
 Nach abgeschloßnem Handel ausgeliefert!
 So freien Könige!“

3. 739. Eskorial = Kloster zum Andenken an den Sieg bei St. Quentin von Philipp erbaut und zur Begräbnisstätte der spanischen Könige bestimmt. — 3. 849. Grandezza = Adel. — 3. 1014. Siehe in der Thaliafassung das „Theater“ an dieser Stelle.

Zweiter Akt. 3. 1268. Hier ist ein nicht unwichtiger Widerspruch mit 3. 3621 ff. — 3. 2016. Herzog von Alba hieß Ferdinand Alvarez de Toledo. — 3. 2403 ff. Posa weiß sehr wohl, daß die Liebe des Prinzen keine reine und ganz ideale ist. Wir haben hier einen feinen Zug des Erziehers, der sein Objekt dadurch höher treibt, daß er es im Geiste höher stellt.

Dritter Akt. 3. 2828 ff. Dieses merkwürdige Motiv stammt aus Schillers Quelle Watson. — 3. 2907. La Valette = der Ordens-Großmeister Jean de Lavalette. — 3. 2982. Zween Tage = ein paar Tage, im Sinne von einige Tage.

Vierter Akt. 3. 3409. Der Marquis handelt doch in manchen Stücken ähnlich. — 3. 3492. Das Eingreifen in eine solche Politik traut man der Königin nach ihren Anlagen nicht zu. Daß Schiller dies aus den Quellen übernommen hat, ist keine Entschuldigung. Wenn es zur poetischen Wahrheit nicht stimmt, ist es doch gleichgültig, daß es zur historischen Wirklichkeit stimmt. Was hat überhaupt die Geschichte in dieser Beziehung mit der Dichtung zu tun, und warum muß sie immer wieder von Kommentatoren angeführt werden? — 3. 3513. Stillen Anteil — soll wohl nach solchen Versprechungen nur bedeuten „verschwiegene“ Anteil. — 3. 3730. Der Sinn steckt in den Thaliaverfen: „Veraume Zeit, eh' König Philipp mich Gemahlin hieß, war ich schon Heinrichs Tochter“; also ihr Elternhaus war noch vornehmer. — 3. 4327 ff. kann sich nicht beziehen auf 3. 270 ff. Also muß er sich vor dem Freunde I, 2 verstellen. Er sah ja auch die Liebe schon auf der Universität zu Alfala. — 3. 4455. Cortes = höchster Gerichtshof.

Fünfter Akt. 3. 4984 f. Wenn Albas Aussagen hier nicht Erfindungen Albas zur gänzlichen Vernichtung der Gegner sind, so sind es psychologische Ungeheuerlichkeiten, die kaum zu vereinen sind mit der Gestalt des Marquis. — 3. 5334 ff. hieß in Prosa: Ich kann Ihnen meine Freundschaft ebensowenig geben, als gestern einem anderen Weibe meine Liebe.

Anmerkungen zu Teil 4.

Wallenstein.

Prolog.

Der Eingang des Prologes bezieht sich auf die von dem Stuttgarter Baumeister Thouret vorgenommene Erneuerung des 1780 erbauten Weimarer Theaters. — 3. 15. Ein edler Meister — der Schauspieler August Wilhelm Iffland. — 3. 20. Die Hoffnung, den großen Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder dort zu sehen, wurde auf Goethes Wunsch hier im Prologe ausgesprochen; wahrscheinlich stammt sogar der Wortlaut dieser Stelle von ihm. — 3. 53. Die bürgerliche Dichtung beherrschte damals das Theater. — 3. 72. Das Ende des Dreißigjährigen Krieges mit dem Frieden von Ösnabrück und Münster, 1648. — 3. 110. Den unglückseligen Gestirnen = dem Schicksal. Der Prolog gehört nur zu Wallensteins Lager und wurde zu dessen erster Aufführung am 12. Oktober 1798 im Kostüm des *Mag Piccolomini* gesprochen.

Wallensteins Lager.

Bei der ersten Aufführung begann das Stück mit einem von Goethe gebichteten, von Schiller vermehrten Soldatenliede:

„Es leben die Soldaten!
Der Bauer gibt den Braten,
Der Gärtner gibt den Most;
Das ist Soldatenkost.
Tra da ra la la la la!
Der Bürger muß uns haben,
Den Adel muß man zaden,
Sein Knecht ist unser Knecht,
Das ist Soldatenrecht.
Tra da ra la la la la!
In Wäldern gehn wir pürschen
Nach allen alten Hirschen
Und bringen frank und frei
Den Männern das Geweih.
Tra da ra la la la la!

Heut schwören wir der Hanne
 Und morgen der Susanne,
 Die Lieb ist immer neu;
 Das ist Soldatentreu.
 Tra da ra la la la la!

Wir schmausen wie Dynasten,
 Und morgen heißt es fasten;
 Früh reich, am Abend bloß,
 Das ist Soldatenloß.
 Tra da ra la la la la!

Wer hat, der muß uns geben,
 Wer nichts hat, der soll leben!
 Der Ehmann hat das Weib
 Und wir den Zeitvertreib.
 Tra da ra la la la la!

Es heißt bei unsern Festen:
 Gestohlneß schmeckt am besten,
 Unrechtes Gut macht fett,
 Das ist Soldatengebet.
 Tra da ra la la la la!"

Mit Recht ist es später fortgelassen, denn der etwas peinliche Ton Goethescher Renommierlieder paßt durchaus nicht hierher.

3. 32. Unter Arnim (Schillers Arnheim), nach der Schlacht bei Breitenfeld, 1631. — 3. 37. Karabiniere = reitende, mit Karabinern bewaffnete Schützen. — 3. 54 ff. Kein Widerspruch zu späteren Stellen, denn des Kaisers Bezahlung war schon lange ausgeblieben; Wallenstein zahlte aus seiner eigenen Tasche. — 3. 71. Des Kaisers Gesandter, Questenberg, der Piccolomini I, 2 auftritt. — 3. 105. Konstabler = Kanonier. — 3. 114. Kurfürst Maximilian, Gegner Wallensteins. — 3. 122. General von Holt hatte 1632 Leipzig erobert und geplündert. — 3. 125. Johanna Justina (Gustel) Segebin war die Tochter der Besitzerin des Schenkgutes in Blasewitz, das Schiller von Dresden aus öfters besuchte. Die Erinnerung an sie wird wohl mehr durch den Reim hervorgerufen sein. — 3. 141. Wallenstein verfolgte ihn nach dem Siege an der Dessauer Brücke bis nach Ungarn. — 3. 142. Wallenstein beherrschte nach der Besiegung der Dänen Norddeutschland; Stralsund in die Hände zu bekommen, gelang ihm nicht. — 3. 144. Im Mantuanischen Erbfolgekriege schickte der Kaiser Unterstützungstruppen. — 3. 145. Herzog von Feria war nach Deutschland gesandt worden. — 3. 265. Heiraten. Das Mitschleppen von Weib und Kind war im Dreißigjährigen Kriege gewöhnlich. — 3. 268. Liguisten = die katholische Liga, deren Oberhaupt der schon genannte Kurfürst Maximilian von Bayern, deren Feldherr Tilly war. — 3. 279. Gustav Wolfs Siege über ihn. — 3. 355. Kugelfest durch Zaubermittel. — 3. 458. Alte, im 17. Jahrhundert besuchte Universität bei Nürnberg. --

Schiller, Anmerkungen.

4

3. 481. Bergknappen, umziehende Musikanten. — 3. 484. Die Kapuziner waren Gegner Wallensteins. Die in die Dichtung im letzten Augenblicke eingeschobene Kapuzinerpredigt, an der Schiller nur drei Tage gedichtet hat, ist mit starker, zum Teil wörtlicher Anlehnung an des Wiener Hofpredigers Abraham a Santa Clara Traktat „Auf! Auf! ihr Christen“ — aus dem Werke „Reim dich, oder ich liß dich“ — geschaffen. Goethe, der anfänglich daran hatte dichten wollen, schickte Schiller dies Buch, weil er damit nicht zustande kam. Eine Erweiterung von Wallensteins Lager war besonders deswegen erwünscht, weil ja die Dichtung, die doch eigentlich nur ein Vorspiel ist, für sich aufgeführt wurde.

3. 487. Antibaptisten = Taufgegner; vielleicht auch absichtliche Verschmelzung von Anabaptisten und Antipapisten. — 3. 490. Chiragra = Gift in den Händen. — 3. 493. Evangelium Matthäi 20, 6. — 3. 503. Ogenstierna, der schwedische Kanzler, welcher nach Gustav Adolfs Tode der Leiter der schwedischen Politik und überhaupt des Krieges war. — 3. 549 ff. Evangelium Lucä 3, 14 ff. Diese Stelle ist wörtlich in Abraham a Santa Claras Ton wiedergegeben. — 3. 597. Ne custodias gregem meam = du sollst nicht meine Herde hüten. — 3. 598. Israelitische Könige; Jehu, 3. 610 f., ebenfalls. Holofernes = Felzhauptmann Nebukadnezars. — 3. 649. Militärische Polizei. — 3. 653. Arkebuziere = Infanteristen mit Degen, großer Büchse und Pickelhaube. — 3. 674 f. Wallonen = südbelgische Kürassiere. Graf Wappenheim = kaiserlicher Heersführer. — 3. 700. Don Fernando = Bruder des Königs von Spanien; zum Statthalter in den Niederlanden bestimmt. — 3. 786. Hibernia = Irland. — 3. 865. Das Land wurde den zu den Protestanten übergetretenen Herzogen genommen und dem Wallenstein als Pfand für große Vorschüsse gegeben. — 3. 962. Embleme der Göttin der Gerechtigkeit. Macht und Gerechtigkeit wohnen nicht mehr beieinander, ist der Sinn der Stelle.

Das Reiterlied am Schlusse hat im Druck von 1807 noch folgenden Zusatz nach dem letzten Verse:

„Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
 Drum froh, wer den Degen jetzt führet!
 Und bleibt nur wacker zusammengesüßt,
 Ihr zwingt das Glück und regieret,
 Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
 Der mutige Springer erreicht sie doch.“

Die Piccolomini.

Bei der ersten Darstellung umfaßte das Stück noch den ersten und zweiten Aufzug von Wallensteins Tod; die sieben Aufzüge aber waren in fünf zusammengezogen. Der erste Aufzug erstreckte sich bis zum dritten Aufzug in elf Auftritten; der erste Auftritt des zweiten Aufzuges „Bediente und Seni“ fehlte. Der zweite Aufzug begann mit dem ersten Auftritt des dritten Aufzuges „Illo und Terzky“ und ging in sechzehn Auftritten bis zum Schluß des vierten Aufzuges; der siebente

Austritt „Thella“ fiel aus. Den dritten Aufzug machte der fünfte; der vierte Aufzug war der erste und der fünfte der zweite Aufzug von Wallensteins Tod, mit Auslassung des vierten Austritts: Octavio Piccolomini. Ein Adjutant.

Erster Aufzug. §. 169. Antecamera = Vorzimmer. — §. 208. König Ferdinand von Ungarn, des Kaisers Sohn.

Zweiter Aufzug. §. 613. Scheren = süddeutsch für dumm machen. Der Gescherte, der Dumme, der Narr. — §. 757. Die Venus. — §. 811. Der schon in Wallensteins Lager erwähnte Cardinal-Infant. — §. 888. Die auf die Sternenkunst bezüglichen Ausdrücke schlägt man in einem Konversationslexikon oder einem Fachwerke nach. Sie sind aber ganz nebensächlicher Art. — §. 1290. Schlüssel des Kammerherrn.

Dritter Aufzug. §. 1401. Schwester = Schwägerin. — Nach §. 1756. Minor bemerkt kulturgeschichtlich: „Die Gitarre war das Lieblingsinstrument zur Begleitung der Singstimme am Ende des 18. Jahrhunderts; Amalia und die Prinzessin Eboli haben noch die Laute.“ — §. 1906 geht auf ihre Liebe.

Vierter Aufzug. §. 2046 braucht kein Versehen Schillers zu sein — Neumann ist Rittmeister — sondern kann doch auch ein des Kellermeisters sein. — §. 2085. Utraquisten = Leute, die das Abendmahl in beiderlei Gestalt — sub utraque specie — nehmen. — §. 2103. Taboriten — nach der Feste Tabor, die strenggläubigen Hussiten. — §. 2127. Quiroga = Beichtvater des Königs von Ungarn. — §. 2189. Von Schiller selber erklärt mit: unvermuthet überfallen, eine in diesem Kriege sehr beliebte Art von Expeditionen.

Fünfter Aufzug. §. 2472. Der goldne Birkel = die Krone.

Wallensteins Tod.

Dieser Teil wurde bei der ersten Darstellung mit dem dritten Aufzuge, „Gräfin Terzky, Thella, Fräulein Neubrunn“ eröffnet und der erste Aufzug beendigt mit dem zehnten Austritt „Vorige, Buttler“. Der erste Austritt fiel aus. Der zweite Aufzug ging von dem dreizehnten Austritt „Wallenstein“ in elf Austritten bis zum vierten Aufzug. Dieser machte den dritten Aufzug und schloß mit dem achten Austritt nach den Worten Gordons, §. 2914, mit einem Monologe Buttlers. Der vierte Aufzug reichte bis zum Schluß des zweiten Austritts des fünften Aufzuges — der erste Austritt dieses Aktes fiel aus — und ward mit diesem Austritt „Buttler, Hauptmann Deberow und Macdonald“ eröffnet. Den zweiten Austritt machte der neunte: „Thella, Herzogin und Fräulein Neubrunn, Wallenstein und die Gräfin im Gespräch“; den dritten Austritt der zehnte: „Thella, der schwedische Hauptmann, Fräulein Neubrunn“; den vierten Austritt: „Thella, Neubrunn“, der elfte, und den fünften der zwölfte Austritt, der mit den Worten Thellas schloß: Das ist das Loz des Schönen auf der Erde! Der fünfte Aufzug fing mit dem dritten Austritt „Wallenstein, der schwedische Hauptmann, Gräfin Terzky“ an und ging in zehn Austritten ununterbrochen bis zu Ende.

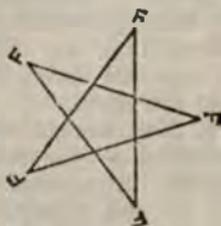
Erster Aufzug. Wallensteins Tod begann ursprünglich mit solcher, auf Goethes Rat dann verworfener Szene:

Wallenstein. Seni.

Wallenstein. So ist er tot, mein alter Freund und Lehrer?

Seni. Er starb zu Padua in seinem hundert
Und neunten Lebensjahr, grad auf die Stunde,
Die er im Horoskop sich selbst bestimmt;
Und unter drei Orakeln, die er nachließ,
Wobon zwei in Erfüllung schon gegangen,
Sah man auch dies, und alle Welt will meinen,
Es geh auf dich.

(Er schreibt mit großen Buchstaben auf eine schwarze Tafel.)



Wallenstein (auf die Tafel blickend).

Ein fünffach F. — Hm! Seltsam!

Die Geister pflegen Dunkelheit zu lieben —
Wer mir das nach der Wahrheit lesen könnte.

Seni. Es ist gelesen, Herr.

Wallenstein. Es ist und heißt?

Seni. Du hörtest von dem siebenfachen M,

Das von dem nämlichen Philosophus

Kurz vor dem Hinscheid' des hochseligen Kaisers
Matthias in die Welt gestellet worden.

Wallenstein. Jawohl! Es gab uns damals viel zu denken.

Wie hieß es doch? Ein Mönch hat es gedeutet.

Seni. Magnus Monarcha Mundi Matthias Mense Maio Morietur!

Wallenstein. Und das traf pünktlich ein, im Mai verstarb er.

Seni. Der jenes M gedeutet nach der Wahrheit,

Hat auch dies F gelesen.

Wallenstein (gespannt). Nun! Laß hören!

Seni. Es ist ein Vers.

Wallenstein. In Versen spricht die Gottheit.

Seni (schreibt mit großen Buchstaben auf die Tafel).

Wallenstein (liest). Fida Fortunaē Friedlandus.

Seni. Friedland traue dem Glück. (Schreibt weiter.)

Wallenstein (liest). Fata Favēbunt.

Seni. Die Verhängnisse werden ihm hold sein.

Wallenstein. Friedland traue dem Glück!
Die Verhängnisse werden ihm hold sein.

(Er bleibt in tiefen Gedanken stehen.)

Woher dies Wort nur schallt. — Ob es ganz leer,
Ob ganz gewichtig ist, das ist die Frage!
Hier gibt's kein Mittleres. Die höchste Weisheit
Grenzt hier so nahe an den höchsten Wahn.
Wie soll ich's prüfen? — Was die Sinne mir
Seltsames bringen, ob es aus den Tiefen
Geheimnisvoller Kunst heraufgestiegen,
Ob nur ein Trugbild auf der Oberfläche —
Schwer ist das Urteil, denn Beweise gibt's
Hier keine. Nur dem Geiste in uns
Gibt sich der Geist von außen zu erkennen.
Wer nicht den Glauben hat, für den bemüht
Sich die Dämonen in verlor'nen Wundern,
Und in dem sinnvoll tiefen Buch der Sterne
Lieft sein gemeines Aug nur den Kalender.
Dem reden die Drafel, der sie nimmt,
Und wie der Schatte sonst der Wirklichkeit,
So kann der Körper hier dem Schatten folgen.
Denn wie der Sonne Bild sich auf dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.
Die Mächte, die den Menschen seltsam führen,
Drehn oft das Janusbild der Zeit ihm um,
Die Zukunft muß die Gegenwart gebären.
Fidat Fortunae Friedlandus, Fata Favebunt.
Es klingt nicht wie ein menschlich Wort — die Worte
Der Menschen sind nur wesenlose Zeichen,
Der Geister Worte sind lebend'ge Mächte.
Es tritt mir nah wie eine dunkle Kraft
Und rückt an meinen tiefsten Lebensfäden.
Mir ist, indem ich's bilde mit den Lippen,
Als hübe sich's allmählich, und es träte
Starrblickend mir ein Geisterhaupt entgegen.

Abgesehen von dem Buchstabenrätsel, dessen Wegfall wir nicht bedauern können, gibt doch der Monolog ein Bild von Wallensteins Geisterglauben, wie es kaum eine andre Stelle der Dichtung so deutlich ausführt.

3. 39. Seni geht dann ab. — 3. 232 bezüglich auf seinen Titel eines Generals des ozeanischen und baltischen Meeres. 3. 277. Konkurrenz = Zusammentreffen der Umstände. — 3. 590. „ihre“ bezieht sich auf Natur, „seine“ auf das vorhergenannte Geschlecht. — 3. 644. Die Boten gehen zum schwedischen Kanzler, nach Prag und nach Eger. Zweiter Aufzug. 3. 664. Er = Graf Ultringer. — 3. 955.

Mikrokosmos = der Mensch als organische Einheit im Gegensatz zum Makrokosmos = der Welt; beide entsprechen einander.

Dritter Aufzug. 3. 1922. Partisan = Parteisen, Stoßwaffe. — 3. 2143. Max ist etwa 25 Jahre alt zu denken. — 3. 2201. Besonders gefährliche Waffe, zwei durch eine Kette zusammengehaltene Kugeln.

Vierter Aufzug. 3. 2429. Fallgitter der Festung. — 3. 2441. Laren = römische Hausgötter. — 3. 2585. Kanzelliert = cancellare = vergittern. — 3. 2608. Das Haus Sababurg in Österreich und Spanien. — 3. 2619. Diesen Abend soll heißen gestern abend. Max ist schon bestattet worden. Wallenstein aber hat wohl den Wechsel des Tages kaum bemerkt. — 3. 2827. Das Wort = die Parole. — In den Handschriften geht nach 3. 2914 Gordon ab, und es folgt dann ein Monolog Butlers:

„Ich habe mir den reinen Ruf gespart
 Mein Leben lang. Die Urglist dieses Herzogs
 Raubt mir des Lebens höchsten Schatz, daß ich
 Vor diesem Schwächling Gordon muß erröten.
 Dem geht die Treue über alles, nichts
 Hat er sich vorzuwerfen. Selbst dem weichlichen
 Gefühl entgegen unterwirft er sich
 Der harten Pflicht. Mich hat die Leidenschaft
 In schwachem Augenblick davon gewendet.
 Ich stehe neben ihm, der schlechte Mann.
 Und kennt die Welt auch meinen Treubruch nicht,
 Ein Wissler doch bezeugt ihn — jener hochgesinnte
 Octavio! Es lebt ein Mensch auf Erden,
 Der das Geheimnis hat, mich zu entehren.
 Nein, diesen Schandfleck tilgt nur Blut!
 Du, Friedland, oder ich. — In meine Hände
 Gibt dich das Glück. — Ich bin mir selbst der Nächste. —
 Nicht Großmut ist der Geist der Welt.
 Krieg führt der Mensch, er liegt zu Feld,
 Muß um des Daseins schmalen Boden fechten,
 Glatt ist der Grund, und auf ihn drückt die Last
 Der Welt mit allen ihren Mächten!
 Und wenn er nicht den Rettungsast
 Mit schnellem Aug' erspäht und faßt,
 Nicht in den Boden greift mit festem Fuß,
 Erhebt ihn der gewalt'ge Fluß,
 Und hingerast im Strudel seiner Wogen
 Wird er verschlungen und hinabgezogen.“ (Er geht ab.)

Fünfter Aufzug. 3. 3269. Der Eid ist ungültig, wie Wallenstein seine Treue gebrochen hat. — 3. 3355. Hartshiers = Wache mit Hellebarden. — 3. 3474. Brachte mir Reichtum und Beziehungen. — 3. 3588. Typhon = ägyptischer Gott. — 3. 3725. Das Stampfen ist das mit den Mördern verabredete Zeichen.

Anmerkungen zu Teil 5.

Maria Stuart.

Unser Abdruck erfolgt nach der ersten Ausgabe des Stückes, 1801, bei Cotta; die beiden späteren Auflagen von 1801 und 1802 weichen nicht ab. Die Fassung des Manuskriptes, das wir nicht mehr besitzen, stellt sich uns etwa dar in der englischen Übersetzung Mellish's, der von Schiller während der Arbeit die einzelnen Akte bekam. Hier sind manche Verse über die erste Buchausgabe hinaus erhalten. Einiges allerdings hat Mellish selbst hinzugesetzt, so daß hier keine völlige Sicherheit ist. Im ganzen erscheint der Text des Manuskriptes breiter wie unsere Fassung. Eine zweite Stufe der Entwicklung unseres Textes sind die beiden hie und da abweichenden Theaterbearbeitungen.

Erster Aufzug. Z. 48. Die Medicäerin = Katharina von Medici, Gemahlin Heinrichs II. von Frankreich, erzog Maria Stuart. — Z. 102. Maria die Katholische, auch die Blutige genannt, Vorgängerin der Elisabeth auf dem Thron. Als Tochter der Katharina von Aragonien und Gemahlin König Philipps II. heißt sie die Spanische. — Z. 380. Mortimer ist von Schiller erfunden, er nahm Züge verschiedener historischer Personen an. — Z. 485. Suada = Beredsamkeit. — Z. 537. Talbot's = Shrewsbury's, was ja dann oft genug erwähnt wird. — Z. 615. Anna Boleyn. — Z. 706. Peers = die standesgleichen Richter. — Z. 836 ff. Richmond, der als Heinrich VII. den englischen Thron bestieg, stammte aus dem Hause Lancaster, dessen Mitglieder in ihrem Wappen eine weiße Rose trugen, und heiratete Elisabeth von York, die eine rote Rose im Wappen trug. So versöhnten sich die lange Zeit feindlichen Geschlechter.

Zweiter Aufzug. Vor Z. 1077. Westminster = der alte Londoner Parlamentspalast. — Z. 1175. Aufgetan = aufgehoben. — Z. 1218. Band des Hofenbandordens. — Z. 1281. Ate = Göttin der Verblendung, Zwietrachtstifterin. — Z. 1381. Elisabeth nach Hinrichtung ihrer Mutter als Bastard verstoßen, wurde von ihrer Schwester lange in Haft gehalten. Das wird hier als Fügung des Himmels, als Erziehung zu großen Aufgaben und Pflichten dargestellt. — Z. 1398. Elisabeths Eitelkeit tritt in dieser scharfen Unterbrechung stark hervor. — Z. 1470.

The great tour, die große Bildungsreise der jungen Engländer des 18. Jahrhunderts. — 3. 1531. Der älteste Thron der Christenheit bedeutet Frankreich.

Dritter Aufzug. 3. 2352. Ermordung der Hugenotten in der Bartholomäusnacht (24. August 1572). — 3. 2374. Armida = die Verföhrerin in Tasso's Befreitem Jerusalem. — 3. 2537. Thburn = öffentliche Nichtstätte bei London. — 3. 2623. Barnabiten = eine Glaubensgenossenschaft, so genannt nach dem ihnen zugewiesenen Kloster des heiligen Barnabas. — 3. 2626. Anathem = Bannstrafe.

Vierter Aufzug. Fünfter Aufzug. 3. 3479. Agnus dei = ein Medaillon mit einem Wachsbitde des Lammes Gottes. — Mit der 3. 3581 beginnenden Abendmahlszene beabsichtigte Schiller wohl etwas Ähnliches wie die — ihm von den zeitgenössischen Besprechungen vorgeworfene — religiöse Weihe des Ganzen. Dem Theaterdichter mochte gerade dies Motiv als höchst wirkungsvoll erscheinen. Als Symbol ist die Szene aber für das Ganze von großer Wichtigkeit. Eine beschränkte Censur zwang den Dichter, für die Aufführung eine ganze Reihe von Veränderungen vorzunehmen. So läßt das Leipziger Theatermanuskript den Melvil sagen anstatt 3. 3625 von „Vertraue“ an bis 3. 3631:

„ihn schließt

Kein Tempel ein, kein Kerker schließt ihn aus.

Nicht in der Formel ist der Geist enthalten,

Den Ewigen begrenzt kein irdisch Haus.

Das sind nur Hüllen, nur die Scheingestalten

Der unsichtbaren Himmelskraft:

Es ist der Glaube, der den Gott erschafft.“

Noch stärker sind die Veränderungen 3. 3643—3672. Es heißt da in beiden Theatermanuskripten:

„Wenn mich dein Herz dafür erklärt, so bin ich

Für dich ein Priester, diese Kerzen sind

Geweiht, und wir stehn an heil'ger Stätte.

Ein Sakrament ist jegliches Bekenntnis

Das du der ewigen Wahrheit tust. Spricht doch

Im Beichtstuhl selbst der Mensch nur zu dem Menschen,

Es spricht der Sündige den Sünder frei;

Und eitel ist des Priesters Lösewort,

Wenn dich der Gott nicht löst in deinem Busen.

Doch kann es dich beruhigen, so schwör' ich dir,

Was ich jetzt noch nicht bin, ich will es werden.

Ich will die Weih'n empfangen, die mir fehlen.

Dem Himmel widm' ich künftig meine Tage;

Kein irdisches Geschäft soll diese Hände

Fortan entweihn, die dir den Segen gaben,

Und dieses Priesterrecht, das ich voraus

Mir nehme, wird der Paps't bestätigen.

Das ist die Wohlthat unsrer heil'gen Kirche,

Daß sie ein sichtbar Oberhaupt verehrt,

Dem die Gewalt innwohnet, das Gemeine

Zu heil'gen und den Mangel zu ergänzen;
 Drum wenn der Mangel nicht in deinem Herzen,
 Nicht in dem Priester ist er — diese Handlung
 Hat volle Kraft, sobald du daran glaubst.

(*Martha kniet vor ihm nieder.*)

Hast du dein Herz erforscht, schwörst du, gelobt du,
 Wahrheit zu reden vor dem Gott der Wahrheit?"

Selbst *J.* 3702 durfte nicht stehen bleiben: „gebeichtet und gebüßt“; es wurde ersetzt durch „bekannt und abgebüßt“. Statt gebeichtet und Beichte heißt es *J.* 3693 und 3720 „erlassen“ und „Bekentnis“. Die Peremonie *J.* 3737f. und die Worte fehlen. Für *J.* 3743—3757 heißt es:

„Sinke als ein ergebnes Opfer am Altar!
 Gib hin dem Staube, was vergänglich war,
 Die ird'sche Schönheit und die ird'sche Krone!
 Und als ein schöner Engel schwinde dich
 In seines Lichtes freudenreiche Zone,
 Wo keine Schuld mehr sein wird und kein Weinen,
 Vereinigt in den Schoß des ewig Reinen!“

Der Theaterzettel zur ersten Aufführung der „*Maria Stuart*“ lautet folgendermaßen:

Sonnabend, den 14. Juni 1800.

Maria Stuart.

Trauerspiel in fünf Aufzügen,

von Schiller.

Elisabeth, Königin von England	Jagemann
Maria Stuart, Königin von Schottland. Gefangene in England	Boß
Robert Dudley, Graf von Leicester	Lordemann
Georg Talbot, Graf von Shrewsbury	Graff
Wilhelm Cecil, Baron von Burleigh, Großschatzmeister	Beder
Graf von Kent	Spitzeder
Wilhelm Davison, Staatssekretär	Haltenhof
Amias Paulet, Ritter, Hüter der Maria	Malkolmi
Mortimer, sein Neffe	Boß
Graf Aubespine, französischer Gesandter	Schall
Graf Bellictre, außerordentl. Botschafter v. Frankreich	Evangeler
D'Elly, Mortimers Freund	Genast
Drugeon Drury, zweiter Hüter der Maria	—
Melvil, ihr Haushofmeister	Haibe
Burgohn, ihr Arzt	Wenda
Hanna Kennedy, ihre Amme	Malkolmi
Margaretha Kurl, ihre Kammerfrau	Caspers
Sherif der Grafschaft	—
Offizier der Leibwache	Ehlenstein
Ein Edelknaue	Rehner
Französische und englische Herren.	
Diener und Dienerinnen der Königin von Schottland.	

Parterre und Balkon 12 Gr.

Parterre 8 Gr.

Gallerie 4 Gr.

Abonnement suspendu.

Anfang halb 6 Uhr.

Die Jungfrau von Orleans.

Schiller hatte sein Werk noch nicht halb vollendet, als er es schon dem Buchhändler Unger in Berlin zum Verlage für 100 Karolin anbot, ohne den Titel und den Inhalt der Dichtung zu nennen. Unger nahm an und empfing Anfang April die fertigen vier Aufzüge, denen Schiller Ende April den letzten Aufzug folgen ließ, nachdem ein Probedruck eingegangen war. Die erste Ausgabe erschien unter dem Titel: Kalender auf das Jahr 1802. Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von Schiller. Berlin. Bei Johann Unger. (12^o 15 Bl. 260 S. u. 37 Bl. Mit Titellupfer Kopf der Minerva, von Prof. Meier nach einer Kamee gezeichnet und von Fr. Bolt gestochen.) Diese Ausgabe wurde in zwei voneinander abweichenden Drucken zweimal ohne den Kalender ausgegeben. 1804 erschien eine zweite unveränderte Ausgabe, und das für das „Theater“ von 1805 zum Abdruck bestimmte Exemplar hat Schiller selber noch durchgesehen. Bei dieser Gelegenheit nahm er eine Reihe von Veränderungen vor.

Schillers Quellen sind in erster Linie: De l'Averdy: Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi. Bd. III. Paris 1790. Rapin de Lohras und Hume, Geschichtswerke. Histoire du siège qui fut mis par les Anglois devant la ville d'Orléans. Memoires secrets de la Cour de Charles VII, Roi de France. Par Madame D. Amsterdam 1735.

Karl August Böttiger gibt vor, ein Gespräch mit Schiller über die Jungfrau von Orleans gehabt zu haben. Die „Bemerkungen aus Schillers Munde“, die er aufgezeichnet hat, besagen, was das Stillschweigen der Johanna und den Schwarzen Ritter betrifft, nicht sonderlich viel. Die schon in unserer Einleitung erwähnte Äußerung über die Darstellung Karls VII. und seines Hofes lautet folgendermaßen: „Besonders loedend ist ihm der (Plan), wo ein treues Gemälde der damaligen Sitten und vor allem der gedankenlosen Ausgelassenheit am Hofe Karls VII. (den Schiller jetzt nur schwach und liebenswürdig geschildert hat, dessen afotische Denkart aber mehr Verachtung verdient) mit den Angriffen der Engländer und der begeisterten Entschlossenheit der Jeanne d'Arc ganz anders kontrastiert werden und alles bloß historisch geschildert werden müßte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt. Überhaupt kostete es ihm großen Kampf, als er mit den ersten vier Akten fertig war, von der Geschichte abzugehen. Er reiste bestoewen nach Jena, und erst nach einer wochenlangen Ablenkung aller Gedanken von seiner bisherigen Arbeit kam ihm der Geist und Entschluß zu der romantischen Ausführung, wie sie nun ist.“ — Wir sprachen schon in unsrer Einleitung zu dieser Dichtung unsere Zweifel an der Glaubwürdigkeit dieser Darstellung aus. Vor allem erscheint es als ganz ausgeschlossen, daß Schiller sich bis zur Vollendung des vierten Aktes im unklaren geblieben sein soll über den Schluß. Seine von uns vorn angeführten Briefe lassen schon in den ersten Stadien der Arbeit ein Loslösen gerade von diesen Punkten der Geschichte erkennen.

Der Hegenprozeß war für den Dichter abgetan, noch ehe eine Zeile vom ersten Aufzuge geschrieben war. Was Böttiger dann vom Montgomery anführt, soll hier erwähnt werden, weil uns das wichtig erscheint: „Die Szene mit dem Walliser Montgomery ist eine Lieblingszene des Dichters, die er ganz im Geiste Homerischer Dichtung nach der Art bildete, wie dort in der Ilias Hyläon das Leben von Achilles erlebt; und darum nahm er auch hier die Jamben des alten Trauerspiels, die Senarios oder Trimeter zur Ausführung. Diese sind ihrer Fäsur wegen außerordentlich schwer, aber auch so schön und volltönend, daß es Schiller schwer wurde, nun wieder zu den Fünffüßlern zurückzukehren. Montgomery muß durch ein Frauenzimmer gespielt werden.“

Prolog. Z. 14. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, der nachher auf Karls VII. Seite steht. — Z. 93. Druiden = Priester der alten heidnischen Götter. Eichen waren ihre Opferstätten; daher die Angst der Christen vor solchen Orten. — Z. 171. Zigeunerin. — Z. 246. Siehe im Alten Testamente die Bücher der Könige. — Z. 320. Wie die götterfeindlichen Giganten der alten Sage. — Z. 346. Beim Tode eines Herrschers bezeichnet der Ruf: *Le roi est mort, vive le roi!* daß das Geschlecht der Könige nicht ausstirbt. — Z. 419. Driflamme = *auri flamma*, Kriegsfahne der französischen Könige, nach dem rotseidenen Fahmentuche an vergoldeter Lanze.

Erster Aufzug. Z. 451. *Connetable* = comes stabuli, Leiter des Marstalls, dann Oberfeldherr. — Zu Z. 470 hatte Schiller in der ersten Ausgabe folgende Anmerkung gemacht: „René der Gute, Graf von Provence, aus dem Hause Anjou; sein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er selbst machte nach seines Bruders Tode Anspruch auf dies Reich, scheiterte aber in der Unternehmung. Er suchte die alte provenzalische Poesie und die *Cours d'amour* wiederherzustellen und setzte einen Prince d'amour ein als höchsten Richter in Sachen der Galanterie und Liebe. In demselben romantischen Geiste machte er sich mit seiner Gemahlin zum Schächer.“ — Wir wissen, daß Schiller ursprünglich das Hineinspielen dieser poetischen Kultur viel mehr betonen wollte. Dies war auch der Grund, weswegen er sich Bodmers Sammlung von Minnesingerliedern und das Nibelungenlied entliehen hatte. Er wollte den gesellschaftlich-künstlerischen Geist jener Zeit kennen lernen. — Z. 543. Tafelrunde des Königs Artus. — Z. 816. Kein Weg führt über den Styx zurück. — Z. 955. Die Jüge deuten auf Pallas Athene. War doch auch die erste Buchausgabe mit einem Pallaskopfe geschmückt. Auf Z. 1083 folgt in einer vollständigeren Handschrift des Grafen Lepel:

„Ich aber sprach: „Welch Wort hast du geredet!

Wie kann ich Frankreichs gute Hirtin sein,
Und meine Schafe lassen in der Wüste?“

Sie aber sagte: „Geh, ich selber weide sie.“

— Und wieder trat die Heilige zu mir

Und rief: „Steh auf, Johanna. Laß die Herde;

Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!“

Z. 1173. Karl VII. war vor dem Tode seiner beiden älteren Brüder Graf von Ponthieu.

Zweiter Aufzug. Auf Z. 1244 folgt ursprünglich (Sepel) noch:

„O ihr erhabnen Schatten Eduards,
Des schwarzen Prinzen und des edeln Monmouth,
Ruhmvoller Salisbury im Tode selbst
Der Liebling noch der falschen Glückesgöttin
Die auf des Sieges höchstem Gipfel dich
Ergriff und diesem Schreckenstag entrückte,
Wenn ihr von euren Sternwohnungen
Herunterschaut, wie dieser einz'ge Tag
Ein Königreich aus unjerm Wappen reißt
Und alle Früchte eures Schwerts vernichtet!“ —

Z. 1552 ff. Die Montgomery-Szene ist der Ilias, Buch XXI., nachgebildet, wo Hyläon dem Achilles zum Opfer fällt.

Dritter Aufzug. Z. 1812 ff. Die erste Szene ist erst später hinzugebichtet, um die folgenden Werbungen um Johanna zu motivieren. — Z. 1899. Instrument = Vertrag. — Z. 2101. Tod Ludwigs XVI. und die Französische Revolution. — Z. 2144. Dünkers Meinung, daß Johanna schon dadurch Schuld auf sich lade und der späteren Bestrafung entgegenreife, daß sie weltliche Ehren annehme, ist in sich unhaltbar und als Kleinigkeitskrämerei zu bezeichnen; gerade in dieser Szene ist sie ganz zurückhaltend. Daß sie nicht protestiert, ist ein Zeichen, daß ihr diese Ehrung nur eine leere Formalität ist; sie will ja auch nach Z. 2231 f. wieder zu ihrem Beruf und ihrer Heimat zurückkehren. — Zu dem schwarzen Ritter, Z. 2402, siehe die Einleitung. Der Ritter führt die Johanna in eine öde Gegend des Schlachtfeldes. Dem Dichter scheint der schwarze Ritter nur die Verkörperung des kommenden wunderbaren Umschwungs gewesen zu sein, eine Vorbereitung. Er hat sich darüber nicht eindeutig ausgedrückt. Vorbilder zu der ganzen Szene gab es in Shakespeare, mehrere auch in der Ilias. Bei der ersten Aufführung des Stückes spielte zwar der Darsteller des Talbot auch den schwarzen Ritter, aber nur, weil kein anderer Darsteller zur Verfügung stand. Schiller ließ den schwarzen Ritter später absichtlich von einem anderen Schauspieler geben.

Vierter Aufzug. Auf Z. 2761 folgt in der ersten Vorstellung in Weimar noch ein Monolog der Johanna:

„Heilige Fahne meines Gottes!
Zum letztenmal soll diese Hand dich fassen.
Ich hoffte, dich mit reinem Herzen einst
Und siegreich meinem König vorzutragen,
Wenn er durch Reims als Sieger würde ziehn.
Gekommen ist der Tag, wir sind zu Reims;
Ich trag' die Fahne, doch mit schwerem Herzen
Und schuldbeladen sink' ich unter ihr dahin.“

Die Echtheit dieser Zeilen ist nicht genau verbürgt. — Vor Z. 2795. Ste. Ampoule = Fläschchen mit heiligem Salböl. Es folgte dann noch die szenarische Bemerkung: Der Zug kommt aus dem zweiten Flügel; sobald er auf der Bühne sichtbar wird, fällt das ganze Orchester ein,

er geht quer über die Bühne hinweg und auf der entgegengesetzten Seite hinunter, in die Kirche hinein. Nur die Soldaten, welche schließen, stellen sich vor derselben. Wenn der Zug in die Kirche hinein ist, schweigt der Marsch. — Z. 2995f. Die einzige Spur der Vektüre jener Werke über Hegenprozesse, die er sich bei Körner bestellt hatte. — Z. 3029. Schiller schrieb an Goethe: Der Schluß des vorletzten Akts ist sehr theatralisch, und der donnernde deus ex machina wird seine Wirkung nicht verfehlen.

Fünfter Aufzug. Z. 3416. Erinnert an die Schlachtszene in „Göz von Berlichingen“, wo Selbig durch den auf dem Wartturm besindlichen Knecht Bericht erhält über den Ausgang der Schlacht. Hier ist noch das dramatische Motiv hinzugekommen, daß der Ausgang der Schlacht über Johannas Leben entscheidet. Die Isabeau spielt ja sogar mit diesem Umstande. — Z. 3422. Gendarmen = Bewaffnete; überhaupt die Krieger.

Die Braut von Messina.

Zugrunde gelegt ist die erste Ausgabe des Werkes von 1803, der einzige Druck, den Schiller selbst erlebt hat. Keinem anderen Drama Schillers fehlt die Akt- und Szeneneinteilung. Sie ist wohlbeabsichtigt und bedeutet einen weiteren Schritt zur Annäherung an das Vorbild der Antike, dem auch die äußerliche Gliederung mangelt. Frühere Ausgaben bringen häufig eine nicht in der ursprünglichen Dichtung beabsichtigte Akteinteilung; diese geht auf das Hamburger Theatermanuskript zurück und stammt zwar aller Wahrscheinlichkeit nach von Schiller, ist aber nur oberflächlich aus Gründen der leichteren Verständigung bei einer Auf-führung vorgenommen. Den Druck wollte Schiller von Anfang an nicht einteilen, wenn er aber geteilt hätte, ist es wahrscheinlicher, daß er in fünf, als daß er in vier Akte geteilt hätte: Säulenhalle, Garten, Zimmer im Palast, Garten, Säulenhalle. Noch eine andere Aenderung bringt das Hamburger Theatermanuskript: es löst die Chöre in einzelne Sprecher auf. Der erste Chor, die Gefolgschaft Don Manuels, besteht aus Cajetan, Manfred, Berengar und fünf anderen Rittern, der zweite aus Bohemund, Roger, Hippolyt und fünf weiteren Rittern Don Cesars. Der erstere Chor erscheint wie sein Herr als der reifere, gesetzmäßige, der zweite als der jugendlichere, kampflustigere.

Höchst bezeichnend für Schiller und seinen theatralischen Sinn ist sein Brief über die Aufführung unseres Stücks in Lauchstädt: „Die Braut von Messina ist gestern worden, bei sehr vielen Zuschauern; aber es war eine drückende Gewitterluft, und ich habe mich weit hinweg gewünscht. Dabei erlebte ich den eigenen Zufall, daß während der Komödie ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallten, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand und die Handlung nur aus der Pantomime erraten mußte. Es war eine Angst unter den Schauspielern, und ich glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang

würde fallen lassen müssen. Wenn sehr heftige Blitze kamen, so flohen viele Frauenzimmer aus dem Haus heraus; es war eine ganz erstaunliche Störung. Dennoch wurde es zu Ende gespielt, und unfre Schauspieler hielten sich noch ganz leidlich. Lustig und fürchterlich zugleich war der Effekt, wenn bei den gewaltigen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabella im letzten Akt ausspricht, der Donner einfiel, und gerade bei den Worten des Chors:

Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpfstosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt'

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, so daß Grass ex tempore eine Geste dabei machte, die das ganze Publikum ergriff."

Zum Einzelnen ist folgendes zu bemerken:

3. 95. Gewähren = Sicherheit leisten. — 3. 450. Eteokles und Polyneikes, Söhne des Odiplus, die sich haßten und dann auch töteten; sie dienten bei Schillers Schwärmerei für Odiplus jedenfalls mit als Modell. — 3. 814. Die Kühne und ganz moderne Einführung des Vasars ist ein erfreulicher Zug der Objektivierung in der Charakteristik. — 3. 880 ff. Vergleiche dazu Kant: Kritik der Urteilskraft: Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich mutig darunter hat behaupten können; da hingegen ein langer Friede den bloßen Handlungsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennuz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volkes zu erniedrigen pflegt. — 3. 899. Aphrobite, die Liebesgöttin. — 3. 981 ff. Man beachte bei diesem Monologe die formelle Geschlossenheit der Verse; es ist dieselbe wie bei dem Monologe der „Jungfrau von Orleans“. — 3. 1040. Mit besonderer Kunst sind hier mythologische Parallelen gezogen. Oben schon wurde Don Manuel und Don Cesar mit Eteokles und Polyneikes verglichen. Hier vergleicht sich Beatrice mit Danae, die von ihrem Vater in einem ehernen Turme verschlossen gehalten wurde, der aber Zeus doch zu nahen wußte in Gestalt goldenen Regens. Sie gebar ihm den Perseus. Dieser befreite die Andromeda, die an einen Felsen angeschmiedet war, auf seinem Flügelrosse und machte sie zu seiner Gemahlin. So vergleicht sich Karl Moor und Fiesko mit Menschen Plutarchs, Leonore im Fiesko mit der Shakespeariischen Porzia, der Gattin des Brutus. — 3. 1195 ff. Die Göttin der Anmut wird dich auf der Schwelle begrüßen und die Göttin des Sieges. Die nähere Ausführung hat die Zeusstatue des Phidias vor Augen; auf der Hand des Gottes war symbolisch die Siegesgöttin angebracht. — 3. 1368. Wie gleichgültig dem Dichter das Äußere bei diesem Stücke war, geht aus einer Vergleichung dieser Zeile mit 3. 13 hervor, wo es heißt, daß das Begräbniß des Fürsten noch nicht zwei Monate her sei, während hier gesagt ist, er ruhe schon drei Monate

im Grabe. Was hat das auch groß mit der Handlung zu tun? — Z. 1438. Eine weitere Parallele zur antiken Mythologie findet sich hier, wo von Isabella der Blick auf Niobe hinübergelenkt wird, die sich in ihrem Glücke den Göttern gegenüber vermaßen rühmte und dafür von den Erzürnten ihrer sämtlichen Kinder beraubt wurde. — Z. 1991. Sonst „der Urnacht heil'ge Töchter“ genannt; aber auch obige Bezeichnung gilt, weil sie die Verletzung des Rechtes, der Themis, rächen. — Z. 2412. Nach uralten Vorstellungen begannen die Wunden des Ermordeten zu fließen, wenn der Mörder herzutrat. Siehe auch unser Nibelungenlied. — Z. 2562. Der Chor bleibt längere Zeit im Schweigen. — Z. 2593 ff. Kurz vor Vollendung des Stückes schrieb Schiller an Goethe: „Es kommt dieser letzten Handlung sehr zustatten, daß ich das Begräbniß des Bruders von dem Selbstmord des andern jetzt ganz getrennt habe, daß dieser jenen Aktus vorher rein beendigt als ein Geschäft, dem er vollkommen abwartet, und erst nach Endigung desselben, über dem Grabe des Bruders, geschieht die letzte Handlung, nämlich die Versuche des Chors, der Mutter und der Schwester, den D. Cesar zu erhalten, und ihr vereiteter Erfolg. So wird alle Verwirrung und vorzüglich alle bedenkliche Vermischung der theatralischen Ceremonie mit dem Ernst der Handlung vermieden.“ — Z. 2713. Das heilige Haus in dem Wallfahrtsorte Loretto. — Z. 2763. Hier eine weitere Parallele zur Mythologie der Griechen, eine Vergleichung mit den als Sternbilder an den Himmel versetzten Helden Kastor und Pollux.

Anmerkungen zu Teil 6.

Wilhelm Tell.

Die erste Ausgabe, Cotta, Tübingen 1804, liegt unserm Druck zugrunde.

Für das Landschaftliche in diesem besonderen Falle wie überhaupt für Schillers Theatersinn ist die Beilage eines Schillerschen Briefes an Jffland vom 5. Dezember 1803 von höchstem Interesse. Es heißt da:

Actus I.

1. Hohes Felsenufer des Vierwaldstätter Sees, der See macht eine Bucht ins Land, über den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höje von Schwyz deutlich im Sonnenschein liegen. Dahinter — zur Linken des Zuschauers — der Halenberg mit seinen zwei Spitzen von einer Wolkenkappe umgeben. Noch weiter hinten und zur Rechten — des Zuschauers — schimmern blaugrün die Glarischen Eisgebirge. An den Felsen, welche die Kulissen bilden, sind steile Stege mit Geländern, auch Leitern, an denen man die Jäger und Hirten im Verlauf der Handlung herabsteigen sieht. Der Maler hat also das Kühne, Große, Gefährliche der Schweizergebirge darzustellen. Ein Teil des Sees muß beweglich sein, weil er im Sturme gezeitigt wird.

2. Stauffachers neu gebautes Haus (von außen) mit vielen Fenstern, Wappenbildern und Sprüchen bemalt. Es ist zu Steinen an der Landstraße und an der Brücke. Es kann ganz auf die Gardine gemalt werden.

3. Der gotische Saal in einem Edelhof mit Wappenschildern und Helmen dekoriert, es ist die Wohnung des Freiherrn von Attinghausen.

4. Öffentlicher Platz bei Altorf. Man sieht im tiefen Hintergrund die neue Feste Zwing-Uri bauen, sie ist schon so weit gediehen, daß sich die Form des Ganzen darstellt. Die hinteren Türme und Kurtinen sind ganz fertig, nur an der vordern Seite wird noch gebaut; das hölzerne Gerüste steht noch, an dem die Werkleute auf und ab steigen. Die ganze hintere Szene zeigt das lebhafteste Gemälde eines großen Bauwesens mit allem Apparat. Die Werkleute auf dem Gerüste müssen der Perspektive wegen durch Kinder dargestellt werden. NB. An dieser Szene liegt darum vieles, weil eben diese Bastille, die hier gebaut wird, im fünften Akte gebrochen werden soll.

5. Walter Fürsts Wohnung, stellt das Zimmer eines wohlhabenden Schweizerhauses vor.

Actus II.

1. Öffentlicher Platz zu Altorf, nach Belieben des Malers.
2. Ein Zimmer.
3. Das Rütli, eine Matte von hohen Felsen und Wald umgeben (die Kulissen können ganz dieselben von Nr. 1 des ersten Akts sein). Im Hintergrunde der See, über welchem ein Mondregenbogen. Den Prospekt schließen hohe Berge, hinter welchen noch größere Eisgebirge. Es ist völlig Nacht, nur der See und die weißen Firnen leuchten im Mondlicht. NB. Diese Szene, welche ein Mondscheinsgemälde vorstellt, schließt sich mit dem Schauspiel der aufgehenden Sonne; die höchsten Bergspitzen müssen also transparent sein, so daß sie anfänglich von vornen weiß, und zuletzt, wenn die Morgenröte kommt, von hinten rot können beleuchtet werden. Weil die Morgenröte in der Schweiz wirklich ein prächtiges Schauspiel ist, so kann sich die Erfindung und Kunst des Dekorateurs hier auf eine erfreuliche Art zeigen.

Actus III.

1. Hausflur in Tells Hause, nach dem Kostüme der Zeit.
2. Platz bei Altorf mit Bäumen besetzt. Man sieht im Hintergrunde den Flecken, davor den Hut auf einer Stange. Der Raum muß sehr groß sein, weil Tell hier den Apfel schießt.

Actus IV.

1. Der gotische Ritteraal.
2. Seeufer, Fels und Wald, der See im Sturme.
3. Wildes Gebirg, Eisfelder, Gletscher und Gletscherströme, alles Furchtbare einer öden winterlichen Gegend.
4. Die hohle Gasse bei Rühnacht. Der Weg wendet sich zwischen Felsen von hinten nach vornen herab, so daß die Personen, welche ihn bereisen, schon von weitem oben gesehen werden, wiederum verschwinden und wieder zum Vorschein kommen. In einer der vordern Kulissen ist auf der Höhe ein Gebüsch und ein Vorsprung, von welchem Tell herabschießt.
5. Die Feste Roßberg bei Nacht auf einer Strickleiter erstiegen.

Actus V.

1. Die Dekoration Nr. 4 des ersten Akts. Das Gerüste wird eingestürzt, alles Volk legt Hand an, Zwing-Uri zu zerbrechen, man hört Balken und Steine fallen. Das Gerüste kann auch angezündet werden — Signalfener auf acht oder zehn Bergen.
2. Tells Hausflur. Herd und Feuer auf demselben.
3. Noch unbestimmt.

Es ergibt sich aus dieser Zusammenstellung, daß Schillers Dichtung den Plan noch wesentlich vereinfacht hat. Von allerlei Verschiebungen abgesehen, besteht der zweite Akt jetzt aus zwei Szenen, es fehlt die geplante Zimmerszene; die unglückliche Liebeszene Rudenz—Berta ist noch nicht da im dritten Akte, im vierten blieb die Szene unausgeführt:

Wilbes Gebirg, Etsfeld usw. Die Angabe: die Feste Roßberg bei Nacht auf einer Strickleiter erstiegen, beweist, daß Schiller an Ausföhrung des großen Aufstandes durch den Rütlibund dachte. Der unbestimmt gefasste Schluß spielt dann später einfach vor Tells Hause.

Erster Aufzug.

Vor 3. 1. Haken = Gebirgszug bei Schwyz, mit dem Großen und Kleinen Mythen. — Kuhreihen = eine langgezogene volksmäßige Melodie zum Herbeiloden der Kühe. Es sind dies eigentlich Tonfolgen ohne Worte.

3. 35. Wasser = Wolken, kurz vorher neblichtes Meer genannt

3. 37. Raue = von navis, Fischerkahn.

3. 38. Der graue Talvogt = Nebel, schweizerische Bezeichnung, wie sie Schiller fleißig sammelt, um die Ortllichkeit scharf wiederzugeben im Ton. — Der Firn = der harte Schnee, dessen Krachen bei Wetterveränderung hörbar ist.

3. 39. Gemeint sind die Mythen, nicht der Mythenstein, der Fels, der aus dem See zum Rütli aufsteigt. Schiller verwechselt die Bezeichnung.

3. 62. Alp, auch Alm = Bergwiese.

3. 146. Der 28. Oktober.

3. 244. Die Freiheitsbriefe, die besagen, daß sie freiwillig den Gehorsam zu Kaiser und Reich erwählt hatten.

3. 294. Herrenleute = freie Grundbesitzer.

3. 360. Tving = die Gerichtsbesugnis eines Eigentümers auf seinem Grundbesitz, nicht Zwingburg, wie Schiller hier das Wort gebraucht.

3. 392. Schiller trug sich einmal mit der Absicht, Gessler schon im ersten Aufzug auf die Bühne zu bringen, um die Aufrichtung des Hutes anzuordnen. Der Ausrufer bedient sich jetzt eines Teiles der Gessler zugeordneten Worte. Der Plan wurde gestrichen, Schiller blieb bei der durch Eschudi gegebenen Anlage des Stoffes und hielt seine Phantastie von Eingriffen zurück.

3. 698. Entstehn = ferne stehen.

3. 700. Obmann = Unparteiischer, Schiedsrichter.

3. 709. Gewähren = Bürgschaft leisten.

3. 716. Mid dem Wald = Bezeichnung eines Teiles von Unterwalden.

Zweiter Aufzug.

3. 779f. Pfauensfeder = österreichisches Abzeichen. Johannes von Müller in seinem vornerwähnten Geschichtswerk erzählt, wer nach der Schlacht bei Sempach seinen Helm oder Hut mit Pfauensfedern hätte schmücken wollen, würde von dem Volk umgebracht worden sein. Auch der rote Mantel war das Abzeichen österreichischer Herzoge.

3. 899. Bannen = für sich zur Jagd bestimmen.

3. 910. Infolge der langen Kämpfe der sechshundert Schweizer

unter Kaiser Friedrich II. wurden die Freiheitsbriefe ausgestellt, von denen Z. 244 die Rede war.

Vor Z. 958. Hügel = Hügel, Flüe = Felswand.

Z. 1003. Milchig weißes Wasser, das unter den Gletschern wegschmilzt.

Z. 1090. Das Horn von Uri = Signalhorn, besonders für Kriegszwecke verwendet.

Z. 1095. Sigrift = Sakristan, Küster.

Z. 1148f. Feierliche Zeremonie nach uralten Sitten.

Z. 1214. Der obenerwähnte, bei Fabenz erworbene Freiheitsbrief. Es hieß darin: Sponte nostrum et imperii dominium elegistis.

Z. 1233. Blutbann = Gericht über Bluttaten.

Z. 1243. Kaiser Heinrich V. im Jahre 1114.

Z. 1336. Der später austretende Johannes Parricida, Akt V, 2.

Z. 1362. Die Abtissin des großen Frauenmünsters.

Z. 1454. Genößsamer = Gemeindegemeinschaft.

Dritter Aufzug.

Z. 1514. Walter Fürst, Tells Schwiegervater.

Z. 1538. Chni = Ahne, Großvater.

Vor Z. 1731. Bannberg — es ist dort verboten Bäume zu fällen, weil diese den Ort vor Lawinen schützen.

Z. 1871. Trotz übereinstimmender Wendungen in verschiedenen älteren Überlieferungen ist wissenschaftlich eine Ableitung des Namens von einem Begriffe, welcher Unbesonnenheit ausdrückt, nicht nachzuweisen. Schiller vermutete eine Zeitlang, daß „Tell“ etwa ein Schimpfname sei; er nahm dann der Überlieferung gemäß die obige eigentümliche Wendung auf, ohne über ihre Bedeutung Sicherheit erlangt zu haben. Es ist kaum anzunehmen, daß Tell sich durch persönliche Eigenart etwa diesen Namen im Volksmunde verdient haben soll, denn nirgends tritt das irgendwie hervor. In der Dichtung schwebt die Bezeichnung einigermaßen in der Luft, denn er zeigt sich durchaus als besonnen, selbst vor dem Morde rechtfertigt er sich durch langes Grübeln. Nur zur Beratung taugt er nicht.

Z. 1876. Vgl. Goethes Bemerkung an Eckermann: Wie Schiller überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motivieren. Ich weiß, was ich mit ihm beim Tell für Not hatte, wo er geradezu den Gefler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großtun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume schieße.

Z. 1978. Man beachte die Ironie.

Z. 2085. Im Hamburger Theatermanuskript ist der Abgang Geflers folgendermaßen dargestellt: (Indem er abgeht, ergreift er die Hand der Verta und führt sie mit sich. Rudenz will ihr folgen, die Weiber

werfen sich ihm in den Weg.) Weiber. O rettet ihn, Herr Freiherr, rettet ihn! (Rudenz reißt sich los und folgt der Berta.)

Vierter Aufzug.

- §. 2128. Kommlisch = bekömmlich.
 §. 2193. Fluh = Felswand, vorher vor §. 958 Flie.
 §. 2194. Gähstogig = steil.
 §. 2226. Gransen = Schiffsende.
 §. 2257. Wie eng sich Schiller an die Ausdrucksweise von Tschudi anschloß, geht aus dieser Zelle hervor. Tschudi schreibt: Schry den Knechten zu, daß sie hantlich zugind, d. h. ziehen sollten; Schiller mißversteht das und schreibt „handlich zuzugehn“, weil er es für einen tech-nisch-volksmäßigen Ausdruck hält.
 §. 2442. Paß bei Morgarten.
 §. 2444. Arnold Winkelried in der Schlacht bei Sempach.
 §. 2641. Grattier = Gemse.
 §. 2652. Einholung der Braut.
 §. 2653. Sente = Kuhherde, welche zu einer Senne gehört.
 §. 2664. Ruffi = Bergsturz.

Fünfter Aufzug.

- §. 2910. Urfehde = eidliches Versprechen, auf jede Rache zu verzichten.
 §. 2974. Bindonissa.
 §. 3104 ff. In Meißners Johann von Schwaben befindet sich eine ähnliche Gegenüberstellung von Parricida und einem biedereren Schweizer-ritter.
 §. 3253. Lawinen.
 §. 3255. Brücke, welche stäubet = welche von Wasser bestäubt wird.
 §. 3258. Das Urner Loch.

Die Huldigung der Künste.

Das Manuskript dieses Festspiels hat sich erhalten. Dem Drucke liegt zugrunde Bd. I des „Theaters“ von 1805.

§. 152. Die Mutter der Maria Paulowna war die Prinzessin Sophie Dorothea von Württemberg. Sie hatte ein lebhaftes Interesse an Schillers Dichtungen. Schiller hatte ihr ein Exemplar des Don Carlos gewidmet, und für sie wurde auch der Prachtdruck dieses Festspiels hergestellt.

§. 158. Der große Ahnherr = Peter der Große hatte St. Petersburg gegründet.

§. 170 spielt auf das Reiterstandbild Peters des Großen an, das ihn darstellt, wie er über einen Steinblock dahinsprengt.

§. 176 ist in ursprünglicher Fassung abgedruckt. Schiller trug Bedenken, daß eine solche Ausdrucksweise den Russen hätte anstößig werden können — den Wilden — er verändert deshalb in dem

Prachtbrude den Vers in: Er macht den Sklaven frei und menschlich selbst den Wilden.

Demetrius.

Unserem Druck liegt die letzte Fassung der Szenen zugrunde, soweit sich das mit dem Zwecke des Abdrucks in der Volksausgabe, an dieser Stelle, vereinigen ließ, welcher doch nur der sein konnte, ein ebenso knappes wie deutliches Bild von Schillers Absichten zu geben. Sämtliche Entwürfe und Notizen zu unserem Stoffe finden sich in Teil 14. Die zwei- und dreifachen Bearbeitungen einzelner Szenen gehörten nicht hierher.

Schillers Quellen, besonders die zunächst angeführte, waren von großer Bedeutung für die Gestaltung der Dichtung. Die Auffassung seines Helden wurde angelegt durch Levesgue: *Histoire de Russie*. Manche Einzelheit war zu gewinnen aus Müller: *Sammlung Russischer Geschichte*. Petersburg, 1760, Bd. 4 u. 5. Treuer: *Einleitung zur Moskowitzischen Historie*. Leipzig, 1720. Connor: *Beschreibung des Königreichs Polen*. Leipzig, 1700. Olearius: *Neue Beschreibung der Moskowitzischen und Persischen Reyse*. Schleswig, 1756. La Rochelle: *Le Czar Demetrius, histoire Moscovite*.

Erster Aufzug.

Vor 3. 1. Woiwoden oder Palatini sind die Statthalter der Provinzen des Reichs; bei ihnen ist auch die Militärgewalt. Unter ihnen stehen als nächsthöchste Provinzialbeamte die Kastellane.

3. 5. Kofosz = Schutzbündnis unter dem Adel.

3. 9. pacta conventa = die Bedingungen, welche der König bei seiner Wahl zu beschwören hat.

3. 16. Sejm Walny = der Reichstag.

3. 96. Bojar = Vertreter des hohen Adels.

3. 147. Sastafs = Wachen, denen besonders zu Zeiten großer Seuchen die Revision der Pässe oblag.

3. 180. Siehe die Darstellung dieser Szene in der Bearbeitung, vollständige Ausgabe.

3. 204. Anäs = Fürst.

3. 213. Igumen = Prior.

3. 220. Diak = ein Geistlicher, aus Diakonus.

3. 270. Schiller hatte sich notiert: Pfaffen heißen alle eingebornen Großen, insofern sie Kompetenten des Throns werden.

3. 465. Das Veto eines Reichstagsmitgliedes machte den Beschluß unmöglich.

3. 485. Entstehen = fern sein, fehlen.

3. 751. Starost, nach Schillers Notiz aus Connors Werk, Gouverneurs auf den Schlössern und in den königlichen Städten. Sie treiben in ihrem Bezirk die königlichen Gefälle ein und halten Gericht. Polnische Edelleute — fügt er weiter hinzu — können gemeine Dienste verrichten, nur kein Handwerk treiben. Stallknechte, Köche, Trommelschläger

können zu den höchsten Würden gelangen; alle erwählen den König und haben auf dem Reichstag eine Stimme. Ein Edelmann kann Edelleute in seinem Dienste haben und sie bei einem Besuchen prügeln lassen, doch muß es auf einem Teppich geschehen.

3. 773. Vielleicht absichtlich ist das „Juramus“ mit verkehrter Betonung gebraucht, gibt es doch einen lateinischen Spottvers auf die Ungeschicklichkeit der Polen in der Betonung fremder Verämaße: Nos Poloni non cūramus quantitatē syllābarum.

Zweiter Aufzug.

3. 962. Posadnik = Dorfschulze, Vorsteher.

3. 996. Archierei = der oberste Bischof, Patriarch.

3. 1023. Kostriga = entlaufener Mönch.

Abriß der weiteren Handlung.

Die erste Drucklegung der Demetriuszeneu geschah durch Körner in seiner Ausgabe von 1815, Bd. XII. Er stellte den Fortgang der Handlung durch eine Auslese aus Schillers Notizen zusammen.

Unterhaltungsschriften.

Unser Druck bringt die vier ersten Schriften in ihrer ursprünglichen Gestalt, die drei letzten, den Verbrecher aus verlorener Ehre, das Spiel des Schicksals und den Geisterseher, in Schillers Überarbeitungen. Dazu stellen wir an den Schluß den Anfang einer von Schiller geplanten Bearbeitung eines chinesischen Romans, Haoh-Kiö-Hschuen, die auch schon vor ihm aus dem Englischen übersezt war.

1. Der Spaziergang unter den Linden.

S. 201. 3. 24. Vor Deukalion = vor der Sintflut.

3. 25. Verzehren = zehren.

S. 202. 3. 5. Die Melancholie an Laura, welche besonders viele Parallelen zu diesem Aussage hat, sagt: Deine Quellen weinen aus dem Becken einer — Menschengruft. Vergleiche dazu hier: Daß du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unsrer großen Heiriche kostest?

3. 7. Die Erberschütterer Roms = die ersten Triumvirn, Cäsar, Pompejus und Crassus.

3. 26. Die Übersetzung des lateinischen Citates, welches dem Virgil, Aeneis, VI, 654, entnommen ist, steckt in dem nächstvorhergehenden Sage.

3. 28. Zur Erklärung von Wollmars Erwiderung: So mag die Asche des Byrgus noch bis jetzt und ewig im Ozean liegen — diene was Schiller schreibt in Brief XII über Don Karlos: „Als der Gesehgeber von Sparta sein Werk vollendet sah, und das Orakel zu Delphi den Ausspruch getan hatte, die Republik würde blühen und dauern, solange sie Byrgus' Geseze ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfassung

so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Reise, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt sein. Als ihm dieses durch einen feierlichen Eidschwur angelobt worden, verließ Thurgus das Gebiet von Sparta, hörte von diesem Augenblick an auf, Speise zu nehmen, und die Republik hartete seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atome seines Wesens nach Sparta zurückkehren und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte.“ Ein solcher Geist, meint Wollmar, kehrt nie wieder, und deshalb wird sein Körper wohl ewig ungebraucht im Meere bleiben müssen.

S. 203. Z. 16. Vgl. damit Shakespeares Hamlet (V, 1): Der große Cäsar, tot und Lehm geworden, verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden. O daß die Erde, der die Welt gebebt, vor Wind und Wetter eine Wand verklebt.

S. 204. Z. 17. Zitat aus Virgils Aeneis I, 118. Die Übersetzung ergibt sich aus dem Zusammenhange.

Z. 19. Die Stelle zitiert Schiller in einem Briefe an Körner folgendermaßen: Fremdlinge in der ätherischen Zone, irren wir einsam umher und sehen mit tränenden Augen nach unserer nordischen Heimat zurück.

2. Eine großmütige Handlung, aus der neuesten Geschichte.

Die Erzählung war im zweiten Stücke des Württembergischen Repertorium mit 33. unterzeichnet.

S. 205. Z. 33. Puff ist eine Gestalt aus dem Romane von Hermes: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, Leipzig, 1769—73, welcher damals allgemein bekannt war. Er gehört wie S. Richardsons Roman: Geschichte des Herrn Carl Grandison. In Briefen entworfen von dem Verfasser der Pamela und der Clarissa — zu der Gattung der sentimental-moralischen Familienromane. Der Engländer Richardson war in dieser Gattung lange Zeit Vorbild.

S. 206. Z. 5. Wurm. und Wrthr. = die Namen lauteten Wurm und Werthern. Die Freiherren von Wurm waren Brüder der Frau von Lengefeld, Schillers Schwiegermutter. Stellen in den Briefen des Herrn v. Wurm und des Herrn Baron v. Wolzogen auf ihren Reisen nach Afrika und Ostindien, in den Jahren 1774—1792, beziehen sich auf unsere Geschichte.

S. 207. Z. 22. Ein Beispiel für die Willkürlichkeit Körnerscher Änderungen ist folgendes. Schiller schrieb: Am Herzen dieses zerrten beide: Liebe und Verlust des edelsten Mannes. Körner ändert das in: Auf den Zurückbleibenden stürmte die Liebe und zugleich der Schmerz über den Verlust des edelsten Mannes.

3. Der Jüngling und der Greis. Versuch eines Nichtstudierten.

S. 210. Z. 11. Die vorleszte Aussage Selims spricht einen der häufigsten Gedanken Schillers aus, dessen vollendetste Ausgestaltung wohl „Das verschleierte Bild zu Saiz“ ist, dessen früheste Spuren aber schon der Operette Semele zugrunde liegen: Aber der Weg war nicht verloren,

und laß es auch Phantomen sein, wenn nur mein Schöpfer mir eine glühende Seele nach ihnen gab. Wehe dem Frechen, der mit frevelnder Hand den Schleier wegzieht von diesem magischen Tumult! Er kommt dem Alter in diesem traurigen Vorrecht zuvor. Elysium sinkt ihm zu einem Küchengarten herab.

4. Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache.

Im ersten Heft der Rheinischen Thalia von 1785 befand sich diese Erzählung, im Inhaltsverzeichnis mit dem Zusatz „übersetzt vom Herausgeber“ versehen. Sie wurde im Jahre 1793 ins Französische übersetzt, während der Roman Diderots erst drei Jahre später gedruckt wurde.

§. 211. 3. 31. Tronchin = berühmter Arzt in Paris zur Zeit Ludwigs XVI.

§. 223. 3. 23. Es denkt mir = ich erinnere mich. Don Karlos: So lang mir denkt, daß ich dem König diene.

§. 230. 3. 9. Quietisten = eine katholische Sekte, die das Stillhalten gegen Gott und die uneigennütige Liebe zu Gott zu ihrem Lebensprinzipie machte.

§. 231. 3. 30. Von einem sichern Wiedermann = von einem gewissen ...

3. 39. Sichere Träume = gewisse ...

5. Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Unsere Erzählung wurde zuerst gedruckt im zweiten Heft der Thalia 1786, unter dem Titel: „Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte“, und war mit einem Kreuz unterzeichnet. Später wurde sie einer Überarbeitung unterzogen und in der neuen Form in den kleineren prosaischen Schriften, im ersten Teile, 1792 abgedruckt. Wichtige Abweichungen sind schon in der Einleitung genannt worden. Am Anfang der Lebensgeschichte fügt die erste Fassung noch den Satz hinzu: Die Verachtung seiner Person hatte früh seinen Stolz verwundet und zündete einen schleichenden Unmut in seinem Herzen an, welcher nie mehr erloschen ist. — Wir wiesen schon darauf hin, daß die Darstellung des Verbrechers als eines Häßlichen und in der Jugend schon Mißachteten psychologisch von großer Bedeutung sei. Dazu kommt später noch die Stelle: Man ließ mich Schandtaten büßen, die ich noch nicht begangen hatte; ich hatte noch schlechte Streiche bei dem Menschengeschlecht gut, weil ich im voraus dafür gelitten hatte. Meine Infamie war das niedergelegte Kapital, von dessen Zinsen ich noch lange Zeit schwelgen konnte. — Infamie bedeutet hier etwa: Achtung unter den Menschen.

Erstes Buch.

§. 243. 3. 24. Linné schuf eine Einteilung der Pflanzenwelt nach ihren Geschlechtsorganen.

3. 28. Cesare Borgia, berüchtigt als hinterlistiger und morbider Staatsmann.

S. 245. Z. 24. Schiller hat den eigentlichen Namen seines Helden, Friedrich Schwan, geändert wegen seiner Beziehungen zu dem gleichnamigen Mannheimer Buchhändler.

S. 254. Z. 30. Ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf! — das ist bei Schiller bisher nicht erwähnt. Abel erzählt davon.

Z. 37. Auf „daß der Mensch nicht mehr gelten soll als ein Hase?“ folgte ursprünglich noch: „Soll ein Untertan des Fürsten für eine wilde Sau des Fürsten zum Geißel dienen?“

S. 259 f. Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß der Ton der Erzählung nach Wolfs Flucht aus der Räuberbande ein fast heiterer wird.

6. Der Geisterseher.

Dem Druck liegt zugrunde die dritte verbesserte Ausgabe von 1798. Veröffentlicht wurde der Roman stückweise in der Thalia, und zwar: Viertes Heft 1787. Fünftes Heft 1788. Sechstes Heft 1789. Siebentes Heft 1789. Achtes Heft 1789. Die Teile brechen jedesmal an besonders wirkungsvollen, die Neugier anreizenden Stellen ab, unser Schluß macht aber nicht das Ende des letztveröffentlichten Teiles aus. Buchausgaben mit einer weiteren, aber doch nur notdürftigen Fortführung kamen heraus 1789 und 1792.

S. 264. Z. 18. In **schen Kriegsdiensten = in französischen Kriegsdiensten während des Siebenjährigen Krieges.

S. 267. Z. 33. . . . weil in der Folge davon die Rede sein wird. — Das geschieht aber nicht. Wir unterlassen aber wegen der Häufigkeit der Widersprüche und Rätselhaftigkeiten, alles einzelne anzumerken.

S. 268. Z. 16. Bolardo = Tölpel.

S. 275. Z. 38. Clemens XIV. Ganganeili, welcher den Jesuitenorden aufgehoben hatte, starb 1774 durch Gift.

S. 276. Z. 3. Hastenbeck bei Hameln an der Weser. Sieg der Franzosen über die Friedrich dem Großen verbündeten Engländer am 26. Juli 1757.

S. 277. Z. 26. Olibanum = Weihrauch.

S. 281. Z. 34. Merkur = Quecksilber.

S. 286. Z. 26. Hinter: das habe ich nicht erwartet folgt in der Thalia eine Anmerkung, die sich auf den weiteren Plan der Handlung bezieht:

„Und wahrscheinlich auch die wenigsten meiner Leser. Diese zu den Füßen des Prinzen so unerwartet und so feierlich niedergelegte Krone, mit der vorhergehenden Prophezeiung des Armeniers zusammengenommen, scheint so natürlich und ungezwungen auf einen gewissen Zweck zu zielen, daß mir beim ersten Lesen dieser Memoires sogleich die verjüngliche Anrede der Zauberschwestern im Macbeth: ‚Heil dir, Khan von Glamis, der einst König sein wird!‘ dabei eingefallen ist; und vermutlich ist es mehreren so ergangen. Wenn eine gewisse Vorstellung auf eine feierliche und ungewöhnliche Art in die Seele gebracht worden, so kann es nicht fehlen, daß alle darauf folgende, welche nur der geringsten Beziehung auf sie fähig sind, sich an

dieselbige anschließen und in einen gewissen Rapport mit ihr setzen. Der Sizilianer, der, wie es scheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat, als den Prinzen dadurch zu überraschen, daß er ihn merken läßt, sein Stand sei entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet; aber so sehr die Sache auch an Interesse verliert, wenn man den höhern Zweck zurücknimmt, auf welchen sie anfangs angelegt schien, so wenig darf ich doch der historischen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Faktum, wie ich es gefunden.“

Danach scheinen aber auch der Sizilianer und der Armenier noch nicht zu einer Gesellschaft gehören zu sollen. Das geht auch daraus hervor, daß der Sizilianer kurz vorher noch die Vermittlung des Jägers nötig hat, um Nachrichten zu erfahren.

§. 292. Z. 20. Rabbala = jüdische Geheimplchre.

§. 300. Z. 5. Trauring = Verlobungsring.

Zweites Buch.

§. 317. Z. 37. Jahrünstel = Jahrünf, fünf Jahre. Diese Bezeichnung trägt die Verkleinerungsform, um damit einen spöttischen Beigeschmack zu bekommen, soll also nicht den Bruchteil eines Jahres bezeichnen.

§. 319. Z. 26. Korrosiv = Ätzmittel.

§. 333. Z. 16. Hinter „ging im Zimmer herum, in ungewöhnlicher Bewegung“ folgt in der Thalia eine Anmerkung, die auf das lange, später fortgelassene, für Schiller aber sehr wichtige philosophische Gespräch geht. Sie lautet: „Ich habe mir Mühe gegeben, liebster D**, das wichtige Gespräch, das sich jetzt zwischen uns entspannt, Ihnen ganz so, wie es vorfiel, getreu zu überliefern; aber dies war mir unmöglich, ob ich mich gleich noch an demselbigen Abend daran machte. Um meinem eigenen Gedächtnisse nachzuhelfen, mußte ich die hingeworfenen Ideen des Prinzen in eine gewisse Ordnung bringen, die sie nicht hatten; und so entstand denn dieses Mittelstück von freiem Gespräch und philosophischer Vorlesung, das besser und schlechter ist als die Quelle, aus der ich es schöpfte; doch versichre ich Ihnen, daß ich dem Prinzen eher genommen als gegeben habe, und daß nichts davon mein ist als die Anordnung — und einige Anmerkungen, die Sie an ihrer Albernheit schon erkennen werden. Anmerk. des Baron v. F***.“

Z. 39. Der Satz: „Zukunft! Ewige Ordnung!“ — fehlt bis — „bleibt uns dann übrig.“ Dafür steht in der Thalia folgendes lange, für Schillers philosophische Entwicklung wichtige Gespräch:

„Dienen! Dienen gewiß, so gewiß, als der unbedeutendste Mauerstein der Symmetrie des Palastes, die auf ihm ruht! Aber auch als ein mitbefragtes, mitgenießendes Wesen? Lieblicher, gutherziger Wahn des Menschen! Deine Kräfte willst du ihr widmen? Kannst du sie ihr denn weigern? Was du bist und was du besitzest, bist du ja nur, besitzest du nur für sie. Hast du gegeben, was du geben kannst, und was du allein ihr geben konntest, so bist du auch nicht mehr; deine Gebrechlichkeit spricht dir das Urtheil, und sie ist es auch, die es vollzieht.“

Aber wer ist denn diese Natur, diese Ordnung, wider welche ich klage? Immerhin! Möchte sie, wie der Griechen Saturn, ihre eigenen Kinder verzehren, wäre sie selbst nur, überlebte sie auch nur die vergangne Sekunde! — Ein unermesslicher Baum steht sie da im unermesslichen Raume. Die Weisheit und die Tugend ganzer Generationen rinnen wie Säfte in seinen Röhren, Jahrtausende und die Nationen, die darin Geräusch machten, fallen wie welke Blüten, wie verdorrte Blätter von seinen Zweigen, die er mit innerer unvergänglicher Zeugungskraft aus dem Stamme treibt. Kannst du von ihr verlangen, was sie selbst nicht besitzt? Du, eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläst, deines Daseins Spur darin zu sichern verlangen?“

„Diese trostlose Behauptung widerlegt schon die Weltgeschichte. Die Namen Ithurg, Sokrates, Aristides haben ihre Werke überdauert.“

„Und der nützliche Mann, der den Pflug zusammensetzte — wie hieß der? Trauen Sie einer Belohnerin, die nicht gerecht ist? Sie leben in der Geschichte wie Mumien in Balsam, um mit ihrer Geschichte etwas später zu vergehen.“

„Und dieser Trieb zur ewigen Fortdauer? Kann oder darf ihre Notwendigkeit verschwinden? Durfte in der Kraft etwas sein, dem nichts in der Wirkung entspräche?“

„O, in dieser Wirkung eben liegt alles. Verschwinden? Steigt nicht auch der Wasserstrahl in der Kaskade mit einer Kraft in die Höhe, die ihn durch einen unendlichen Raum schleubern könnte? Aber schon im ersten Moment seines Aussprungs zieht die Schwerkraft an ihm, drücken tausend Luftsäulen auf ihn, die ihn früher oder später, in einem höhern oder niedrigeren Bogen, zur mütterlichen Erde zurücktreiben. Um so spät zu fallen, mußte er mit dieser üppigen Kraft aufsteigen — gerade eine elastische Kraft wie der Trieb zur Unsterblichkeit gehörte dazu, wenn sich die Menschenseinung gegen die herandrückende Notwendigkeit Raum machen sollte. Ich gebe mich überwunden, liebster Freund, wenn Sie mir dartun, daß dieser Trieb zur Unsterblichkeit im Menschen nicht ebenso vollkommen mit dem zeitlichen Zweck seines Daseins aufgehe als seine sinnlichsten Triebe. Freilich verführt uns unser Stolz, Kräfte, die wir nur für, nur durch die Notwendigkeit haben, gegen sie selbst anzuwenden; aber hätten wir wohl diesen Stolz, wenn sie nicht auch von ihm Vorteile zöge? Wäre sie ein vernünftiges Wesen, sie müßte sich unser Philosophien ohngefähr ebenso freuen, wie sich ein weiser Feldherr an dem Mutwillen seiner kriegerischen Jugend ergötzt, der ihm Helden im Gefechte verspricht.“

„Der Gedanke diene nur der Bewegung? Das Ganze wäre tot, und die Teile lebten? Der Zweck wäre so gemein, und die Mittel so edel?“

„Zweck überhaupt hätten wir nie sagen sollen. Um in Ihre Vorstellungsort einzutreten, entlehne ich diesen Begriff von der moralischen Welt, weil wir hier gewohnt sind, die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen. In der Seele selbst geht zwar der Zweck dem Mittel voran; wenn ihre innern Wirkungen aber in äußere übergehen, so lehrt sich diese Ordnung um, und das Mittel verhält sich zu dem Zwecke

wie die Ursache zu ihrer Wirkung. In diesem letzten Sinne durfte ich mich uneigentlich dieses Ausdrucks bedienen, der aber auf unsere jetzige Untersuchung keinen störenden Einfluß haben darf. Sehen Sie, statt Mittel und Zweck, Ursache und Wirkung — wo bleibt der Unterschied von Gemein und Edel? Was kann an der Ursache edel sein, als daß sie ihre Wirkung erfüllt? Edel und gemein bezeichnen nur das Verhältnis, in welchem ein Gegenstand gegen ein gewisses Prinzipium in unserer Seele steht — es ist also ein Begriff, der nur innerhalb unsrer Seele, nicht außerhalb derselben, anzuwenden ist. Sehen Sie aber, wie Sie schon als erwiesen annehmen, was wir erst durch unsre Schlüsse herausbringen sollen? Warum anders nennen Sie den Gedanken im Gegensatz von der Bewegung edel, als weil Sie das denkende Wesen schon als den Mittelpunkt voraussetzen, dem Sie die Folgenreihe der Dinge unterordnen? Treten Sie in meine Gedankenreihe, so wird diese Rangordnung verschwinden; der Gedanke ist Wirkung und Ursache der Bewegung und ein Glied der Notwendigkeit, wie der Pulsschlag, der ihn begleitet.“

„Nimmermehr werden Sie diesen paradoxen, unnatürlichen Satz durchsetzen. Beinahe überall können wir mit unserm Verstande den Zweck der physischen Natur bis in den Menschen verfolgen. Wo sehen wir sie auch nur einmal diese Ordnung umkehren und den Zweck des Menschen der physischen Welt unterwerfen? Und wie wollen Sie diese auswärtige Bestimmung mit dem Glückseligkeitstriebe vereinigen, der alle seine Bestrebungen einwärts gegen ihn selbst richtet?“

„Lassen Sie uns doch versuchen! Um mich kürzer zu fassen, muß ich mich wieder Ihrer Sprache bedienen. Sehen wir also, daß moralische Erscheinungen nötig waren, wie Licht und Schall nötig waren, so mußten Wesen vorhanden sein, die diesem besondern Geschäfte zugebildet waren, so wie Äther und Luft gerade so und nicht anders beschaffen sein mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu sein, die uns die Vorstellung von Farbe und Wohlklang geben. Es mußten also Wesen existieren, die sich selbst in Bewegung setzen, weil die moralische Erscheinung auf der Freiheit beruht; was also bei Luft und Äther, bei dem Mineral und der Pflanze die ursprüngliche Form leistet, mußte hier von einem innern Prinzipium erhalten werden, gegen welches sich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieses Wesens ohngefähr ebenso verhielten als die bewegenden Kräfte der Pflanze gegen den beständigen Typus ihres Baues. Wie sie das bloß organische Wesen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, so mußte sie das denkendempfindende Wesen durch Schmerz und Vergnügen bewegen.“

„Ganz richtig.“

„Wir sehen sie also in der moralischen Welt ihre bisherige Ordnung verlassen, ja sogar mit sich selbst in einen anscheinenden Streit geraten. In jedem moralischen Wesen legt sie ein neues Zentrum an, einen Staat im Staate, gleichsam als hätte sie ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieses Zentrum müssen sich alle Tätigkeiten dieses Wesens mit einem Zwange neigen, wie sie ihn in

der physischen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieses Wesen ist auf die Art in sich selbst gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch diesen Fall zu seinem Centrum dazu gebildet, ebenso wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward und als Kugel fortbauert. Bis hieher scheint sie sich selbst ganz vergessen zu haben.“

„Aber wir haben gehört, daß dieses Wesen nur vorhanden ist, um die moralischen Erscheinungen hervorzubringen, deren sie bedurfte; die Freiheit dieses Wesens oder sein Vermögen, sich selbst zu bewegen, mußte also dem Zweck unterworfen werden, zu welchem sie es bestimmte. Wollte sie also über die Wirkungen Meister bleiben, die es leistete, so mußte sie sich des Prinzipiums bemächtigen, wornach sich das moralische Wesen bewegt. Was konnte sie daher anders tun, als ihren Zweck mit diesem Wesen an das Prinzipium anschließen, wodurch es regiert wird, oder mit andern Worten, seine zweckmäßige Tätigkeit zur notwendigen Bedingung seiner Glückseligkeit machen?“

„Das begreif' ich.“

„Erfüllt also das moralische Wesen die Bedingungen seiner Glückseligkeit, so tritt es eben dadurch wieder in den Plan der Natur ein, dem es durch diesen abgesonderten Plan entzogen zu sein schien, ebenso wie der Erdkörper durch den Fall seiner Teile zu ihrem Centrum fähig gemacht wird, die Ekliptik zu beschreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfährt also das moralische Wesen jedesmal nur die Verhältnisse seines gegenwärtigen Zustandes zu dem Zustande seiner höchsten Vollkommenheit, welcher einerlei ist mit dem Zwecke der Natur. Diesen Weiser hat und bedarf das organische Wesen nicht, weil es sich durch sich selbst dem Zustand seiner Vollkommenheit weder nähern noch von ihm entfernen kann. Jenes also hat vor diesem den Genuß seiner Vollkommenheit, d. i. Glückseligkeit, voraus, mit dieser aber auch die Warnung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elastische Kugel das Bewußtsein ihres Zustandes, so würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form ausbringt, sie schmerzen, so würde sie mit einem Gefühle von Wollust zu ihrer schönsten Rundung zurückkehren.“

„Ihre elastische Kraft dient ihr statt jenes Gefühles.“

„Aber ebensowenig Ähnlichkeit die schnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit der Empfindung des Brennens, oder die lubische Form eines Salzes mit seinem bitterm Geschmacke hat, ebensowenig Ähnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückseligkeit nennen, mit dem Zustand unsrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zweck der Natur, dem es dient. Beide, möchte man sagen, seien durch eine ebenso willkürliche Koexistenz miteinander verbunden, wie der Lorbeerkrantz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrlosen Handlung.“

„So scheint es.“

„Der Mensch also brauchte kein Mitwisser des Zwecks zu sein, den die Natur durch ihn ausführt. Mochte er immerhin von keinem andern Prinzipium wissen als dem, wodurch er in seiner kleinen Welt sich regiert, mochte er sogar im lieblichen, selbstgefälligen Wahn die

Verhältnisse dieser seiner kleinen Welt der großen Natur als Gesetze unterlegen — dadurch, daß er seiner Struktur dient, sind ihre Zwecke mit ihm gesichert.“

„Und kann etwas vortrefflicher sein, als daß alle Teile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß sie ihrem eignen getreu bleiben, daß sie nicht zu der Harmonie beitragen wollen dürfen, sondern daß sie es müssen? Diese Vorstellung ist so schön, so hinreichend, daß man schon dadurch allein bewogen wird —“

„sie einem Geiste zu gönnen, wollen Sie sagen? weil der selbstsüchtige Mensch seinem Geschlechte gern alles Gute und Schöne zu tragen möchte, weil er den Schöpfer so gern in seiner Familie haben möchte. Geben Sie dem Kristalle das Vermögen der Vorstellung, sein höchster Weltplan wird Kristallisation, seine Gottheit die schönste Form von Kristall sein. Und mußte dies nicht so sein? Hielt nicht jede einzelne Wasserkugel so getreu und fest an ihrem Mittelpunkte, so würde sich nie ein Weltmeer bewegt haben.“

„Aber wissen Sie auch, gnädigster Prinz, daß Sie bisher nur gegen sich selbst bewiesen haben? Wenn es wahr ist, wie Sie sagen, daß der Mensch nicht aus seinem Mittelpunkte weichen kann, woher Ihre eigene Unmaßung, den Gang der Natur zu bestimmen? Wie können Sie es dann unternehmen, die Regel festsetzen zu wollen, nach der sie handelt?“

„Nichts weniger. Ich bestimme nichts, ich nehme ja nur hinweg, was die Menschen mit ihr verwechselt haben, was sie aus ihrer eignen Brust genommen und durch prahlerische Titel aufgeschmückt haben.“

S. 334. Z. 18. Quid sit id, quod tantum perituri vident = was das wohl sein möge, was nur Todgeweihte sehen dürfen. Tacitus, Germania, Kap. 40.

S. 335. Z. 9. Auf „Mit der Kraft dazu zu zerstören“ folgt in der ursprünglichen Fassung:

Ich konnte das Gespräch noch nicht abgebrochen sehen.

„Gnädigster Prinz,“ fing ich von neuem an, „hab' ich Sie auch recht verstanden? Der letzte Zweck des Menschen ist nicht im Menschen, sondern außer ihm? Er ist nur um seiner Folgen willen vorhanden.“

„Lassen Sie uns diesen Ausdruck vermeiden, der uns irre führt!“

„Sagen Sie, er ist da, weil die Ursachen seines Daseins da waren, und weil seine Wirkungen existieren, oder, welches ebensoviel jagt, weil die Ursachen, die ihm vorhergingen, eine Wirkung haben mußten, und die Wirkungen, die er hervorbringt, eine Ursache haben müssen.“

„Wenn ich ihm also einen Wert beilegen will, so kann ich diesen nur nach der Menge und Wichtigkeit der Wirkungen abwägen, deren Ursache er ist?“

„Nach der Menge seiner Wirkungen. Wichtig nennen wir eine Wirkung bloß, weil sie eine größere Menge von Wirkungen nach sich zieht. Der Mensch hat keinen andern Wert als seine Wirkungen.“

„Derjenige Mensch also, in welchem der Grund mehrerer Wirkungen enthalten ist, wäre der vortrefflichere Mensch?“

„Unwidersprechlich.“

„Wie? So ist zwischen dem Guten und Schlimmen kein Unterschied mehr! So ist die moralische Schönheit verloren!“

„Das fürcht' ich nicht. Wäre das, so wollte ich sogleich gegen Sie verloren haben. Das Gefühl des moralischen Unterschiedes ist mir eine weit wichtigere Instanz als meine Vernunft — und nur alsdann fing ich an, an die letztere zu glauben, da ich sie mit jenem unverfügbaren Gefühle übereinstimmend fand. Ihre Moralität bedarf einer Stütze; die meinige ruht auf ihrer eigenen Achse.“

„Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft die wichtigsten Rollen durch die mittelmäßigsten Spieler gespielt werden, daß die Natur die heilsamsten Revolutionen durch die schädlichsten Subjekte vollbringt? Ein Mohammed, ein Attila, ein Aurangzeb sind so wirksame Diener des Unübersums als Gewitter, Erdbeben, Vulkane kostbare Werkzeuge der physischen Natur. Ein Despot auf dem Thron, der jede Stunde seiner Regierung mit Blut und Elend bezeichnet, wäre also ein weit würdigeres Glied Ihrer Schöpfung als der Feldbauer in seinen Ländern, weil er ein wirksameres ist — ja, was das Traurigste ist, er wäre eben durch das vortrefflicher, was ihn zum Gegenstande unserer Abscheue macht, durch die größere Summe seiner Taten, die alle schuchwürdig sind — er hätte in eben dem Grade einen größern Anspruch auf den Namen eines vortrefflichen Menschen, als er unter die Menschheit herabsinkt. Laster und Tugend —“

„Sehen Sie,“ rief der Prinz mit Verdrusse, „wie Sie sich von der Oberfläche hintergehen lassen, und wie leicht Sie mir gewonnen geben! Wie können Sie behaupten, daß ein verwüstendes Leben ein tätiges Leben sei? Der Despot ist das unnützlichste Geschöpf in seinen Staaten, weil er durch Furcht und Sorge die tätigen Kräfte bindet und die schöpferische Freude erstickt. Sein ganzes Dasein ist eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelste, heiligste Leben greift und die Freiheit des Denkens zerstört — hunderttausend tätige Menschen ersetzen in einem Jahrhunderte nicht, was ein Hildebrand, ein Philipp von Spanien in wenig Jahren verwüsteten. Wie können Sie diese Geschöpfe und Schöpfer der Verwesung durch Vergleichung mit jenen wohlthätigen Werkzeugen des Lebens und der Fruchtbarkeit ehren?“

„Ich gestehe die Schwäche meines Einwurfs — Aber setzen wir anstatt eines Philipps einen Peter den Großen auf den Thron, so können Sie doch nicht leugnen, daß dieser in seiner Monarchie wirksamer sei als der Privatmann bei dem nämlichen Maße von Kräften und aller Tätigkeit, deren er fähig ist. Das Glück ist es also doch, was, nach Ihrem Systeme, die Grade der Vortrefflichkeit bestimmt, weil es die Gelegenheiten zum Wirken verteilt.“

„Der Thron wäre also, nach Ihrer Meinung, vorzugsweise eine solche Gelegenheit? Sagen Sie mir doch — wenn der König regiert, was tut der Philosoph in seinen Reichen?“

„Er denkt.“

„Und was tut der König, wenn er regiert?“

„Er denkt.“

„Und wenn der wachsame Philosoph schläft, was tut der wachsame König?“

„Er schläft.“

„Nehmen Sie zwei brennende Kerzen, eine davon stehe in einer Bauerstube, die andre soll in einem prächtigen Saale einer fröhlichen Gesellschaft leuchten. Was werden sie beide?“

„Sie werden leuchten. Aber eben das spricht für mich. — Beide Kerzen, nehmen wir an, brennen gleich lang und gleich helle, und verwechselte man ihre Bestimmung, so würde niemand einen Unterschied merken. Warum soll die eine darum vortrefflicher sein, weil der Zufall sie begünstigte, in einem glänzenden Saal Pracht und Schönheit zu zeigen, warum soll die andre schlechter sein, weil der Zufall sie dazu verdamnte, in einer Bauerhütte Armut und Kummer sichtbar zu machen? Und doch folgte dies notwendig aus Ihrer Behauptung.“

„Beide sind gleich vortrefflich; aber beide haben auch gleich viel geleistet.“

„Wie ist das möglich? Da die in dem weiten Saale so viel mehr Licht ausgegossen hat als die andre? Da sie so viel mehr Vergnügen verbreitet hat als die andre?“

„Erwägen Sie nur, daß hier nur von der ersten Wirkung die Rede ist, nicht von der ganzen Kette. Nur die nächstfolgende Wirkung gehört der nächstvorhergegangenen Ursache; nur so viele Teile der Lichtmaterie, als sie unmittelbar berührte, setzte die brennende Kerze in Schwung. Und was sollte nun die eine vor der andern voraus haben? Können Sie aus einem jeden Centralpunkt nicht gleich viel Strahlen ziehen? ebensoviel aus Ihrem Augensterne als aus dem Mittelpunkt der Erde? Entwöhnen Sie sich doch, die großen Massen, die der Verstand nur als solche Ganze zusammenfaßt, in der wirklichen Welt auch als solche existierende Ganze vorauszusetzen! Der Feuersunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Turm in die Luft sprengt und hundert Häuser verschüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet.“

„Sehr gut, aber —“

„Wenden wir dieses auf moralische Handlungen an. Wir gehen spazieren, und zwei Bettler sollen uns begegnen. Ich gebe dem einen ein Stück Geld, Sie dem andern ein gleiches; der meinige betrinkt sich von dem Gelde und begeht in diesem Zustande eine Mordtat, der Ihrige kauft einem sterbenden Vater eine Stärkung und fristet ihm damit das Leben. Ich hätte also durch eben die Handlung, wodurch Sie Leben gaben, Leben geraubt? — Nichts weniger. Die Wirkung meiner Tat hörte mit ihrer Unmittelbarkeit, sowie die Ihrige, auf, meine Wirkung zu sein.“

„Wenn aber mein Verstand diese Folgenreihe übersieht und nur diese Übersicht mich zu der Tat bestimmt — wenn ich dem Bettler dieses Geld gab, um einem sterbenden Vater das Leben damit zu fristen, so sind doch alle diese Folgen mein, wenn sie so eintreffen, wie ich sie mir dachte.“

„Nichts weniger. Vergessen Sie nur nie, daß eine Ursache nur eine Wirkung haben kann. Die ganze Wirkung, die Sie hervorbrachten,

war, das Geldstück aus Ihrer Hand in die Hand des Bettlers zu bringen. Dies ist von dieser ganzen langen Kette von Wirkungen die einzige, die auf Ihre Rechnung kommt. Die Arznei wirkte als Arznei uff. — Sie scheinen verwundert. Sie glauben, daß ich Paradoxe behaupte; ein einziges Wort könnte uns vielleicht miteinander verständigen; aber wir wollen es lieber durch unsre Schlüsse finden.“

„Aus dem Bisherigen, sehe ich wohl, folgt, daß eine gute Tat an ihrer schlimmen Wirkung nicht schuld ist, und eine schlimme Tat nicht an ihrer vortrefflichen. Aber zugleich folgt auch daraus, daß weder die gute an ihrer guten Wirkung, noch die schlimme an ihrer schlimmen schuld ist, und daß also beide in ihren Wirkungen ganz gleich sind. — Sie müßten denn die seltenen Fälle ausnehmen wollen, wo die unmittelbare Wirkung auch zugleich die abgezwecte ist.“

„Eine solche unmittelbare gibt es gar nicht; denn zwischen jede Wirkung, die der Mensch außer sich hervorbringt, und deren innre Ursache, oder den Willen, wird sich eine Reihe gleichgültiger einschleiben, wenn es auch nichts als Muscularbewegung wäre. Sagen Sie also dreist, daß beide in ihren Wirkungen durchaus moralisch einerlei, d. i. gleichgültig sind. — Und wer wird dieses leugnen wollen? Der Dolchstich, der das Leben eines Heinrichs IV. und eines Domitians endigt, sind beide ganz die nämliche Handlung.“

„Recht, aber die Motive —“

„Die Motive also bestimmen die moralische Handlung. Und woraus bestehen die Motive?“

„Aus Vorstellungen.“

„Und was nennen Sie Vorstellungen?“

„Innre Handlungen oder Tätigkeiten des denkenden Wesens, die äußern Tätigkeiten korrespondieren.“

„Eine moralische Handlung ist also eine Folge innrer Tätigkeiten, welche äußern Veränderungen korrespondieren?“

„Ganz richtig.“

„Wenn ich also sage, die Begebenheit ABC ist eine moralische Handlung, so heißt dies so viel, als der Reihe äußerer Veränderungen, welche diese Begebenheit ABC ausmachen, ist eine Reihe innrer Veränderungen a b c vorhergegangen?“

„So ist es.“

„Die Handlungen a b c waren also bereits beschlossen, als die Handlungen ABC ausgingen.“

„Notwendig.“

„Wenn also ABC auch nicht angefangen hätte, so wäre a b c darum nicht weniger gewesen. War nun die Moralität in a b c enthalten, so blieb sie auch, wenn wir ABC ganz vertilgen.“

„Ich verstehe Sie, gnädigster Herr — und so wäre dasjenige, was ich für das erste Glied in der Kette gehalten, das letzte darin gewesen. Als ich dem Bettler das Geld gab, war meine moralische Handlung schon ganz vorbei, schon ihr ganzer Wert oder Unwert entschieden.“

„So mein' ich's. Trafen die Folgen ein, wie Sie sie dachten, d. i. folgte ABC auf a b c, so war es nichts weiter als eine

gelungene gute Handlung. In diesem äußern Strome hat der Mensch nichts mehr zu sagen; ihm gehört nichts als seine eigene Seele. Sie sehen daraus aufs neue, daß der Monarch nichts vor dem Privatmanne voraus hat, denn auch er ist so wenig Herr jenes Stromes als dieser; auch bei ihm ist das ganze Gebiet seiner Wirksamkeit bloß innerhalb seiner eigenen Seele."

"Aber dadurch wird nichts verändert, gnädigster Herr; denn auch die böse Handlung hat ihre Motive wie die gute, d. i. ihre innern Tätigkeiten, und nur um dieser Motive willen nennen wir sie ja böse. Setzen Sie also den Zweck und den Wert des Menschen in die Summe seiner Tätigkeiten, so sehe ich immer noch nicht, wie Sie die Moralität aus seinem Zwecke herausbringen, und meine vorigen Einwürfe kehren zurück."

"Lassen Sie uns hören! Schlimm oder Gut, sind wir übereingekommen, seien Prädikate, die eine Handlung erst in der Seele erlange."

"Das ist erwiesen."

"Lassen wir also zwischen die äußere Welt und das denkende Wesen eine Scheidewand fallen, so erscheint uns die nämliche Handlung außerhalb derselben gleichgültig, innerhalb derselben nennen wir sie schlimm oder gut."

"Richtig."

"Moralität ist also eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, sowie z. B. die Ehre eine Beziehung ist, die dem Menschen nur innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zukommen kann."

"Ganz recht."

"Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, so erscheint sie uns als die Bürgerin einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Gesetzen müssen wir sie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das seinen Mittelpunkt in sich selbst hat, aus welchem alles fließt, was es gibt, gegen welchen alles strömt, was es empfängt. Dieser Mittelpunkt oder dieses Prinzipium ist, wie wir vorhin übereingekommen sind, nichts andres als der inwohnende Trieb, alle seine Kräfte zum Wirken zu bringen oder, was ebenso viel sagt, zur höchsten Rundmachung seiner Existenz zu gelangen. In diesen Zustand setzen wir die Vollkommenheit des moralischen Wesens, so wie wir eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Teile, woraus der Künstler sie zusammensetzte, der Wirkung entsprechen, um derentwillen er sie zusammensetzte, wie wir ein musikalisches Instrument vollkommen nennen, wenn alle Teile desselben an seiner höchsten Wirkung den höchsten Anteil nehmen, dessen sie fähig und um dessentwillen sie vereinigt sind. Das Verhältnis nun, in welchem die Tätigkeiten des moralischen Wesens zu diesem Prinzipium stehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung ist moralisch-gut oder moralisch-böse, je nachdem sie sich jenem nähert oder von ihm entfernt, es befördert oder hindert. Sind wir darüber einig?"

„Vollkommen.“

„Da nun jenes Prinzipium kein andres ist, als die vollständigste Tätigkeit aller Kräfte im Menschen, so ist eine gute Handlung, wobei mehr Kräfte tätig waren? eine schlimme, wobei weniger tätig waren?“

„Hier, gnädigster Herr, lassen Sie uns innehalten! Diesemnach käme eine kleine Wohlthat, die ich reiche, in der moralischen Rangordnung sehr tief unter das jahrelange Komplott der Bartholomäusnacht zu stehen, oder die Verschwörung des Cueva gegen Venedig.“

Der Prinz verlor hier die Geduld. „Wann werd' ich Ihnen doch begreiflich machen können,“ fing er an, „daß die Natur kein Ganzes kenne? Stellen Sie zusammen, was zusammen gehört. War jenes Komplott eine Handlung oder nicht vielmehr eine Kette von hunderttausenden? — und von hunderttausend mangelhaften, gegen welche Ihre kleine Wohlthat noch immer im Vortheile steht. Der Trieb der Menschenliebe schlief bei allen, der bei der Ihrigen tätig war. Aber wir kommen ab. Wo blieb ich?“

„Eine gute Handlung sei, wobei mehr Kräfte tätig waren, und umgekehrt.“

„Und dadurch also, daß weniger Kräfte bei ihr tätig waren, wird eine schlimme Handlung schlimm, und so umgekehrt?“

„Ganz begreiflich.“

„Bei einer schlimmen Handlung wird also nur verneint, was bei einer guten bejaht wird?“

„So ist's.“

„Ich kann also nicht sagen, es gehörte ein böses Herz dazu, diese Tat zu begehen, so wenig als ich sagen kann, es gehörte ein Kind und nicht ein Mann dazu, diesen Stein aufzuheben?“

„Sehr wahr. Ich sollte vielmehr sagen: es mußte so viel gutes Herz fehlen, um diese Tat zu begehen.“

„Laster ist also nur die Abwesenheit von Tugend, Torheit die Abwesenheit von Verstand, ein Begriff ungefähr wie Schatten oder Stille?“

„Ganz richtig.“

„So wenig also, als man logisch-richtig sagen kann: es ist Leere, Stille, Finsternis vorhanden, so wenig gibt es ein Laster im Menschen und überhaupt also in der ganzen moralischen Welt?“

„Das ist einleuchtend.“

„Wenn es also kein Laster im Menschen gibt, so ist alles, was in ihm tätig ist, Tugend, d. i. es ist gut, ebenso wie alles tönt, was nicht still ist, alles Licht hat, was nicht im Schatten steht?“

„Das folgt.“

„Jede Handlung also, die der Mensch begeht, ist also dadurch, daß es eine Handlung ist, etwas Gutes?“

„Nach allem Vorhergegangenen.“

„Und wenn wir eine schlimme Handlung von einem Menschen sehen, so ist diese Handlung gerade das einzige Gute, was wir in diesem Augenblick an ihm bemerken.“

„Das klingt sonderbar.“

„Lassen Sie uns ein Gleichniß zu Hilfe nehmen! Warum nennen wir einen trüben, nebligten Wintertag einen traurigen Anblick? Ist es darum, weil wir eine Schneelandschaft an sich selbst widrig finden? Nichts weniger; könnte man sie in den Sommer verpflanzen, sie würde seine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieser Schnee und dieser Nebeldunst nicht da sein könnten, wenn eine Sonne geschienen hätte, sie zu zerteilen, weil sie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar sind. Der Winter ist uns also ein Übel, nicht weil ihm alle Genüsse mangeln, sondern weil er größere ausschließt.“

„Vollkommen anschaulich.“

„Ebenso mit moralischen Wesen. Wir verachten einen Menschen, der aus dem Treffen flieht und dem Tode dadurch entgeht, nicht weil uns der wirksame Trieb der Selbsterhaltung mißfiel, sondern weil er diesem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenschaft des Mutes besessen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die List des Räubers bewundern, der mich bestiehlt; aber ihn selbst nenne ich lasterhaft, weil ihm die ungleich schönere Eigenschaft der Gerechtigkeit mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Erstaunen setzen, die der Ausbruch einer jahrelang verhaltenen tätigen Nachsicht ist; aber ich nenne sie verabscheuungswürdig, weil sie mir einen Menschen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne seinen Mitmenschen zu lieben. Ich schreite mit Unwillen über ein Schlachtfeld hinweg, nicht weil so viele Leben hier verwesen — Pest und Erdbeben hätten noch mehr tun können, ohne mich gegen sich aufzubringen —, auch nicht, weil ich die Kraft, die Kunst, den Heldennut nicht vortrefflich fände, die diese Krieger zu Boden streckten — sondern weil mir dieser Anblick so viele tausend Menschen ins Gedächtnis bringt, denen die Menschlichkeit fehlte.“

„Vortrefflich.“

„Daselbe gilt von den Graden der Moralität. Eine sehr künstliche, sehr fein erfommene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Mut ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an sich, das schwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man so viele große und schöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabei wirksam findet. Und doch nennen wir diese Handlung schlimmer als eine ähnliche bei einem geringern Maß von Geist und strafen sie strenger, weil sie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer größern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird sie vollends noch an einem Wohltäter verübt, so empört sie darum unser ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu setzen, in diesem Falle häufiger waren, und wir also die Entdeckung, daß dieser Trieb unwirksam geblieben, häufiger dabei wiederholen.“

„Klar und einleuchtend.“

„Auf unsre Frage zurückzukommen! Sie geben mir also zu, daß es nicht die Tätigkeiten der Kräfte sind, die das Laster zum Laster machen, sondern ihre Untätigkeit.“

„Vollkommen.“

„Die Motive sind aber solche Tätigkeiten; es ist also unrichtig

geredet, eine Handlung ihrer Motive wegen lasterhaft zu nennen. Nichts weniger! Ihre Motive sind das einzige Gute, das sie hat; sie ist nur böse um derjenigen willen, die ihr mangeln.“

„Unwidersprechlich.“

„Aber wir hätten diesen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Lasterhafte aus diesen Motiven handeln, wenn sie ihm nicht einen Genuß gewährten? Genuß allein ist es, was moralische Wesen in Bewegung setzt; und nur das Gute, wissen wir ja, kann Genuß gewähren.“

„Ich bin befriedigt. Aus dem Bisherigen folgt unwidersprechlich daß z. B. ein Mensch von hellem Geist und wohlwollendem Herzen nur darum ein besserer Mensch ist als ein anderer von ebenso viel Geist und einem minder wohlthätigen Herzen, weil er sich dem Maximum innerer Tätigkeit mehr nähert. Aber eine andre Bedenlichkeit steigt in mir auf. Geben Sie einem Menschen die Eigenschaften des Verstandes, des Muts, der Tapferkeit ußf. in einem vorzüglich hohen Grade, und lassen Sie ihm nur die einzige Eigenschaft, die wir gutes Herz nennen, mangeln — werden Sie ihn einem andern vorziehen, der jene Eigenschaften in einem niedrigeren Grade, dies letztere aber in seinem größten Umfang besitzt? Unstreitig ist jener ein weit tätigerer Mensch als dieser, und da, nach Ihnen, die Tätigkeit der Kräfte den moralischen Preis bestimmt, so würde also Ihr Urteil für ihn ausfallen und mit dem gewöhnlichen Urteil der Menschen in einem Widerspruch sich befinden.“

„Es würde unfehlbar sehr übereinstimmend damit sein. Ein Mensch, dessen Verstandeskräfte in einem hohen Grade tätig sind, wird ebenso gewiß auch ein vortreffliches Herz besitzen, als er das, was er an sich selbst liebt, an einem andern nicht hassen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu streiten scheint, so hat man entweder zu freigebig von seinem Verstande oder von moralischer Güte zu eingeschränkt geurteilt. Ein großer Geist mit einem empfindenden Herzen steht in der Ordnung der Wesen ebenso hoch über dem geistreichen Bösewicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man sagt besser weichlichen, Herzen unter diesem steht.“

„Aber ein Schwärmer, und einer von der heftigen Art, ist doch offenbar ein tätigeres Wesen als ein Alltagsmensch mit phlegmatischem Blut und beschränkten Sinnen?“

„Bei einem noch so phlegmatischen, beschränkten Alltagsmenschen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er ist ein Mensch in gesundem Schlafe; der Schwärmer ist einem Phrenetischrasenden gleich, der sich in wütenden Konvulsionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußersten Arterien aufhört. — Haben Sie noch eine Einwendung?“

„Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß die Moralität des Menschen in dem Mehr oder Weniger seiner innern Tätigkeit enthalten ist.“

„Erinnern Sie sich nun,“ fuhr der Prinz fort, „daß wir diese ganze Untersuchung im geschlossenen Bezirk der menschlichen Seele angestellt haben, daß wir sie von der äußern Reihe der Dinge durch eine

Scheidewand getrennt und innerhalb dieses nie überschrittenen Kreises den ganzen Bau der Moralität aufgeführt haben. Wir haben zugleich gefunden, daß seine Glückseligkeit vollkommen mit seiner moralischen Vortrefflichkeit aufgehe, daß ihm also für die letztere ebensowenig etwas zu fordern bleibe, daß ihm auf eine erst zu erreichende Vollkommenheit ebensowenig ein Genuß voraus zugeteilt werden könne, als daß eine Rose, die heute blüht, erst im folgenden Jahre dadurch schön sei, als daß ein Mißgriff auf dem Klavier erst in das nächstkommende Spiel seinen Mißlaut einmischen kann. Es wäre ebenso denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden siele, als daß die Vortrefflichkeit des Menschen in diese Welt und seine Glückseligkeit in die andre fallen könnte — Ist Ihnen dieses erwiesen?"

„Ich weiß nichts dagegen zu antworten.“

„Das moralische Wesen ist also in sich selbst vollendet und beschloss, wie das, welches wir zum Unterschied davon das organische nennen, beschloss, durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau, und diese Moralität ist eine Beziehung, die von dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig ist.“

„Dies ist erwiesen.“

„Es umgebe mich also, was da wolle, der moralische Unterschied bleibt.“

„Ich ahne, wo Sie hinaus wollen; aber —“

„Es sei also ein vernünftig geordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Persönlichkeit, ein ewiger Fortschritt — aus der moralischen Welt läßt sich dieses wenigstens nicht mit größerer Bündigkeit erweisen als aus der physischen. Um vollkommen zu sein, um glücklich zu sein, bedarf das moralische Wesen keiner neuen Instanz mehr — und wenn es eine erwartet, so kann sich diese Erwartung wenigstens nicht mehr auf eine Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für seine Vollkommenheit gleich viel sein, sowie es der Rose — um schön zu sein — gleich viel sein muß, ob sie in einer Wüste oder in fürstlichen Gärten, ob sie dem Busen eines lieblichen Mädchens oder dem verzehrenden Wurm entgegenblüht.“

„Paßt diese Vergleichung?"

„Vollkommen; denn ich sage hier ausdrücklich, um schön zu sein, dort, um glücklich zu sein — nicht um vorhanden zu sein! Dies letzte gehört für eine neue Untersuchung, und ich will das Gespräch nicht verlängern.“

„Ich kann Sie doch noch nicht ganz losgeben, gnädigster Prinz. Sie haben — und mir deucht, unumstößlich — bewiesen, daß der Mensch nur moralisch sei, insofern er in sich selbst tätig sei — aber Sie behaupteten vorhin, daß er nur Moralität habe, um außer sich zu wirken.“

„Sagen Sie: nur außer sich wirksam sei, weil er Moralität hat. Ihre Damit verwirren uns. Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden.“

„Hier kommt es auf eins. Es hieße also, daß er nur insofern den Grund der meisten Wirkungen außer sich enthalte, insofern er den höchsten

Grad seiner Moralität erreiche. Und diesen Beweis sind Sie mir noch schuldig.“

„Können Sie ihn aus dem Bisherigen nicht selbst führen? Der Zustand der höchsten innern Wirksamkeit seiner Kräfte, ist es nicht derselbe, in welchem er auch die Ursache der meisten Wirkungen außer sich sein kann?“

„Sein kann, aber nicht sein muß — denn haben Sie nicht selbst zugestanden, daß eine unwirksam geliebene gute That ihrem moralischen Wert nichts benehme?“

„Nicht bloß zugestanden, sondern als höchst notwendig festgesetzt! — Wie schwer sind Sie doch von einer irrigen Vorstellung zurückzubringen, die sich einmal Ihrer bemächtigt hat. Dieser anscheinende Widerspruch, daß die äußern Folgen einer moralischen That für ihren Wert höchst gleichgültig seien, und daß der ganze Zweck seines Daseins dennoch nur in seinen Folgen nach außen liege, verwirrt Sie immer. Nehmen Sie an, ein großer Virtuose spiele vor einer zahlreichen, aber rohen Gesellschaft, ein Stümper komme dazwischen und entführe ihm seinen ganzen Hörersaal — welchen werden Sie für den Nützlicheren erklären?“

„Den Virtuosen, versteht sich; denn derselbe Künstler wird ein andermal feinere Ohren ergötzen.“

„Und würde er dieses wohl, wenn er die Kunst nicht besäße, die damals verloren ging, und die er damals übte?“

„Schwerlich.“

„Und wird sein Nebenbuhler jemals diejenige Wirkung hervorbringen, die er hervorbrachte?“

„Diejenige nicht, aber —“

„Aber vielleicht eine größere bei seinem größern Haufen, wollen Sie sagen. Können Sie im Ernste zweifelhaft sein, ob ein Künstler, der einen Kreis fühlender Menschen und geistreicher Kenner zu bezaubern gewußt hat, mehr getan habe, als jener Stümper in seinem ganzen Leben? daß eine Empfindung vielleicht, die er erweckte, in einer feinen Seele sich zu Taten erhöhte, die nachher für eine Million nützlich wurden? daß sie sich vielleicht als das einzige noch fehlende Glied an eine wichtige Kette anschloß und einem herrlichen Vorhaben die Krone aufsetzte? — Auch jener Stümper, das räume ich ein, kann fröhliche Menschen machen — auch der Mensch, der seine moralische Krone verlor, wird noch wirken, ebenso wie eine Frucht, an welcher die Fäulnis nagt, noch ein Mahl für Vögel und Würmer sein kann; aber sie wird nie mehr gewürdigt, einen reizenden Mund zu berühren.“

„Lassen Sie aber jenen Künstler in einer Wüste spielen, dort leben und sterben! Ich darf sagen, seine Kunst belohnt ihn; auch wo kein Ohr seine Töne auffängt, ist er sein eigener Hörer und genießt in den Harmonien, die er hervorbringt, die noch herrlichere Harmonie seines Wesens. Dies dürfen Sie aber nicht sagen. Ihr Künstler muß Hörer haben, oder er ist umsonst dagewesen.“

„Ich verstehe Sie — aber Ihr gegebener Fall kann nie stattfinden. Kein moralisches Wesen ist in einer Wüste; wo es lebt und webt,

berührt es ein umgrenzendes All. Die Wirkung, die es leistet, wär' es auch nur diese einzige, wissen wir, konnte nur dieses Wesen und kein andres leisten, und es konnte diese Wirkung nur vermöge seiner ganzen Beschaffenheit leisten. Wenn unser Virtuose auch nur einmal zum Spielen gelangte, so gestehen Sie mir doch ein, daß er gerade dieser Künstler sein mußte, der er war, daß er, um dieses zu sein, gerade durch so viele Grade der Übung und Kunstfertigkeit gegangen sein mußte, als er wirklich durchwandert hatte, und daß also sein ganzes vorhergegangenes Künstlerleben an diesem Augenblick des Triumphes teilnimmt. War jener erste Brutus zwanzig Jahre unnützlich, weil er zwanzig Jahre den Blödsinnigen spielte? Seine erste Tat war die Gründung einer Republik, die noch jetzt als die größte Erscheinung in der Weltgeschichte dasteht. Und so wäre es denkbar, daß meine Notwendigkeit, oder Ihre Vorsehung, einen Menschen ein ganzes Menschenalter lang schweigend einer Tat zubereitet hätte, die sie ihm erst in seiner letzten Stunde abfordert."

„So scheinbar dieses klingt — mein Herz kann sich nicht an die Idee gewöhnen, daß alle Kräfte, alle Bestrebungen des Menschen nur für seinen Einfluß in dieser Zeitlichkeit arbeiten sollen. Der große, patriotische, erfahrene Staatsmann, der heute vom Ruber gestürzt wird, trägt alle seine erworbenen Kenntnisse, seine geübten Kräfte, seine zeitigenden Pläne in sein vergehnes Privatleben hinein, worin er stirbt. Vielleicht hatte er nur noch den letzten Stein an die Pyramide zu setzen, die hinter ihm zusammenstürzt, die seine Nachfolger ganz von dem untersten Steine wieder anfangen müssen. Mußte er in funfzig Lebensjahren, mußte er während seiner anstrengenden Reichsverwaltung nur für die untätige Stille seines Privatlebens sammeln? Daß er durch diese Verwaltung seine Wirkung erfüllt habe, dürfen Sie mir nicht antworten. Wenn der Einfluß in diese Welt die ganze Bestimmung des Menschen erschöpft, so muß sein Dasein zugleich mit seiner Wirkung aufhören.“

„Ich verweise Sie an das sprechende Beispiel der physischen Natur, von der Sie mir doch einräumen müssen, daß sie nur für die Zeitlichkeit arbeite. Wie viele Keime und Embryonen, die sie mit so viel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Elementarreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. — Warum setzte sie sie zusammen? In jedem Menschenpaare schläft, wie in dem ersten, ein ganzes Menschengeschlecht; warum ließ sie aus so viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß sie auch diese verderbenden Keime verarbeitet, so gewiß werden auch moralische Wesen, bei denen sie einen höhern Zweck zu verlassen schien, früher oder später in denselbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie sie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindische Anmaßung verraten. Oft, sehen wir, läßt sie den Faden einer Tat, einer Begebenheit plötzlich fallen, den sie drei Jahrtausende nachher ebenso plötzlich wieder aufnimmt, versenkt in Kalabrien die Künste und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, um sie vielleicht im dreißigsten dem verwandelten Europa wieder zu zeigen, ernährt viele Menschenalter

lang gesunde Nomadenhorden auf den tatarischen Steppen, um sie einst dem ermattenden Süden als frisches Blut zuzusenden, wie sie auf ihrem physischen Gange das Meer über Hollands und Seelands Küsten wirft, um vielleicht eine Insel im fernem Amerika zu entblößen! Aber auch im Einzelnen und im Kleinen fehlt es an solchen Winken nicht ganz. Wie oft tut die Mäßigkeit eines Vaters, der längst nicht mehr ist, an einem genießvollen Sohne Wunder! wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur gelebt, um eine Grabinschrift zu verdienen, die in die Seele eines späten Nachkömmlings einen Feuerstrahl werfen soll! — Weil vor Jahrhunderten ein verschlechterter Vogel auf seinem Fluge einige Samenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk auf einem wüsten Eiland eine Ernte — und ein moralischer Keim ging in einem so fruchtbaren Erdreich verloren!“

„O bester Prinz! Ihre Beredsamkeit begeistert mich zum Kampfe gegen Sie selber. Soviel Vortrefflichkeit können Sie Ihrer fühllosen Notwendigkeit gönnen, und wollen nicht lieber einen Gott damit glücklich machen? Sehen Sie in der ganzen Schöpfung umher! Wo irgend nur ein Genuß bereitet liegt, finden Sie ein genießendes Wesen — und dieser unendliche Genuß, dieses Mahl von Vollkommenheit, sollte durch die ganze Ewigkeit leer stehen?“

„Sonderbar!“ sagte der Prinz nach einer tiefen Stille. „Worauf Sie und andere ihre Hoffnungen gründen, eben das hat die meinigen umgestürzt — eben diese geahndete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht alles so in sich beschlossen, säh' ich auch nur einen einzigen verunstaltenden Splitter aus diesem schönen Kreise herausragen, so würde mir das die Unsterblichkeit beweisen. Aber alles, alles, was ich sehe und bemerke, fällt zu diesem sichtbaren Mittelpunkt zurück, und unsre edelste Geistigkeit ist eine so ganz unentbehrliche Maschine, dieses Rad der Vergänglichkeit zu treiben.“

„Ich begreife Sie nicht, gnädigster Prinz. Ihre eigne Philosophie spricht Ihnen das Urtheil; wahrlich, Sie sind dem reichen Manne gleich, der bei allen seinen Schätzen darbt. Sie gestehen, daß der Mensch alles in sich schließe, um glücklich zu sein; daß er seine Glückseligkeit nur allein durch das erhalten könne, was er besitzt, und Sie selbst wollen die Quelle Ihres Unglücks außer Sich suchen. Sind Ihre Schlüsse wahr, so ist es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunsche über diesen Ring hinausstreben, in welchem Sie den Menschen gefangen halten.“

„Das eben ist das Schlimme, daß wir nur moralisch vollkommen, nur glücklich sind, um brauchbar zu sein, daß wir unsern Fleiß, aber nicht unsre Werke genießen. Hunderttausend arbeitssame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zusammen — aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergözte das Auge der Könige, und die fleißigen Sklaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was ist man dem Arbeiter schuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann oder nichts mehr für ihn zu arbeiten sein wird? was dem Menschen, wenn er nicht mehr zu brauchen ist?“

„Man wird ihn immer brauchen.“

„Auch immer als ein denkendes Wesen?“

Hier unterbrach uns ein Besuch —

Und spät genug, werden Sie denken. Verzeihung, liebster D**, für diesen ewig langen Brief. Sie wollten alle Kleinigkeiten des Prinzen erfahren, und darunter kann ich doch wohl auch seine Moralphilosophie rechnen. Ich weiß, der Zustand seines Geistes ist Ihnen wichtig, und seine Handlungen, weiß ich, sind Ihnen nur wegen jenes wichtig. Darum schrieb ich alles auch getreulich nieder, was mir aus dieser Unterredung im Gedächtnis geblieben ist.

S. 335. B. 39. *Boisage* = Gebüsch, gärtnerische Anlagen.

S. 339. B. 41. *Seloise* = die Geliebte des französischen Philosophen Abälard.

S. 348. B. 25. In der *Thalia* folgt der siebente Brief erst später als selbständiger Abschnitt unter dem Titel: Der Abschied. Ein Fragment aus dem zweiten Bande des Geistersehers. Die Ausgabe letzter Hand bringt ihn unter unserer Überschrift an unserer Stelle.

S. 352. B. 33. *Houris* = mohammedanische Freudenjungfrauen, den Seligen im Paradiese zugeteilt.

S. 357. B. 8. *Patron* = Schiffsherr.

7. Spiel des Schicksals.

Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte. Zuerst gedruckt im Deutschen Merkur, Januar 1789, dann aufgenommen in die kleineren prosaischen Schriften, erster Teil 1792.

S. 366. B. 6. Nach dem Ringe des Vergnügens flog — Sterne. *Norids* empfindsame Reise = Ich ging mit langsamen Schritten, mit meinem bestäubten schwarzen Rocke, nach dem Fenster und sah durchs Fenster die ganze Welt in Gelb, Blau und Grün nach dem Ringe des Vergnügens rennen ... die Alten mit zerbrochenen Lanzen und Helmen, wovon das Visier verloren gegangen ... die Jungen in Waffen, schimmernd wie Gold, bebüsch mit allen buntpfarbigen Federn beider Indien ... Alle ... alle stießen darauf zu, wie die Ritter mit verbundenen Augen in den alten Turnierspielen um Ruhm und Liebe.

S. 367. B. 10. *Monsieur le Grand*, genannt der *Marquis de Cinq Mars*, enthauptet, als er gegen den Kardinal *Richelieu*, der ihn dem Könige als Gesellschafter gegeben hatte, eine Verschwörung anstiftete.

8. Saoh-Kiuh-Tschuen.

Ein chinesischer Roman, der schon 1766 aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt war. Schiller plante im Jahre 1800 eine Bearbeitung. Was von dem Anfange überliefert ist, bringen wir hier zum Abdruck.

Anmerkungen zu Teil 7.

Schillers Übersetzungen sind als Kunstwerke an sich heute kaum mehr lebendig. Was ihnen das Interesse erhält, ist die Person des Übersetzers, und diese hervortreten und aus ihnen lebendig werden zu lassen, ist die wesentlichste Aufgabe einer Schillerausgabe, die sich in erster Linie an ein breiteres Publikum wendet, das nicht von philologischen Gesichtspunkten aus an den Dichter herantritt. Darum wollen wir auch alles Speziell Philologische in diesen Anmerkungen außer Betrachtung lassen. Was unsere Einleitungen allgemein ausführten, wollen wir hier durch Einzelbetrachtungen verstärken und ergänzen. Dazu haben wir dann das Notwendigste an sachlichen Erklärungen gebracht, da besonders die Kenntnis der griechischen Sagengestalten nicht mehr allgemein so verbreitet ist, wie Schiller sie besaß. Benutzt haben wir die Ann. Koessters in der Cottaischen Säkularausgabe und die Zimmers in der Ausgabe des Bibliographischen Institutes.

Aus Virgils Äneis.

„Der Sturm auf dem Thrhener Meere“ ist die Übersetzung der V. 34—156 des ersten Buches der Äneis. V. 8. Pallas Minerva. Mit den Namen geht Schiller hier nicht gewissenhaft um; vgl. auch V. 11: *Nax* Dileus. — V. 11. Die ganze griechische Flotte ging auf der Heimfahrt unter, weil *Nax* den Altar der Athene bei der Zerstörung Trojas entweiht hatte. Er hatte die *Kassandra* von ihm fortgerissen und geschändet. — V. 43. Die gebeugten Götzen. Bei Virgil *victos penates*. Der höhnische Ausdruck Schillers sollte wohl Junos Zorn mehr Farbe geben. — V. 45. *Pontus* und V. 62 *Pelagus*. Die verschiedenen Bezeichnungen Virgils für das Meer scheint Schiller als Eigennamen aufgefaßt zu haben. — V. 85. Die Lücke vor „toben“ findet sich schon im Originaldruck. — V. 104. „Die schlaffen Bretter“, *laxis laterum compagibus*, durch die gelösten Fugen der Wände. — V. 132. *Posidaon*, eine homerische Form des Namens.

„Die Zerstörung von Troja.“ Die beiden großen Übersetzungen aus der Äneis erschienen zuerst in der „Neuen Thalia“ und wurden

später mit manchen Änderungen in die Gedichte aufgenommen. Die wichtigsten Abweichungen teilen wir mit.

Die Zerstörung von Troja ist die Übersetzung des ganzen Bch. II der Aeneis. Die Vorgeschichte ist folgende: Aeneas ist auf der Flucht von Troja durch einen heftigen Sturm an die libysche Küste verschlagen. Die Karthager nehmen ihn und seine Genossen freundlich auf, und sie bleiben längere Zeit als Gäste bei der Königin Dido, der Aeneas auf ihre Bitten von Trojas Zerstörung erzählt. — Später wird er nach einer kurzen Liebesepisode mit der Königin gezwungen, Karthago zu verlassen. Diese Liebesgeschichte bildet den Inhalt des Bch. IV der Aeneis, das Schiller als „Dido“ übersetzte. — Die in der Einleitung erwähnte Übersetzung Bürgers gibt ein Stück des Bch. IV wieder. Sie ist in Hexametern abgefaßt und weist manche Schönheiten auf; aber der Schillers läßt sie sich nicht an die Seite stellen.

B. 1—16 lauten in der Thalia:

„Der ganze Saal war Ohr, jedweder Mund verschlossen,
und Fürst Aeneas, hingegossen
auf hohen Polstersitz, begann:
„Dein Wille, Königin, macht Wunden wieder bluten,
die keine Sprache schildern kann;
wie Trojas Stadt verging in Feuerfluten,
len Jammer willst du wissen, die Gefahr,
wobon ich Zeuge, ach, und meistens Opfer war.
Wer selbst aus der Dolopen rauhem Schwarme,
gibt tränenlos den traurigen Bericht?
Und uns umschattet schon die Nacht mit feuchtem Arme,
zum Schummer winkt der Sterne sinkend Licht.
Doch du hast Lust, mein Schicksal zu betrauern,
der Teukrer Not und Trojas letzten Tag.
Sei's denn! wie sehr wir auch vor der Erinnerung schauern,
der Geist davor zurücke fliehen mag.“

B. 19. Minerva, die Schutzgöttin des Odhiseus, hatte diesem die List eingegeben und auch selbst beim Bau des Rosses geholfen. —

B. 43. Thimöt, ein Feind des Priamus, dem dieser wegen eines Orakelspruches einen Sohn hatte töten lassen. — B. 64. Das bekannte Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes ist von Schiller noch verstärkt. — B. 306. Tritonide = Minerva; diese hat die Schlangen geschickt, um durch Bestrafung des vermeintlichen Frevels Laokoons die Lügen Sinons zu bekräftigen. — B. 342. Dieser Vers bietet ein deutliches Beispiel der überlegenen Sprachgewalt Schillers. Virgil sagt: *sopor fessos complectitur artus*, der Schlaf umfängt die müden Glieder wieder, wofür Schiller das weit bildhaftere „spannt die müden Glieder los“ setzt. — B. 461—64 lauten in der Thalia:

„Dies alles gab der Götter Grimme dem Sieger,
in Trojas Rauch herrscht des Achivers Schwert,
hohnlachend zündet Sinon der Betrüger,
und Feinde, Feinde speit das ungeheure Pferd.“

B. 465. „Zwiefach offen“: Virgils *bipatens*, mit beiden Flügeln

offen. — V. 684. Pyrrhus=Neoptolemos ist Achills Sohn. — V. 775 bis 776. Diese Verse sind bei Virgil dunkel:

iacet ingens litore truncus
avolsunque umeris caput et sine nomine corpus.

Im allgemeinen wird ingens truncus auf Priamus bezogen, aber dessen Rumpf würde Virgil kaum gewaltig genannt haben; es ist wahrscheinlich Virgils Absicht gewesen, Priamus' Ende als Symbol für Trojas Sturz anzusehen, daher der doppelsinnige Ausdruck. — V. 788. Die Tochter Tyndars ist Helena. — V. 833. Juno. — V. 880. Anchises hatte sich seiner Verbindung mit Venus gerühmt und war zur Strafe von Jupiter gelähmt worden. — V. 1044. Die Etrusker galten als Nachkommen der Tyber, daher Tydisch für etruskisch. Virgil liebt es, mit seiner Kenntnis derartiger alter Beziehungen zu prunken.

Dido. V. 1—8 lauten in der *Italia*:

„Längst aber krank vom Pfeil des Liebesgottes nährt
die Königin ein Feuer, das heimlich sie verzehrt,
mit immer wachsender Begier umranken
des teuren Gastes Bild die trunkenen Gedanken,
des Volkes Glanz, des Führers Heldenmut.
Sein Anblick, seine Worte brannten
tief in ihr Herz, noch nie gekühlte Kämpfe brannten
den süßen Schlaf aus dem empörten Blut.“

V. 21. Sichäus ist Didos erster Gatte, der ermordet wurde. — V. 66. Luzina ist Juno. — V. 84. Bromius = Bacchus. — V. 131. Cypris und V. 145 Idalia sind Beinamen der Venus. — V. 183. Venus weiß, daß Aneas vom Schicksal nicht dazu ausersehen ist, Dido zu heiraten und Herrscher von Karthago zu werden, daß also Junos Plan scheitern muß. — V. 209f. Die Frühlingsfeier auf Delos galt Apollos Rückkehr, der den Winter über der Sage nach in Pelara am Kanthos weilte. Der Berg Cynthus auf Delos ist seine Geburtsstätte. — V. 241. Didos anderer Name. — V. 332. Chyllenius ist Merkur. — V. 383. Atlas ist der Vater der Maia, der Mutter Merkurs. — V. 681. Der König Pentheus von Theben widersetzte sich dem Bacchuskult und wurde zur Strafe dafür mit Wahnsinn geschlagen. — V. 750. Auf der Stirn des Jochlens sollte sich bei der Geburt ein Gewächs befinden, das die Mutter sofort abbiß. Es galt als zauberkräftig. — V. 788. Laomedon, der Vater des Priamus, war als wortbrüchig bekannt. — V. 841. Tithon, ein Bruder des Priamus, hatte Aurora durch seine Schönheit so entzückt, daß sie ihn raubte und zum Gatten nahm. — V. 1009. Hekate ruft die Toten dadurch zu sich, daß sie ihnen eine Locke abschneidet oder eine solche als Weihgabe empfängt. Da Dido gegen das Schicksal als Selbstmörderin endet, konnte sie deren Haar nicht weihen und abschneiden. Um ihren Todeskampf zu enden, tut ihr Iris diesen Dienst.

Iphigenie in Aulis.

Auch diese Übersetzung erschien zuerst in der Thalia. Schiller begleitete sie mit einer Reihe von Anmerkungen, die wir zum Teil hier benutzen. Vollständig finden sie sich in unserer großen Ausgabe.

B. 11. Euripus ist der schmale Sund zwischen Euböa und dem Festlande. An ihm liegt Aulis und auf Euböa Chalkis. — B. 38. Lampe. Hier liegt ein Versehen Brumoy's vor. Im Griechischen steht *πενή*, im Lateinischen *taeda*. Beides bedeutet Kienholz oder Gegenstände daraus. Daher versteht Brumoy *flambeau* = Kienfackel, während offenbar eine Schreibrtafel aus Kienholz gemeint ist. — B. 48. Thestius. Bei Brumoy fälschlich Thestias. Seine Tochter ist Peda. — B. 103. Agamemnon's Herold. — Zwischenhandlung ist eine Übertragung der Bezeichnung *intermède* bei Brumoy. — B. 192. Am Eurotas lag Sparta. — B. 235. Eumelus. — B. 249. Sthenelus und Eurhalus. — B. 335 stellt Schiller den richtigen Text gegen Brumoy's Irrtum wieder her. Brumoy überträgt: Mein Wille ist mein gutes Recht! Hast du mir etwa Vorschriften zu machen? — B. 390 steht im Griechischen *ἡσθεὺς φρενας*. Du freust dich in deinem Herzen. Diesen Ausdruck glaubte Schiller mildern zu müssen. — B. 646. Odyssens. — B. 654. Gemeint ist Aphrodite. — B. 916. Nebenfluß des Skamander. — B. 919. Apollon hat mit Poseidon Trojas Mauern gebaut. — B. 933. Die Dioskuren, Helenas Brüder. — B. 1180. Im Griechischen steht:

*ἔγω κακίος ἢ ἄρ' Ἀργείων ἀνὴρ
ἔγω το μῆδεν Μενελαὸς δ' ἐν ἀνδρασιν.*

(Ich würde als Feigling erscheinen, Menelaos dagegen recht als Mann.) Schiller hat, durch den französischen Text beeinflusst, den Sinn nicht ganz richtig verstanden und seine Deutung durch eine Anmerkung verteidigt. Er bezieht die Schmähung des Menelaos auf ihn als Urheber alles Unheil's, gemeint ist aber, Menelaos bestand darauf, die Geraden wiederzuerlangen. — B. 1307. Ganymedes. — B. 1348. Argiver. — B. 1705. Barbaren.

Szenen aus den Phönizierinnen.

B. 44. „Der aber froh“, hier hat Schiller den Euripides zu wörtlich genommen. Das griechische *εὐρύνειν* bedeutet oft einfach gehen. — B. 171. Atalanta war eine berühmte Jägerin. — B. 203. Kapaneus hatte geprahlt: selbst der Witz des Zeus würde ihn nicht abhalten, Thebens Mauern zu ersteigen. — B. 250f. Die Phönizierinnen hatten sich in Theben aufgehalten, weil das thebanische Königsgeschlecht aus Phönizien stammte, und waren durch die Umzingelung der Stadt am Weiterreisen verhindert. Wiederholt haben die Frauen des Chores dem griechischen Drama den Namen gegeben, z. B. die Trachinierinnen des Sophokles. — B. 364. Ajax ist ein Versehen Schillers, gemeint ist Odipus. — B. 601. Fluß bei Argos.

Macbeth.

Wenn man von der Iphigenie absieht, bei deren Übersetzung Schillers eigene Persönlichkeit noch nicht ihre volle Reife erlangt hatte, so ist Macbeth das einzige ebenbürtige Werk, an dem Schiller seine Übersetzerkunst ausgießt hat. Das rechtfertigt wohl, daß wir in den Anmerkungen etwas näher darauf eingehen. Teilweise werden wir zum Vergleich Stellen aus der Bürgerschen Übersetzung heranziehen; sie ist früher entstanden als die Schillers und steht in einzelnen Szenen dem Original weit näher. Im übrigen möchte ich auf die schöne Übersetzung von Friedrich Theodor Vischer und auf die von Tycho Mommsen hinweisen, die die Fragmente der Schlegelschen Macbeth-Übertragung und Teile der Tiedsches benutzt hat. Natürlich lassen sie sich nicht ohne weiteres mit der Schillers vergleichen, da sie aus viel späterer Zeit stammen und ganz andere Zwecke verfolgen. — Schillers Verdienste um den Macbeth bestehen in den Eingriffen, die er aus bühnenpraktischen Gründen vorgenommen hat, aber auch aus dem Mißgriff, den Macbeth in seinen eigenen Stil zwingen zu wollen, darf man ihm keinen allzu schweren Vorwurf machen; er entsprang den Bedürfnissen des Weimarer Theaters.

B. 9—24 hat Schiller zugefügt, um dem Hexengruß mehr Bedeutung zu verleihen. — Den echten Ton Shakespeares hat Bürger in den Hexenszenen wunderbar getroffen. Seine erste Szene hat folgenden Wortlaut:

- Erste Hexe: Na sagt, wo man sich wiederfindt,
In Donner, Blitz, o'r Schladenwind.
Zweite Hexe: Wann sich's ausgetummelt hat,
Wann die Krach am Aase kraht.
Dritte Hexe: Daumenbreit vor Eulensflug
Treffen wir uns früh genug.
Erste Hexe: Und wo wandern wir zu Chor?
Zweite Hexe: Auf der Heid', am faulen Moor?
Dritte Hexe: Cia! da nick' ich Macbeth ein Grüßchen.
(Wird innen gerufen.)
Erste Hexe: Ich komm', ich komme flugs, Graulieschen.
(Wieder gerufen.)
Zweite Hexe: Unke ruft! — Gedultchen! Flugs! —
Alle: Weiß in schwarz, und schwarz in weiß;
Heiß in kalt, und kalt in heiß!
Das kann wips! ein winzig Wort.
Husch! durch Schliderschlader fort!
(W.)

Prachtvoll trifft auch den gleichen Ton Theodor Fontanes „Brücke am Tay“, auf die ich hier hinweisen möchte. — B. 41. Kerren sind leichte Truppen, Gallogassen schweres Fußvolk. — B. 42—44 hat Schiller durch den Vergleich einige derbe Verse des Originals ersetzt. Leider hat der Bericht des Ritters durch Schillers Glättung viel von seiner

Lebhaftigkeit verloren. — B. 104f. Die Ballade vom Fischer ist Schiller's Eigentum. Im Original steht eine kurze Geschichte von einem Schiffersweibe. Die feste, formvollendete Ballade gibt den Hegen wieder einen weit festeren Charakterzug als das Original. Aus ihr und dem Ausdruck Schidalsalschweflern, B. 145, erklärt sich wohl die Ansicht der Schlegels, daß Schiller die Hegen habe in antike Furien verwandeln wollen. — B. 345. Nach diesen Worten Macbeth's hat Schiller einige Worte Duncans zu Banquo gestrichen, um die Bühne für Macbeth frei zu bekommen: so werden dessen letzte Worte Monolog und damit natürlicher als bei Shakespeare, wo er sie beiseite sprechen muß. — B. 535—49 sind ein Zusatz Schiller's. Der Zweck des Zusatzes ist unklar. — B. 643. Die Glocke ist nicht etwa ein Zeichen von der Lady, sondern eine Uhr. — B. 671. „Besieht seine Hände“ ist eine Einfügung eines englischen Interpreten. In Wahrheit sieht Macbeth noch immer die Königsleiche vor sich. — B. 726—28 hat Schiller zugefügt. — Vor den 5. Auftr. des Aufzuges II legt Shakespeare die Szene in das Zimmer der Lady; dadurch wirkt der nächste Auftritt viel herzlicher. — B. 1245. Die Bemerkung zu „Lenox“ ist von Schiller zugefügt. Sie ist wieder geeignet, viel von dem unheimlichen Eindruck zu zerstören. — B. 1249. Vor „Schüttle“ hat Schiller die Bemerkung „Geist nickt“ gestrichen. — Der 1. Auftritt des Aufzuges IV fällt bei Shakespeare zwischen die beiden Hegenzenen. Sehr schön ist wieder die zweite Hegenzene dieses Aufzuges bei Bürger:

Erste Heye: Dreimal hat der Kater miaut!

Zweite Heye: Dreimal schrie das Leichhuhn laut!

Dritte Heye: Dreimal hat der Frosch geködert

Und der schwarze Bod gemedert.

Urian ruft, 's ist Zeit jetztunder.

Erste Heye: Trippelt, trappelt Tritt und Trott

Rund um unsern Zauberpott!

Werst hinein den Hegenplunder! usw.

Zwischen den Auftritten 5 u. 6 hat Schiller eine grausige Szene, in der Lady Macduff und ihr Sohn ermordet werden, gestrichen. — B. 1733—35 hat Schiller Macduff's Rede wieder stark idealisiert. — Nach B. 1808 hat Schiller einige für die Handlung gleichgültige Worte eines englischen Arztes gestrichen. — B. 1836 liegt ein Fehler in der Übersetzung vor. Der Sinn des Englischen ist: Viele brave Leute stehen im Felde. — Im letzten Auftritt erscheint bei Shakespeare Macduff mit Macbeth's Haupt auf einer Stange.

Turandot.

Auch bei Turandot ist viel von Schiller's feiner Dichterhand zu spüren. Besonders in dieser Übersetzung hat er durch viele Einzelheiten die Charaktere vertieft und die Handlung belebt.

B. 4. Aus dem „Sie“ seiner Vorlage macht Schiller ein „Ihr“.

das weit besser in das Kolorit paßt. — B. 260—63. Diese Stelle ist wegen der Änderung in Turandots Charakter auch verändert. Bei Werthes heißt sie: „Turandot, mein Prinz, ist ein Tigertier, allein von seinem Laster wie von Ehrgeiz und Übermut befreit.“ Von einem Lobe Turandots ist nichts vorhanden. — B. 268. Aus dem Hofmeister bei Werthes macht Schiller einen Freund. — B. 270f. Im Original steht hinter Ismaels Worten jedesmal die Bemerkung „weint“. Auch in Szene I findet sie sich hinter Barads Worten wiederholt. Derartige Geschmacklosigkeiten beseitigte Schiller alle. — B. 407f. Die letzten Worte Barads spricht bei Werthes Skirina, aber Schiller scheint ein solches Interesse der Frau für Kalaf nicht für motiviert gehalten zu haben. — Szene I des Aufzuges II hat Schiller ganz frei erfinden müssen. Bei Werthes finden sich nur allgemeine Angaben über den Inhalt des Dialoges zwischen Truffaldin und Brigella. — B. 1144f. In den folgenden Versen gesteht bei Gozzi Turandot der Zelima ihre Liebe. Damit war der Handlung ein großer Teil Spannung genommen, und auch das spätere Tun der Turandot wurde viel unwahrscheinlicher. Durch Schillers Änderung wird der ganze Konflikt weit schärfer zugespitzt und der Umschwung viel wirksamer. — B. 1573f. In dieser Szene sind Schillers Änderungen am wichtigsten. Er hat die Mißhandlungen der beiden Greise wesentlich gemildert, und das Mitleid mit Timur macht ihnen ein Ende, während sie bei Gozzi weiter fortgeführt werden und erst infolge der Gefahr der Überraschung aufhören. Auch daß der Eindruck, den Timurs Elend macht, Turandots bis dahin zurückgehaltene Liebe plötzlich voll und stark durchbrechen läßt, wirkt auf ihren Charakter ein ganz neues Licht. Im weiteren Verlauf der Handlung wird sie von Abelma geschoben; ihre Liebe hat schon über ihren Stolz gesiegt, während bei Gozzi ihre Grausamkeit weiter dieselbe bleibt. — B. 1845f. Diese Verse sind von Schiller erheblich verstärkt, um den Kampf in Turandots Seele deutlicher zu machen. — Auf B. 2088 folgt bei Gozzi die Szene, in der Truffaldin mit einer Auranwurzel Kalafs Namen entdecken will. — B. 2560 hat Schiller eine recht unglückliche Stelle fortgelassen, deren Sinn etwa ist: Könnte ich eine andere lieben, diese wäret Ihr, Abelma. — B. 2573f. hat er eingefügt, um die Nüchternheit dieser Szene zu mildern. — Der letzte Auftritt ist durch starke Kürzungen weit wirksamer geworden.

Der Neffe als Onkel und Der Parasit.

In diesen beiden Lustspielen merkt man von Schillers Persönlichkeit fast nichts. Die knappe, schlagende Komik, die ihm zu eigen ist, und die z. B. in „Körners Vormittag“ trefflich zur Wirkung kommt, ist hier nicht vorhanden. Er stand dieser Dichtungsart doch zu fremd gegenüber, als daß sie Eindruck auf ihn hätte machen können. Darum lohnt es auch nicht, die Übersetzungen eingehend mit dem Original zu vergleichen.

Anmerkungen zu Teil 8.

Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen.

Diese Briefe, über deren Ursprung die Einleitung sich des näheren verbreitet, sind zuerst erschienen in den *Horen*, Schillers Zeitschrift, Jahrgang 1795, im St. I, Brief 1—9, im St. II, Brief 10—16, und im St. VI, Brief 17—27 mit der dem 17. Brief vorangehenden Überschrift „Die schmelzende Schönheit“. Unter der Überschrift im St. I der *Horen* steht das Leitwort aus Rousseau: „Si c'est la raison, qui fait l'homme, c'est le sentiment qui le conduit.“ Der Anfang war von folgender erklärenden Anmerkung begleitet: „Diese Briefe sind wirklich geschrieben; an wen? tut hier nichts zur Sache und wird dem Leser vielleicht zu seiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darin eine lokale Beziehung hatte, für nötig fand zu unterdrücken und doch nicht gern etwas anders an die Stelle setzen mochte, so haben sie von der epistolarischen Form fast nichts als die äußere Abtheilung beibehalten; eine Unschicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Echtheit weniger streng nehmen wollte.“

Zum zweiten Male wurden diese Briefe gedruckt im T. II der kleineren prosaischen Schriften 1801.

Die zahlreichen Beziehungen dieser Briefe zu philosophischen Gedichten und Xenien wollen wir hier nicht berühren, da sie ja ganz selbstverständlich sind und doch auch wenig fördern können. — Hat doch Schiller z. B. selber an Körner geschrieben: „In den ersten zehn Bogen meiner Briefe ist der Stoff aus meinen ‚Künstlern‘ philosophisch ausgeführt.“

Sechster Brief:

§. 28. §. 26. Venus Cytherea, das Sinnbild der körperlichen Liebe, Venus Urania, das der geistigen. Körperliche Vergnügungen erlaubt der Staat seinen Dienern gar wohl, geistige Sonderinteressen und Einzelbestrebungen aber duldet er ungern.

Achter Brief:

§. 33. Z. 23. Ilias VIII, 41 ff. Zeus steht von der Höhe des Ida dem Schlachtengetümmel der Griechen und Trojaner zu und verbietet den anderen Göttern die Teilnahme am Kampfe.

§. 26. Zeus' Enkel Achilles.

§. 34. Z. 19. Erühne dich, weise zu sein. Horatius Ep. I, 2, 40. *Dimidium facti qui coepit habet: sapere aude: incipe.*

§. 35. Z. 5. Pythagoras wird als der erste genannt, der sich den Namen eines Philosophen beilegte.

Neunter Brief:

§. 14. Ein Zirkel = ein Zirkelschluß.

§. 36. Z. 6. In dem Absatz: Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit — hat Schiller Goethe besonders vor Augen. Er hatte ihm Mitte Oktober 1794 geschrieben: „Sie werden in diesen Briefen Ihr Porträt finden, worunter ich gern Ihren Namen geschrieben hätte, wenn ich es nicht hätte, dem Gefühl denkender Leser vorzugreifen. Keiner, dessen Urteil für Sie Wert haben kann, wird es verkennen; denn ich weiß, daß ich es gut gefaßt und treffend genug gezeichnet habe.“ Vgl. auch den berühmten Brief an Goethe vom 23. August 1794: „Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensperiode, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen vonstatten gehn.“

§. 13. Drestes reinigte sein durch Ehebruch und Gattenmord entweihtes Vaterhaus, indem er die Schuldigen erschlug.

Zehnter Brief:

Hier beginnt der T. II der Briefe.

§. 39. Z. 16. Austeren Charakter = starren, harten.

§. 25. Gedacht ist an Plato und seinen Idealstaat, von dem z. B. die Dichter ausgeschlossen waren.

Elfter Brief:

Diesem Briefe hatte Körner eine zu große Abstraktheit zum Vorwurfe gemacht.

§. 42. Z. 39. Das notwendige Wesen = Gott.

Zwölfter Brief:

In den Horen folgt auf den ersten Satz eine Anmerkung, die Schiller dann später in den kleinen prosaischen Schriften fortgelassen hat: „Ich trage kein Bedenken, diesen Ausdruck sowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Gesetzes, als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfnisses strebt, gemeinschaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn sonst nur auf das letztere einzuschränken pflegt. Sowie nämlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, sobald man sie überhaupt in die Schranken der Zeit setzt, so werden aus diesen Pflichten Triebe, sobald sie auf etwas Bestimmtes und Wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein Absolutes und Notwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorschreibt, ist in dem höchsten Wesen wirklich, weil sie möglich ist; denn dies folgt aus dem Begriff eines notwendigen Wesens. Eben diese Idee, in die Schranken der Menschheit gesetzt, ist zwar noch immer, aber nur moralischerweise notwendig und soll erst wirklich gemacht werden, weil bei einem zufälligen Wesen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht gesetzt ist. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieser Imperativ der Wahrhaftigkeit sich beziehen läßt, so erweckt er einen Trieb, ein Streben nämlich, jenes Gesetz in Ausübung zu bringen und die durch Vernunft vorgeschriebene Übereinstimmung mit sich selbst zu bewirken. Dieser Trieb entsteht notwendig und fehlt auch bei demjenigen nicht, der ihm gerade entgegenhandelt. Ohne ihn würde es keinen moralisch bösen, folglich auch keinen moralisch guten Willen geben.“

Dreizehnter Brief:

Schiller hatte den Stofftrieb zuerst Sachtrieb genannt, veränderte den weniger sinnlichen Ausdruck aber auf Ururaten Körners.

Vierzehnter Brief:

§. 52. Z. 41. Auf: wie der Sinn zu empfangen trachtet — folgt in den Horen noch: „Der Sachtrieb, kann man sagen, ist dahin gerichtet, die Einheit in der Zeit zu vervielfältigen, weil die Empfindung Sukzession von Realitäten ist; der Formtrieb ist dahin gerichtet, die Vielheit in der Idee zu vereinigen, weil der Gedanke Übereinstimmung des Verschiedenen ist: der Spieltrieb wird also damit umgehen, die Einheit der Idee in der Zeit zu vervielfältigen; das Gesetz zum Gefühl zu machen; oder, was ebensoviel ist, die Vielheit in der Zeit in der Idee zu vereinigen; das Gefühl zum Gesetz zu machen.“

§. 53. Z. 33. Auf den jetzigen Schluß des Briefes folgten dann noch diese beiden Sätze: „Unter seiner Herrschaft wird das Angenehme zu einem Objekt und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in seinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechseln, er wird in seinem Subjekte Notwendigkeit in Freiheit und Freiheit in Notwendigkeit verwandeln und auf diese Art beide Naturen in dem Menschen in die innigste Gemeinschaft setzen.“

Fünftehnter Brief:

S. 56. Z. 21. Zu: mit der Schönheit spielt er — bringen die Hören die Ann.: „Es gibt ein Kartenspiel und gibt ein Trauerspiel; aber offenbar ist das Kartenspiel viel zu ernsthaft für diesen Namen. — Eine für Schillers Auffassung interessante Stelle.“

Z. 31. Den Absatz: „Man wird niemals irren“ — leitete in den Hören der Gedanke ein: „Je nachdem sich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das bloße Leben oder an die bloße Gestalt grenzen.“

Sechzehnter Brief:

Schiller legt die Begriffe der schmelzenden und der energischen Schönheit auseinander und will später beide betrachten. Er kommt aber nur zur Untersuchung der schmelzenden Schönheit, was im T. III, also mit Beginn des nächsten Briefes geschieht. Über die energische Schönheit handelt dann sein Aufsatz „über das Erhabene“.

Siebenzehnter Brief:

S. 61. Z. 34. In den Hören steht hinter: vollendeten Ganzen macht — folgende Anmerkung: „Der vortreffliche Verfasser der Schrift: Grundsätze der Ästhetik usw., Erfurt 1791, unterscheidet in der Schönheit die zwei Grundprinzipien Anmut und Kraft und setzt die Schönheit in die vollkommenste Vereinigung beider, welches mit der hier gegebenen Erklärung aufs genaueste zusammentrifft. Auch in seiner Definition liegt also schon der Grund der Einteilung der Schönheit in eine schmelzende, worin die Anmut, und in eine energische, worin die Kraft überwiegt.“

Verfasser der Schrift war der Koadjutor von Dalberg in Erfurt, Schillers Gönner, der ihm ein Exemplar derselben übersandt hatte.

Achtzehnter Brief:

Wo im folgenden von Schönheit die Rede ist, ist im besonderen die schmelzende Schönheit gemeint.

Neunzehnter Brief:

S. 68. Z. 20. Auf: die innere Freiheit aufheben — folgt in den Hören: „Auf dem Willen beruht es also, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden soll. Aber, was wohl zu bemerken ist, nicht, daß wir empfinden, sondern daß die Empfindung bestimmt werde. — nicht, daß wir zum Selbstbewußtsein gelangen, sondern, daß die reine Selbstheit bestimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äußert sich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und diese erwachen erst, wenn ihre beiden Objekte, Empfindung und Selbstbewußtsein, gegeben sind. Diese müssen also notwendig erst da sein, bevor der Wille sich äußert, und können folglich nicht durch den Willen da sein.“

Einundzwanzigster Brief:

S. 72. Z. 1. Nicht am Anfange des vorigen, sondern des vorvorigen Briefes steht diese Bemerkung.

Z. 31. Die „vorhergehenden Untersuchungen“ sind besonders im vierzehnten und fünfzehnten Briefe.

Zweiundzwanzigster Brief:

S. 77. Z. 37. Anakreons und Katulls Liebeslieder. Es ist möglich, daß in dieser Stelle eine Warnung liegt, an die gleichzeitig in den

Horen erscheinenden römischen Elegien Goethes von moralischen Interessen aus heranzutreten.

Vierundzwanzigster Brief:

S. 82. Z. 37f. Goethes Iphigenie (I, 3) ungenau zitiert. Es ist von dem Geschlechte des Tantalus die Rede.

Fünfundzwanzigster Brief:

S. 88. Z. 11. Mit göttlichem Monstrum sind etwa die Sphinxbilder gemeint.

Z. 41. Auf: Wahrheit nicht Wahrheit wäre — folgt in den Horen: „Diese bleibt, was sie ist, auch wenn sie keine Passion in den Sinnen machte, auch wenn es gar keine Sinne gäbe, und in dem Begriffe der Gottheit lassen wir ja die Wahrheit bleiben und alle Sinnlichkeit aufhören.“

Sechszwanzigster Brief:

S. 91. Z. 9. Hinter: „Bedingung der Menschheit ist“ — folgt in den Horen die Anmerkung: „Man lese über diesen Gegenstand, was Herder im dreizehnten Buche der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit über die veranlassenden Ursachen der griechischen Geistesbildung sagt.“

S. 92. Z. 12. Von den notwendigen Grenzen des schönen Scheins handelt Schiller dann in seinem Aufsatz über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.

Siebenundzwanzigster Brief:

S. 98. Z. 29. Auf: „unaufhörlich dazwischentritt“ — folgt in den Horen: „Die hohe Notwendigkeit des Ideals mit der Notdurst des Individuums verwechselt, und die edle Darstellung eines ewigen Willens in der schönen Form durch die unreine Spur eines vorübergehenden Verlangens beledet.“ Beschlossen wird der Aufsatz durch die Bemerkung: „Da es einem guten Staat an einer Konstitution nicht fehlen darf, so kann man sie auch von dem ästhetischen fordern. Noch kenne ich keine vergleichen, und ich darf also hoffen, daß ein erster Versuch derselben, den ich dieser Zeitschrift bestimmt habe, mit Nachsicht werde aufgenommen werden.“

Über naive und sentimentalische Dichtung.

Dieser Aufsatz ist zuerst erschienen in den Horen, Jahrgang 1795, im St. XI unter dem Titel „über das Naive“; die Fortsetzung erschien im St. XII unter der Überschrift „Die sentimentalischen Dichter“. Im Jahrgang 1796 folgte dann im St. I der Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter nebst einigen Bemerkungen, einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen betreffend. In den kleineren prosaischen Schriften, T. II, wurden dann diese Teile unter unserer Gesamtüberschrift vereinigt.

S. 117. Z. 16. Empfindsame Reisen — Lorenz Sternes Roman „Morids empfindsame Reise durch Frankreich und Italien“. Vergleiche

über des Menschen sittliche Anteilnahme an der Natur Kants Kritik der reinen Vernunft: „Dieses Interesse (an der Natur) ist der Verwandtschaft nach moralisch; und der, welcher es am Schönen der Natur nimmt, kann es nur sofern an demselben nehmen, als er vorher schon sein Interesse am Sittlichguten wohl gegründet hat. Wen also die Schönheit der Natur unmittelbar interessiert, bei dem hat man Ursache, wenigstens eine Anlage zu guter moralischer Gesinnung zu vermuten.“

S. 122. Z. 30. Johann Matthias Schröckhs Christliche Kirchengeschichte, 1768—1803.

S. 128. Z. 25. „Von neuem entzündest“. Vgl. dazu Schillers Brief an die Schwestern Lengefeld, 12. Sept. 1789: „Und wie wohlthätig ist uns doch wieder diese Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unsers wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wiederfordern.“

S. 129. Anm. Ossians Menschenwelt: der Engländer Macpherson hatte im Jahre 1762 eine Sammlung von düsteren, naturschwärmerischen Liedern herausgegeben, und zwar als alte Lieder des keltischen Sängers Ossian. Sie hatten einen ganz bedeutenden Einfluß auf den deutschen Sturm und Drang. Bei Schillers Gedichten mußten wir wiederholt auf ihn hinweisen.

S. 131. Z. 41. Schiller lernte Shakespeare kennen durch die Vorlesungen des Professor Abel an der Militärakademie. Abel erzählt einmal selber: „Noch erinnere ich mich mit Vergnügen einer Szene . . . Ich war gewohnt, bei Erklärung psychologischer Begriffe Stellen aus Dichtern vorzulesen, um das Vorgetragene anschaulicher und interessanter zu machen. Dieses tat ich insbesondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft, oder einer Leidenschaft mit einer andern erklärte, welchen anschaulicher zu machen ich einige der schönsten hierher passenden Stellen aus Shakespeares Othello nach der Wielandschen Übersetzung vorlas. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war; er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorlesung vollendet, so begehrt er das Buch von mir, und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer.“

S. 132. Z. 21. Die bejahrte Kritik = die Schule Gottscheds.

S. 133. Z. 5f. Die Stanze aus dem Rasenden Roland (I, 22) hat Schiller selber übersetzt.

Z. 19f. Ilias VI, 224 ff., in der Übersetzung von Voss.

S. 134. Z. 24. Mit: „Der Dichter, sagte ich“ — beginnt der Abschnitt über die sentimentalischen Dichter.

S. 137. Anm. Die Schillersche Anmerkung über Molière und seine Magd geht auf Rezensionen der Horen, z. B. auf Manso, der die ästhetische

Erziehung des Menschen getadelt hatte. Die Xenien setzen den hier angedeuteten Kampf mit noch ganz anderen Mitteln fort.

S. 138. Z. 14. „Hinter sich lassen.“ Dazu folgt in den Horen die Anmerkung: „Individualität mit einem Wort ist der Charakter des Alten, und Idealität die Stärke des Modernen. Es ist also natürlich, daß in allem, was zur unmittelbaren sinnlichen Anschauung gelangen und als Individuum wirken muß, der erste über den zweiten den Sieg davontragen wird. Ebenso natürlich ist es auf der andern Seite, daß da, wo es auf geistige Anschauungen ankommt und die Sinnenwelt überschritten werden soll und darf, der erste notwendig durch die Schranken der Materie leiden und, eben weil er sich streng an diese bindet, hinter dem andern, der sich davon freispricht, wird zurückbleiben müssen.

Nun entsteht natürlicherweise die Frage (die wichtigste, die überhaupt in einer Philosophie der Kunst kann aufgeworfen werden), ob und inwiefern in demselben Kunstwerke Individualität mit Idealität zu vereinigen sei — ob sich also (welches auf eins hinausläuft) eine Koalition des alten Dichterscharakters mit dem modernen gedenken lasse, welche, wenn sie wirklich stattfände, als der höchste Gipfel aller Kunst zu betrachten sein würde. Sachverständige behaupten, daß dieses in Rücksicht auf bildende Kunst von den Antiken gewissermaßen geleistet sei, indem hier wirklich das Individuum ideal sei und das Ideal in einem Individuum erscheine. So viel ist indessen gewiß, daß in der Poesie dieser Gipfel noch keineswegs erreicht ist; denn hier fehlt noch sehr viel daran, daß das vollkommenste Werk, der Form nach, es auch dem Inhalte nach sei, daß es nicht bloß ein wahres und schönes Ganze, sondern auch das möglichst reichste Ganze sei. Es sei dies aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, so ist es wenigstens die Aufgabe auch in der Dichtkunst, das Ideale zu individualisieren und das Individuelle zu idealisieren. Der moderne Dichter muß sich diese Aufgabe machen, wenn er sich überall nur ein höchstes und letztes Ziel seines Strebens gedenken soll. Denn da er einerseits durch das Ideenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andererseits aber durch den Darstellungstrieb beständig wieder zu derselben zurückgenötigt wird, so gerät er in einen Zwiespalt mit sich selbst, der nicht anders als dadurch, daß er eine Darstellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, beizulegen ist.“ — Wir haben diese Anmerkung ganz hierhergesetzt, weil sich hier schon das Streben Schillers nach den Ruhmeskränzen der antiken Dichtung zeigt, ein Streben, das seiner dramatischen Dichtung eine ganz entscheidende Wendung geben sollte. Man vergleiche dazu die Einleitungen zur Braut von Messina und zum Demetrius.

S. 139. Z. 13. Mit dem Worte „Satirisch“ beginnt in den Horen der Abschnitt „Satirische Dichtung“.

S. 144. Z. 15. Diogenes und der Stoiker Demonax treten in Werken Lukians auf, ersterer in den Totengesprächen, letzterer in einer Lebensbeschreibung, welche nicht mit Sicherheit von Lukian herrührt.

Z. 20. Tom Jones und Sophia, Gestalten aus Fieldings Romanen.

Z. 21. Lorenz Sterne nannte sich Yorick.

§. 145. Z. 12. Mit: „Setzt der Dichter“ — beginnt der Abschnitt über die „Elegische Dichtung“.

§. 147. Z. 16. Julie = Rousseaus großer Roman: Julie, ou la nouvelle Héloïse.

§. 148. Z. 7. Kleist = Ewald von Kleist, der Dichter des „Frühlings“.

§. 149. Z. 32f. Haller: Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane. Versuch schweizerischer Gedichte.

Z. 33. Die schöne Einfalt der Natur = Hallers „Alpen“ in der genannten Sammlung.

§. 150. Z. 34f. Das Epos „Cissides und Paches“, 1758. Der Trauerspielentwurf „Seneca“, 1758.

§. 151. Z. 3. James Thomson, Dichter der „Seasons“, die auf die deutsche, naturbeschreibende Dichtung größten Einfluß hatten.

§. 152. Z. 36. Gefährliche Herrschaft = der Göttinger Hain. — Von Schillers Verhältnis zu Klopstock zeugt auch folgender Brief V, 228: „Die Gedichte unsers alten Meisters und Lehrers sende ich Ihnen mit verbindlichem Danke wieder. Es ist mir bei dem besten Willen und Streben nicht möglich gewesen, die Stimmung in mir zurückzurufen, denn sie mag wirklich einmal dagewesen sein; aber nur Klopstock versteht es, einen solchen Gemütszustand ein ganzes Menschenleben lang und mitten unter der allgemeinen Gedankenrechnung um sich her zu fixieren.“

§. 154. Z. 32. Goethes neuester Roman, „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, erster Teil, erschien 1794.

§. 155. Z. 27. Johann Martin Millers Roman: „Siegwart. Eine Klostergeschichte“, 1777.

Z. 28. Moritz August von Thümmels „Reise in die mitäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785—86“.

Anm. 2. Altes Blumauers „Vergils Aeneis“ travestiert.

§. 156. Z. 18. Die klassischen Werke mit der Materialität ihres Inhalts sind Goethes Römische Elegien.

§. 158. Z. 36. Mit dem anmutigsten und geistreichsten Dichter ist Wieland gemeint.

Anm. 1. Wilhelm Heineses „Ardinghello und die glückseligen Inseln“.

§. 159. Z. 8. Der deutsche Ovid ist Joh. E. Fr. Manso: „Die Kunst zu lieben; Lehrgedicht in drei Büchern“. 1797.

Z. 9. Marmontel: Contes moreaux.

Z. 10. Choderlos de Laclos: Les liaisons dangereuses, 1782.

Z. 12. Der deutsche Properz wurde Goethe nach seinen Römischen Elegien genannt.

Z. 13. Diderots = Les bijoux indiscrets und La Religieuse. Vgl. dazu auch die Xenien.

§. 162. Z. 16. „Amyntas“ = Ewald von Kleists Amynt. „Daphnis“, Idylle von Salomon Geßner.

§. 163. Z. 41. Miltons „Verlorenes Paradies“.

S. 169. Z. 24. Johann Jakob Bodmers alttestamentliche Epen im Stile Miltons und Klopstocks.

Ann. Über die „Sakontala“ des indischen Dichters Kalidasa urteilt Schiller an einer anderen Stelle, in einem Briefe an Goethe VI, 356 folgendermaßen: „Die Gita Goanda hat mich neulich auch wieder zur ‚Sakontala‘ zurückgeführt, ja, ich habe sie auch in der Idee gelesen, ob sich nicht ein Gebrauch fürs Theater davon machen ließe; aber es scheint, daß ihr das Theater direkt entgegensteht, daß es gleichsam der einzige von allen zweiunddreißig Binden ist, mit dem dieses Schiff bei uns nicht segeln kann. Dies liegt wahrscheinlich in der Haupteigenschaft derselben, welche die Zartheit ist, und zugleich in einem Mangel der Bewegung, weil sich der Dichter gefallen hat, die Empfindungen mit einer gewissen bequemen Behaglichkeit auszuspinnen, weil selbst das Klima zur Ruhe einladet.“

S. 170. Z. 13. Jean François Regnard, französischer Lustspiel-dichter.

Z. 14. Johann Elias Schlegel, Dramatiker und Ästhetiker vor Lessing.

S. 171. Z. 1f. Mit den Muses an der Pleiße, Leine und Elbe meint er die Dichter des Leipziger Musesalmanachs und die Mitarbeiter der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (Redaktion Dyl), die Göttinger und Hamburger Dichter der Musesalmanache.

Ann. N. L. Z. ist die Allgemeine Literaturzeitung, in welcher Schiller die bekannte Besprechung der Bürgerischen Gedichte veröffentlicht hatte.

Z. 9. Christian Gotthilf Salzmanns Roman „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Glend“. 1788.

Z. 17. Ein dicker Mann = Nicolais „Geschichte eines dicken Mannes“, 1794. — Über den Schluß des Aufsatzes schreibt Schiller an Goethe IV, 332: „Der Rest des Aufsatzes, der jetzt erst fertig geworden und die Idylle abhandelt, ist noch nicht kopiert. Sie erhalten ihn morgen oder übermorgen. Ein Nachtrag zu dem Aufsatz kommt unter der Aufschrift: ‚Über Platitüde und Überspannung‘ (die zwei Klippen des Raiven und Sentimentalen) im Januar. Hier habe ich Lust, eine kleine Hasenjagd in unserer Literatur anzustellen und besonders etliche gute Freunde, wie Nicolai und Konsorten, zu regalieren.“

S. 174. Z. 21f. Heloise, die Geliebte des französischen Philosophen Abälard; siehe Popes Gedicht Epistle from Eloisa to Abelard. St. Breux, der Liebhaber in Rousseaus La nouvelle Heloise. Agathon und Peregrinus Proteus, Titelhelden Wielandscher Romane, Phaniass kommt in Wielands Musarion vor.

S. 175. Z. 42. Notwendigkeit folgen zu können = wie die Stürmer und Dränger dem Genie Shakespeares.

Anmerkungen zu Teil 9.

Geschichte des Abfalls der Niederlande.

Zugrunde gelegt ist die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung von Friedrich Schiller“, Leipzig 1801, in zwei Bänden. Im ersten Bande ist Buch 1—3 enthalten, im zweiten Buch 4 und die beiden Beilagen „Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne“ und die „Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585“. Diese beiden Beilagen, über deren Verhältnis zu der Geschichte des Abfalls der Niederlande wir uns schon in der Einleitung verbreitet haben, drucken wir mit den übrigen historischen Aufsätzen und Schriften Schillers in der großen Ausgabe ab. Die wichtigsten Abweichungen von der ersten Buchausgabe von 1788 verzeichnen wir hier.

Wir wissen, daß die letzte Fassung der Geschichte des Abfalls der Niederlande nicht unangreifbar ist, daß der Text durch einen Abschreiber hie und da verdeckt ist, halten aber eine Rekonstruktion des richtigen Textes in Schillers Sinne, wie es etwa Richard Fester in Cottas Jubiläumsausgabe anstrebt, für ein sehr verfängliches Werk, da ja in allen wirklich zweifelhaften Fällen die Kontrolle Schillers mangelt.

Was die Tendenz unserer Anmerkungen hier anlangt, so halten wir es für stilllos — und fürchten uns dabei auch nicht vor dem Vorwurfe der sauren Trauben — im einzelnen anzuführen, wie eine moderne Geschichtsforschung Schillers tatsächliche Darstellung eingeholt hat. Eine solche Berichtigung ist damit hinfällig, daß die Unzulänglichkeit der Materialien, und Schillers beschränktes Können auf rein historischem Gebiete stark betont ist. Wir wissen zwar, daß das erst infolge sorgfältiger wissenschaftlicher Forschung im einzelnen hat behauptet werden können, glauben aber nicht, daß das immer wiederholt zu werden braucht. In Ausgaben für den großen Gebrauch halten wir das geradezu für schädlich. Die Quellen Schillers waren:

Jac. Aug. Thuani, *Historiarum superioris seculi operum pars prima* Francofurti o. J. *Pars secunda*. 1614.

Watson, *Geschichte der Regierung Philipps II., Königs von Spanien*; aus dem Englischen. Bd. I, II. Amsterdam und Rotterdam 1777.

Famiani Stradae Romani e societate Jesu de bello Belgico decades duae ab excessu Caroli V usque ad initium praefecturae Alexandri Farnesii. Moguntiae 1651.

Belgarum aliarumque gentium annales auctore Everardo Reidano, Dionysio Vossio interprete. Lugduni Batavorum 1633.

Hugonis Grotii annales et historiae de rebus Belgicis. Amstelaedami 1658.

Eigentliche und vollkommene Historische Beschreibung des Niederländischen Kriegs durch Emanuel von Meteren. In zwey Theil abgetheilt. Amsterdamb 1627.

Nicolai Burgundii I. C. et professoris ordinarii codicis in academia Ingolstadiensis. Historia Belgica ab anno 1558. Ingolstadii 1629.

Joannis Meursi Gulielmus Auriacus. Pars prima. Amstelaedami 1638.

Della guerra di Fiandra descritta dal cardinal Bentivoglio parte prima. In Venetia 1645.

Recueil et Mémorial des troubles des Pays-Bas du Roy in der Sammlung Vita Viglii al Aytta Zuichemi ab ipso Viglio scripta eiusque, nec non Joachimi Hopperi et Joannis Baptistae Tassii opera historica. Collegit C. P. Hoynck van Papendrecht. Analecta Belgica I. II. Hagae comitum 1743.

Procès criminels des comtes d'Egmont, du prince de Horne et autres seigneurs flamands, faits par le duc d'Albe T. I. II. Amsterdam 1753.

Apologie ou defense de prince Guillaume d'Orange contre le ban publié par le roi d'Espagne, presentee a messieurs les estats generauls des Pays bas 1581.

Jan Wagenaar, Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlanden, aus dem Holländischen übersetzt. I—III. Leipzig und Göttingen 1756—58.

Richardi Dinothi Normanni Constantinatis de bello civili Belgico libri VI. Basilae 1586.

Voltaire, Essay sur les moeurs. Bd. II. Genève 1769.

Memoires de Messire Philippe de Comines. London und Paris 1747.

Omnium Belgii sive inferioris Germaniae regionum descriptio Ludovico Guicciardini, nobili Florentino autore. Arnheim 1616.

Fr. Chr. F. Fischer, Geschichte des teutschen Handels. 1—2. Hannover 1758.

A. Anderson, Historische und chronologische Geschichte des Handels. Aus dem Englischen. Bd. III. Riga 1775.

Schiller selber schreibt über diese seine Quellen in seiner Vorrede: Bei diesem ersten Bande sind außer de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meursius, Bentivoglio und einigen Neuern die Memoires des Staatsrats Hopperus, das Leben und der Briefwechsel seines Freundes Viglius, die Prozeßakten der Grafen von Hoorne und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Oranien, und wenige andre

meine Führer gewesen. Eine ausführliche, mit Fleiß und Kritik zusammengetragene und mit seltener Billigkeit und Treue verfaßte Compilation, die wirklich noch einen bessern Namen verdient, hat mir sehr wichtige Dienste dabei getan, weil sie außer vielen Altenstücken, die nie in meine Hände kommen konnten, die schätzbaren Werke von Vor, Hoost, Brandt, Le Clerc und andere, die ich teils nicht zur Hand hatte, teils, da ich des Holländischen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in sich aufgenommen hat. Es ist dies die Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, welche in diesem Jahrhundert in Holland erschienen ist [Wagenaar]. Ein übrigens mittelmäßiger Scribent, Richard Dinot, ist mir durch Auszüge aus einigen Broschüren jener Zeit, die sich selbst längst verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechsel des Kardinals Granvelle, der unstrittig vieles Licht auch über diese Epoche würde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erst kürzlich erschienene Schrift meines vortrefflichen Landsmanns, Herrn Professor Spittlers in Göttingen, über die spanische Inquisition, kam mir zu spät zu Gesicht, als daß ich von ihrem scharfsinnigen und vollwichtigen Inhalt noch hätte Gebrauch machen können.“

Zum einzelnen.

1801 fiel der Untertitel weg: Erster T., enthaltend die Geschichte der Rebellion bis zur Utrechthischen Verbindung. B. I. Es steckte in diesem noch die Absicht Schillers, seine Geschichte fortzusetzen.

§. 22. Z. 15. Von besonderem Interesse ist die Streichung folgenden Satzes: „Die Kraft also, womit es handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagnis krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen.“ — Die Französische Revolution hatte ihn doch ganz anders über solche Volkserhebungen denken gelehrt.

Einleitung.

§. 23. Z. 6. Die neue Wahrheit = der Protestantismus.

§. 24. Z. 7. Mittler = Herzog Alba.

§. 33. Z. 1. Der Ausgang = der Orient.

Z. 8. Kompromiß = der Bund des niederländischen Adels.
Erstes Buch.

§. 34. Anm. 2. Generalsitätslande = der von den Niederlanden im Laufe der Freiheitskriege eroberte Teil südlich und westlich der Maas.

Anm. 4. Marefaten = Marfacer.

§. 36. Z. 3. Weider Zeiten = gemeint ist: des Altertums und des Mittelalters.

§. 37. Z. 35. Seine spanische Braut Johanna die Wahnsinnige, Tochter Ferdinands von Aragon und Isabellas von Kastilien.

§. 38. Z. 32. Die Gemeinheit = Communitas, die Verwaltungsbehörde.

§. 43. Z. 25. Hornung = Februar.

§. 45. Z. 23. Zu Ende dieses Jahrhunderts = des XV. Jahrhunderts.

Z. 35. Die Aufschrift der Börse lautete: S. P. Q. A. In

usum negotiatorum cuiuscumque nationis ac linguae, urbisque adeo suae ornamentum anno M. D. XXXI. a solo exstrui curaverunt. Hat und Bürgergesellschaft von Antwerpen haben es zu Nutz den Kaufleuten jeden Volkes und jeder Sprache, der eigenen Stadt zur Bierde im Jahre 1531 erbant.

§. 47. Z. 12. Ein auswärtiger Freistaat = die Schweiz.

§. 48. Z. 11. Den Absatz beschloß früher die Bemerkung: „Ehe wir uns der blinden Nothwendigkeit fügen, verwandeln wir sie lieber in ein wollendes Wesen, das wir annehmen können; wie viel mehr also dann, wenn es Freiheit ist, was unsre Freiheit begrenzt.“

§. 15. Mit Recht bemerkt Fesler in seiner Ausg. (Cotta XIV) zu „vorsichtiger in ihren Verhandlungen“: „Vorsichtiger statt weitschweifiger der ersten Ausg. ist ein charakteristisches Beispiel der stilistischen Änderungen Schillers. Der Autor denkt dem Leser sozusagen vor, indem er den konkreten Ausdruck durch den abstrakten ersetzt. Denn die Weitschweifigkeit der Verhandlungen war ein Zeichen der Vorsicht der Niederländer.“

§. 50. Z. 2. Unter August muß hier August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, verstanden werden.

§. 3. Hier folgte ursprünglich: „Das Gebiet eines denkenden Despoten hat darum oft die lachende Außenseite jenes gesegneten Landes, dem ein Weltweiser das Gesetzbuch schrieb, und dieser täuschende Schein laun das Urtheil des Geschichtschreibers irreführen. Aber er hebe die verführerische Hülle auf, so wird ein neuer Anblick ihn belehren, wie wenig bei der Macht des Staats das Wohl der Individuen zu Rat gezogen worden, und wie weit noch der Abstand ist von einem blühenden Reiche zu einem glücklichen.“ —

§. 51. Z. 16. Hier fehlt jetzt: „Der Weg, auf welchem sie dahin gelangte, war der nämliche, den die Pest aus dem Oriente geht, den Weisheit und Torheit zu uns wandeln — der Weg des Handels.“ — Schiller fand wohl später den Ton zu unbekümmert und frei.

§. 56. Z. 28. Hier ist gestrichen: „Nunmehr hatten sie das Geschöpf gesehen, von welchem nachher ihre Leiden ausgingen. Das heilige Schreden, welches Verborgenheit und Ferne ihm gegeben haben würden, war mit seiner Gegenwart verschwunden. Er stand vor ihrem Gedächtnis, ein Mensch wie sie, und ein kleiner Mensch.“

§. 58. Z. 11. Dem Kap. ging ursprünglich voran: „Nach Beendigung dieses letzten Geschäfts verließ Karl der Fünfte seine königliche Wohnung in Brüssel und bezog ein Privathaus, bis er die Reise nach seinem Zufluchtsorte antreten konnte. Dahin sicherte er seinen Ehrgeiz, dem der neue Kampf mit der Widerwärtigkeit zu bedenklich war. Dem unsichtbaren Wesen, das die Weltgeschichte lenkt, gefällt es zuweilen, mit dem Übermut des Menschen zu spielen, und auf seiner Wage zu wüthigen, was wir trefflich und göttlich nennen. Das merkwürdige Leben, das der Geschichte auf viele Jahrhunderte ihre Richtung vorzeichnete, endigte mit einem Fastnachtsspiel. Eine kindische Neue war der Preis so vieler mühevollen Jahre, und der Dank des einzigen, für den sie gearbeitet hatten.“

§. 61. B. 8. Kindischen Regierung — Karl IX. wurde mit zehn Jahren König.

B. 38. Menschen, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte = Mönche.

§. 66. B. 5. Schiller hatte auf Grund von Spittlers Darstellung der Inquisition eine Umarbeitung eines Blattes vorgenommen, dessen Form ihm doch gar zu frei und unhistorisch erschien. Diese Umarbeitung kam ihm aus dem Gedächtnis; dann als der Abschreiber doch die erste Fassung wieder abschrieb, ersetzte Schiller die Stelle nicht durch die Umarbeitung, sondern begnügte sich mit einigen Strichen. Die stark durch Spittlers Schrift beeinflusste Umarbeitung lautete aber:

„Ihre Einsetzung fällt in das Ministerium des Kardinal Ximenes; ein Dominikanermönch Torquemada eröffnete diesen schrecklichen Gerichtshof zuerst, gründete seine Statuten und vermachte in ihm seinem Orden der Menschheit ewigen Fluch. Bald wurde aus einem Werkzeuge despotischer und hierarchischer Unterdrückung ein Instrument der Habsucht. Die ungeheuren Summen, die durch Einziehung der Güter in den königlichen Fiskus fielen, waren eine fürchterliche Lockung für Ferdinand; die Inquisition gab ihm einen Schlüssel zum Vermögen aller seiner Untertanen in die Hände, wie sie das Organ seiner Gewalt und das starke Band war, woran er die Mächtigen hielt. Das Tribunal stand unerschütterlich fest, weil es durch die vereinigte Kraft der zwei mächtigsten Leidenschaften gehalten wurde.

Die Vernunft unter den blinden Glauben herab zu stürzen und die Freiheit des Geistes durch eine tote Einsörmigkeit zu zerstören, war das Ziel, worauf dieses Institut hinarbeitete; seine Werkzeuge dazu waren Schrecken und Schande. Bis ins Gebiet der geheimsten Gedanken dehnte es seine unnatürliche Gerichtsbarkeit aus. Jede Leidenschaft stand in seinem Golde, Freundschaft, ehliche Liebe und alle Triebe der Natur wußte es zu seinem Zwecke zu brauchen; seine Schlingen lagen in jeder Freude des Lebens. Wohin es seine Horcher nicht bringen konnte, versicherte es sich der Gewissen durch Furcht, ein dunkler Glaube an seine Allgegenwart fesselte die Freiheit des Willens, selbst in den Tiefen der Seele. Alle Instinkte der Menschheit beugte es unter das Formular eines willkürlichen Glaubens; alle Ansprüche an seine Sätze waren für einen Kezer verschert, mit der leichtesten Untreue an der Kirche hatte er sein Geschlecht ausgezogen. Die heilsamen Schauer des Instinkts, womit uns der Urheber unsers Wesens gegen unnatürliche Verbrechen gewaffnet hat, trug es willkürlich auf ein elendes Priesterwerk über; ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papsts wird geahndet wie Vaternord und schändet wie Sodomie. Kein Schicksal konnte seine Opfer ihm unterschlagen, an Leichen, an Gemälden wurden seine Sentenzen vollstreckt, vor dem Arme der Inquisition war das Grab selbst keine Zuflucht, und die Schuld des Vaters lebte fort im Elend ganzer Generationen.“

B. 29 heißt es weiter: „Sie fällt die Sinne mit neuen, ausgefuchten und unterirdischen Schrecken an, von den Phantomen entlehnt, die sie selbst in einer kranken und kindischen Einbildung nieder-

legte, und vermengt das wirkliche Entsetzen der Gegenwart mit einem Gaukelspiel aus künftigen Welten.“

§. 74. Z. 24. Den Absatz beschließt ursprünglich die echt Schiller'sche Bemerkung: „und welche vor dem Herzen dieses Mannes, der — noch als Kind so nahe um einen Monarchen — nicht aufgehört hatte, ein guter Mensch zu sein.“

§. 76. Z. 29. Nicolo Macchiavellis Schrift „Il principe“.

Egmont's Charakteristik war ursprünglich erweitert durch die Zusätze: „in einem freundlichen Gruß oder Händedruck verschrüb sich sein überwallendes Herz jedem Bürger . . . sinnlich und bequem, ein Soldatenglaube, der Kirche treu, wie dem Könige sein Stahl, weil sie bereit liegen mußte in der Notdurft der Schlacht, und weil man schneller vom Gedächtnis als von der Beurteilung erntet.“

Zweites Buch.

§. 90. Z. 37 ff. Granvella's Charakteristik hatte die Zusätze: „Gleich einer unnatürlichen Mutter, die ihr eignes Kind verleugnet, tat er auf die Gedanken Verzicht, deren Schöpfer er war, um sie seinem Herrn als Eigentum einzuräumen.“ — Von seiner Staatskunst hieß es: „Nie verließ sie ihre einmal festgesetzte Richtschnur, weil sie noch in die Jugendzeit seines Geistes fiel, und weil es schwer hält, von einem frühen Eindruck zu scheiden.“ — Von seinem Handeln den Reichstagsforderungen gegenüber heißt es: „Zu wenig gewohnt, den geraden Pfad der Wahrheit und Gerechtigkeit einzuschlagen, wo der Lüge noch ein Schleichweg geöffnet war, nahm er auch hier seine Zuflucht zum Betrüge.“

§. 99. Z. 11 f. Freiheitsbrief des fröhlichen Einzuges — Vorrechte, welche zugestanden waren gelegentlich des Einzuges ihrer Herren. Man nannte diese Vorrechte geradezu joyeuse entrée.

§. 103. Z. 25. Unwissend — ohne sein Wissen.

§. 104. Z. 21. Sbirren, ital. sbirro, Polizisten.

§. 110. Z. 23. Zu Egmont's Charakteristik: „Von diesem Charakter wußte er, konnte man mehr erhalten, wenn man ihn wahrnehmen ließ, daß man mehr von ihm erwarte; darum wandte er sich an ihn besonders.“

§. 117. Z. 28. Zu Granvella's Charakteristik: „Nicht anders, als ob diese Riesengestalt, wenn sie den Niederlanden so nahe bliebe, die Freiheit der Nation noch mit ihrem schrecklichen Schatten verschlingen würde.“ Am Schluß endlich bemerkt Schiller noch, er habe in beispiellosem Bunde Freiheit und Fürstengunst in sich vereinigt. „Granvella war gefallen, wie kein Günstling fällt — nicht weil sein ephemeres Glück verblüht war, nicht durch den dünnen Atem einer Laune — er fiel durch der Eintracht wundervolle Kraft — durch die zürnende Stimme einer ganzen Nation. Aber wie war es möglich, daß der Mann, der das schwerste Instrument so geschickt handhabte, so unglücklich auf einem weit leichteren spielte? Hatte er, der den wachsamem Argwohn eines finstern Despoten hinterging, für ein lachendes Volk keine Verstellung mehr übrig? Je höher ihn diese wundervolle Freundschaft eines Königs stellt, die bei ihm ihre Flüchtigkeit verlernte — desto mehr

Erniedrigung für ihn, daß er diese königliche Freundschaft der Schande preisgab, ihre Ohnmacht der Welt darzulegen! daß er seinen königlichen Gönner zwang, ihn mit abgewandtem Angesicht zu opfern!“ Schiller schreibt, Granvella sei in Mantua gestorben; er hatte den lateinischen Namen für Madrid, Mantua Carpetanorum, dahin mißverstanden.

§. 125. Z. 8. Hier fiel aus: „Ein neuer Versuch auf den letztern war abermals mißlungen; jetzt bemühte man sich, diesen beiden Kurien einige neue Mitglieder aufzudringen, die dem Interesse der Faktion mehr ergeben wären. Damals trat ein gewisser Balduin, ein geborner Flamänder, im Reiche der Gelehrsamkeit auf, der sich in der Rechtswissenschaft einen glänzenden Ruhm erworben und mit den vorzüglichsten Gaben des Geistes alle Reize einer einnehmenden Gestalt und jede Grazie des Umgangs und der Beredsamkeit verband. Der Aufenthalt in Deutschland hatte ihn zu der lutherischen Kirche gezogen, die er hernach in Frankreich für den Calvinismus verließ; und als er hier, von seinem Lehrer zu wenig befriedigt, zur mütterlichen Kirche zurückkehrte, brachte er alle Gesinnungen der Billigkeit und der Duldung mit zurück, welche die unausbleibliche Frucht so vieler Erfahrungen an ihm selbst hätten sein müssen. Diesen Balduin betrachtete Wilhelm von Oranien als das ausserlesenste Werkzeug, den Geist der Menschlichkeit in die niederländischen Gerichtshöfe einzuführen und die Inquisition zu verbannen, sobald es ihm nur gelänge, ihn in den Scheimen Rat in Brüssel zu bringen. Er entwarf also den Plan, ihn zuerst mit Hilfe seines ganzen Einflusses auf die Akademie zu Douai oder Löwen zu bringen, von wo aus sich der Ruf seiner Wissenschaft ohne Zweifel sehr bald verbreiten und dem Könige selbst nicht lange verborgen bleiben würde. Glückte ihm dieses, so würde der letzte Schritt sehr leicht getan sein, ihn auch noch in das Geheime Kollegium zu versetzen. Aber so verführerisch die Gründe auch waren, mit denen er seinen Anschlag zu schmücken wußte, so verfehlten sie doch ihre Wirkung auf das Gemüt dieses Mannes, der zu weise und zu bescheiden dachte, um eine sichere Mittelmäßigkeit einer zweifelhaften Größe zu opfern. Ein ähnlicher Entwurf mißlang dem Grafen von Hoorne bei einem deutschen Rechtsgelehrten mit Namen Cassander, den die verwilderten Sitten des Hofes sehr bald in sein Vaterland zurücktrieben.“

§. 127. Z. 20. Hier fand die größte Streichung statt; es handelt sich um die zusammenhängende Darstellung des Konzils zu Trient. Es folgt nämlich in der 1. Ausg.: „Schon war der Fanatismus auf einem heissamen Rückwege zur Vernunft, als sich der erste Gedanke zu diesem Konzilium entspann. Das wachsende Glück der Reformation, die schon anfang, Staaten im Staat zu errichten, und ein Reich des Nordens nach dem andern von dem Papsttum riß, verhöhnte die barbarischen Mittel, welche eine rohe Politik eifertig gegen sie zusammengerast hatte. Die bringende Gefahr, womit die Hierarchie sich umfassen sah, hatte jene blutigen Rettungsmittel in einem gewissen Sinne gerechtfertigt; die Notwendigkeit legte sie auf, weil eine schlimme Sache nur durch eine andere schlimme sich erhalten kann, und die Staatsklugheit selbst sprach dafür, solange es sich beweisen ließ, daß sie hinreichend wären. Die

Erstötung eines entbehrlichen Gliedes rettete vielleicht den ganzen Körper; aber dieses Glied mußte geschont werden, sobald es das edlere war. Ebendiese Methode, welche gegen die ersten Anfänge der Sekte anzupreisen sein mochte, konnte bei ihrem Anwachs vielleicht die verwerflichste sein. In mehreren Ländern, wie in Frankreich und, allgemein genommen, auch in Deutschland, hielt der protestantische Teil des Volks den katholischen schon das Gleichgewicht, in andern war er ihm gar überlegen. Wo er ihm auch an Anzahl wich, hatte er vielleicht die ganze Industrie und den Wohlstand des Staats in Händen, und der Souverän durfte ihn nicht unterdrücken lassen, ohne sich zugleich seines nützlichsten Untertans zu berauben. Große und weitläufige Monarchien, wie die spanische war, ertrugen diesen Bürgerverlust leichter oder empfanden ihn wenigstens später, da sich im Gegentheil kleinere Staaten, wie Savoyen, die Niederlande usw., daran verbluten mußten. Diese also, wenig gebessert, wenn sie, um den gesunden Teil zu retten, den angesteckten aufopfert, mußten vielmehr sorgfältig darauf denken, auch den letztern selbst noch zu bewahren und ihn womöglich in einen nützlichen umzuschaffen. Daher die billigeren Religionsgefinnungen bei den Fürsten des zweiten und dritten Rangs; daher der Ursprung größerer Duldung in geringeren Staaten.

Bei der heftigen und allgemeinen Erschütterung, welche die ganze Religionsmasse durcheinandervühlte, konnte es nicht fehlen, daß nun einige ihrer Blößen zum Vorschein kamen. Die kühnen und glücklichen Angriffe der Reformatoren auf die Hierarchie hatten endlich den Katholiken selbst die Augen über das Sittenverderbnis ihrer Geistlichkeit, über verschiedene Mißbräuche der Kirche geöffnet, welche die Vorwürfe der Glaubensverbesserer gewissermaßen zu rechtfertigen schienen. Die Kirche, gestand man einstimmig, bedürfe einer Reinigung, um die edle Einsicht ihres Ursprungs wiederherzustellen und alles Fremdartige und Willkürliche auszuschneiden, womit eine lange Reihe von Jahrhunderten den reinen Lehrbegriff verunstaltet hatte. Beide Zwecke hoffte man, nach dem Beispiel der vorigen Zeiten, durch eine Generalsynode zu erreichen, die in der Vereinigung seiner irdischen Organe den himmlischen Stifter des Christentums vorstellte. Hier sollten die strittigen Punkte noch einmal der Prüfung unterworfen werden, die Gegner der mütterlichen Kirche mit republikanischer Freiheit ihre Beschwerden vortragen und dann an die Aussprüche des Heiligen Geistes verwiesen sein, der durch das Konzilium redet.

Wichtiger noch waren die politischen Gründe, aus welchen die Fürsten das Konzilium wünschten. Die willkürlichen Anmaßungen des Römischen Stuhls hatten längst ihre eigenen Rechte gekränkt und ihren Stolz beleidigt; jetzt, nachdem dieser gefürchtete Erschütterer ihrer Throne zu der tiefsten Abhängigkeit von ihnen heruntergesunken war, jetzt hatten sie es in der Gewalt, diese anstößige Priestermacht in bescheidnere Grenzen zurückzuführen, das Oberhaupt der Hierarchie durch seine eigenen Werkzeuge zu beschränken und ihm durch die Klerisei ihrer Länder Gesetze vorzuschreiben. Alle diese Gründe bewogen Karln den Fünften, sich

mit dem tätigsten Eifer für die Haltung dieses Konziliums zu verwenden; dieses war auch die vereinigte Stimme aller katholischen Fürsten.

Aber ebendie Gründe, welche den Kaiser und die übrigen Fürsten dieses Konzilium so eifrig wünschen ließen, machten den Papst desto schwieriger, es auszuschreiben. Ein System wie die Hierarchie, das so sehr Ursache hatte, das Auge der Prüfung zu scheuen, das durch so schwache, so unzuverlässige Bande zusammenhielt und gleichsam nur für ein Hellbuntel gestellt war, konnte der republikanischen Lizenz dieses geistlichen Reichstags und dem Ehrgeize der Prälaten, die in dem Römischen Stuhl ganz entgegengesetztes Interesse hatten, ohne Gefahr nicht bloßgestellt werden. Viele Dogmen, die in die päpstliche Hoheit eingriffen, durften gar nicht zur Untersuchung kommen; ein scholastischer Zanf konnte die Grundsäulen der päpstlichen Macht unterwühlen. Das Beispiel der vorigen Kirchenversammlungen erwies zur Genüge, wieviel sich die Prälaten gegen die Papstheit herausnehmen konnten. Wenn dies in den ruhigen Zeiten des unangefochtenen Lehrbegriffs geschah, wie viel mehr war in einer Epoche zu wagen, wo bereits ein so verführerisches Beispiel des Abfalls gegeben, wo die Erleuchtung des Menschengeschlechts um so viele Jahrhunderte weiter gerückt war, und wo die mißliche Stellung der Gemüther, die Unzuverlässigkeit mancher von den wichtigsten katholischen Fürsten dem Oberhaupt der Kirche alle jene trotzigen Waffen verbot, die sonst unwiderstehlich und unfehlbar gewesen. Clemens der Siebente entschlüpfte dem Antrag mit allen Schlangenkünsten der römischen Politik; aber die vereinigte nachdrückliche Stimme der sämtlichen katholischen Fürsten nötigte seinem Nachfolger, Pauln dem Dritten, endlich die Bewilligung dazu ab. Nach vielen Verzögerungen, welche über den Ort, wo das Konzilium gehalten werden sollte, entstanden, und welche dem Papst sehr willkommen waren, wurde es endlich durch eine feierliche Bulle nach Trient ausgeschrieben, wohin der Papst drei Legaten schickte, um durch sie die Verhandlungen desselben von Rom aus zu dirigieren. In den verschiedenen Sitzungen des Konziliums wurde der Hauptlehrsatz der Protestanten, nach welchem sie die Schriften der Evangelisten und Apostel für die einzige Norm des Glaubens erkennen, als verdamulich verworfen, die apokryphischen Bücher in gleichen Rang mit den kanonischen gesetzt und ihnen sowie den mündlichen Überlieferungen der Kirche ein gleiches Ansehen zugestanden. Anstatt den eigentlichen Quellen der Trennung nachzuspüren und die Beschwerden der Gegner zu untersuchen, verschwendete man den Atem in unnützen scholastischen Untersuchungen und den lächerlichsten Kämpfen, die mit der eigentlichen Quelle des Übels nichts zu schaffen hatten; einige wenige gewagtere Angriffe auf den Römischen Stuhl wurden durch die Mehrheit seiner Creaturen und durch die Gewandtheit der Legaten glücklich zurückgeschlagen. Als sich der Streit anfang zu erhizen, und einige bedenkliche Artikel den Papst beunruhigten, verlegte er die Versammlung eilfertig nach Bologna; die politischen Handel, welche den kaiserlichen und römischen Hof entzweiten, trennten auch das Konzilium, und die kaiserlichen Bischöfe, die in Trient zurückgeblieben, wollten die Väter in Bologna nicht erkennen.

Unterdessen hatte die Schlacht bei Mühlberg das Selbstvertrauen des Siegers erhoben; beleidigt von dem Papst und unbefriedigt von dem Konzilium, will er aus eigener Gewalt ins Werk richten, was er aufgibt, von diesem zu erhalten, und unternimmt, die streitenden Parteien vermittelt seines Interims zu vereinigen, ein Versuch, der wie alle vorigen mißlingt. Das Konzilium wird von den heftigsten Zwistigkeiten geteilt, welche die Bastarde des Papsts und des Kaisers wegen Parma und Piacenza erregen. Während dieser Unruhen stirbt Paul der Dritte. Das Konzilium kehrt unter seinem Nachfolger, Julius dem Dritten, nach Trient zurück; aber der Streit wegen Parma und Piacenza, der durch die Dazwischenkunft einer natürlichen Tochter Heinrichs des Zweiten von Frankreich nur noch verwickelter wird, fährt nicht weniger fort, beide Hölje zu veruneinigen und seine Verhandlungen zu hemmen. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier, vier päpstliche Nuntien und Legaten, zwei kaiserliche Gesandte und einige italienische, spanische und deutsche Prälaten geben endlich dem Konzilium seine Tätigkeit wieder, welches aber nach einigen fruchtlosen Gezanken über das Abendmahl durch den Schrecken der protestantischen Waffen, die schon an den Grenzen von Italien drohen, plötzlich aufgehoben wird. Karl verliert in Tirol die Frucht aller seiner Siege und flieht schimpflich vor seinem Überwinder; Solimans Waffen rufen den römischen König nach Ungarn, und Heinrich der Zweite von Frankreich, ein Alliirter von diesen beiden Feinden der katholischen Christenheit, kommt ihnen in Italien und Deutschland zu Hilfe. Die versammelten Völker verlassen eilfertig Trient, und neun Jahre lang liegt das Konzilium darnieder.

Kaum war der französische Krieg durch den Frieden von Chateaubressis geendigt und die Ruhe in Europa wiederhergestellt, als die Aufmerksamkeit Philipps, die durch keine dringendere politische Gelegenheit mehr zerstreut war, auf den Religionszustand seiner Staaten, seine Lieblingsforge, zurückkehrte, und er die Augen wieder auf das Konzilium richtete. Weit entfernt aber, auf eine Ausöhnung mit der evangelischen Sekte dabei zu denken, gegen welche sein Haß instinkartig und unauslöschlich war, oder es der Mühe wert zu halten, der mütterlichen Kirche diese verlorenen Glieder zu retten, war es ihm nur darum zu thun, den noch unbesetzten Teil seiner Untertanen vor einer gleichen Verderbnis zu bewahren. Der Verlust einer Million Menschen (sollten es auch mehrere sein) kümmerte einen Monarchen nur wenig, der, wenn es auf politische Berechnungen ankam, mit Menschenleben so verschwenderisch war und nie nach Individuen zählte; die Bequemlichkeit einer allgemeinen Geistes-~~ein-~~tracht hingegen, die eine Frucht dieses Konziliums sein sollte, war zu anziehend für seinen engen Geist, daß er nicht genug eilen zu können glaubte, sie in allen Provinzen seiner Monarchie auszusprechen. Dazu kam, daß auch er, unbeschadet seiner wahren und seiner geheuchelten Ergebenheit gegen den Römischen Stuhl, die Anmaßungen desselben mit Augen der Eifersucht betrachtete und dadurch, daß er die Macht der Bischöfe und der kleineren Fürsten erweiterte, die Gerichtsbarkeit dieses Stuhls zu beschränken hoffte. Aus ganz andern Gründen und einer weit menschlicheren Politik stimmte Frankreich für

die Erneuerung des Konziliums. Heinrich der Zweite, der grausame Feind der Hugenotten, war nicht mehr; ihr Anhang war in diesem Reiche zu einer so furchtbaren Macht angewachsen, daß er der herrschenden Kirche imstande war die Spitze zu bieten und selbst die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Zugleich machte er den reichsten und edelsten Teil seiner Bürger aus, und der Verlust schien gleich groß, einen solchen Feind zu unterdrücken oder ihm zu erliegen. Das einzige Rettungsmittel für diesen Staat schien eine Wiedervereinigung beider Kirchen zu sein, welche möglicherweise nur von einer Generalsynode erhalten werden konnte. Dieselbe menschliche Politik nötigte dem Kaiser, dem Herzoge von Savoyen und einigen andern Fürsten dieselben Wünsche ab, und die Fortsetzung des Tridentinischen Konziliums war wieder das einstimmige Begehren aller katholischen Mächte.

Pius der Vierte, ein Medicäer, trug damals die Tiare. Er selbst hatte sich vor seiner Erhebung zur Erneuerung des Konziliums verbindlich gemacht; aber kaum hatte er den Stuhl Peters bestiegen, so trat er in die Maximen seiner Vorgänger ein. Er erinnerte sich der Beweggründe, nach welchen Paul der Dritte gehandelt hatte, da er die Kirchenversammlung unter dem Vorwande, sie nach einem gesünderen Ort zu verlegen, zertrennte. Er überlegte die Gefahr, welcher Julius der Dritte durch sein gutes Glück und die Waffen der Protestanten in Deutschland noch lärglich entronnen war. Jetzt war in Europa kein Karl der Fünfte mehr, der dem Dünkel und Ehrgeize der Prälaten Grenzen setzen konnte, wenn es ihnen einfallen sollte, über den Trümmern des Papsttums ihre eigene Macht zu erheben. Aber die Hitze, mit der die katholischen Fürsten diese Angelegenheit betrieben, ließ ihm keine Wahl. Zugleich bedrohte ihn Frankreich mit einer Nationalsynode, welche ihn in Gefahr setzte, dieses ganze Königreich, wie Britannien, zu versteren; dieses zu verhindern, mußte er eilen, das Konzilium in Trient zu erneuern.

Die Frage war, ob es als eine ganz neue Synode oder nur als eine Fortsetzung des unterbrochenen Konziliums angekündigt werden sollte? Die Entscheidung dieses Punktes war so ernsthaft und delikate, als sie beim ersten Anblick nichtsbedeutend schien. War es ein neues Konzilium, so war dadurch stillschweigend das Ansehen des vorigen entkräftet, und alle Entscheidungen desselben, welche zu erschleichen so viel Kunst gekostet hatte, mußten noch einmal der so gefährlichen Beleuchtung ausgesetzt werden. War es hingegen nur eine Fortsetzung des ersten, so behielten alle Schlüsse, welche gegen die Protestanten gefällt waren, eine gesetzliche Kraft; und letztere konnten sich also im voraus für verurteilt halten. Aber in den wenigen Jahren, worin das Konzilium geruht hatte, hatte die Lage der Protestanten ein so vorteilhaftes Ansehen gewonnen, daß ihre Bestimmung nicht mehr so ganz gleichgültig war. Erklärte man das Konzilium für ein neues, so konnte man sie vielleicht bewegen, es anzuerkennen und ihre Bevollmächtigte dahin zu senden. Diese letzte Meinung unterstützten der kaiserliche und französische Hof auf das nachdrücklichste, welche darauf drangen, daß man die Schlüsse der vergangenen Sitzungen in Vergessenheit senken solle. Philipp der Zweite aber, dem an Beschleunigung des Konziliums

unendlich mehr als an dem Beitritt der Protestanten gelegen war, und der zugleich noch in Sorgen stand, daß die Schlüsse desselben dadurch eine Milde rung leiden möchten, drang darauf, sie ganz davon auszu-schließen und das neue Konzilium ausdrücklich für fortgesetzt zu erklären. Der römische Hof half sich, um beide Parteien, wo nicht ganz zu be-friedigen, doch beide zu schonen, mit einer Spießindigkeit: „Wir setzen das Konzilium fort,“ erklärten sich die Legaten, „indem wir es an-kündigen, und kündigen es an, indem wir es fortsetzen.“

Alle Fürsten der Christenheit, auch die protestantischen, wurden nach Trient zu dem Konzilium geladen. Zwei päpstliche Nuntien, denen der Kaiser drei Gesandte an die Seite gab, um ihr Gesuch zu unterstützen, erschienen vor den protestantischen Fürsten Deutschlands, die sich zu dem Ende in Raumburg versammelt hatten. Aber unglücklicherweise war gleich in der Ankündigung gefehlt. Diese Ankündigung setzte Punkte voraus, die erst erwiesen werden sollten, und geschah im Namen des römischen Bischofs, dessen Recht dazu die große Streitfrage war. Die Fürsten erklärten den kaiserlichen Gesandten ihren Dank für seine wohlgemeinte Verwendung. Nichts, sagten sie, würde ihnen will-kommener sein, als eine allgemeine Kirchenversammlung, der es ernstlich darum zu tun wäre, den bisherigen Glaubenstrennungen zu begegnen; aber weder diesen Zweck noch diese Wirkung versprächen sie sich von der Trientischen, in welcher, wie schon aus der Bulle erhelle, nur die Kreaturen des Römischen Hofes etwas zu sagen haben würden. Die Nuntien wurden vorgelassen, die päpstlichen Briefe aber, ihrer ein-ladenden Aufschrift ohngeachtet, uneröffnet zurückgegeben. Da sie von keiner Gerichtsbarkeit wußten, die der Bischof [von Rom] außerhalb seinem Kirchspiel auszuüben hätte, so hielten sie sich nicht für verbunden, ihm ihre Meinung von dem Konzilium zu sagen. Den Nuntien, welche nach Dänemark und England bestimmt waren, wurde mit noch weniger Achtung begegnet. Noch an der niederländischen Grenze wird dem Kardinal Martino von seiten Friederichs befohlen, zurückzukehren, und in Lübeck erhält sein Gefährte von der Königin Elisabeth einen freund-schaftlichen Wink, sich die Secreise zu ersparen.

Gleich die Eröffnung des Konziliums gab zu erkennen, was man sich davon zu versprechen hätte. Ehe noch der größte Teil der Depu-tierten und der auswärtigen Prälaten angelangt war, wurde auf An-suchen der Legaten, welche den Vorsitz bei der Versammlung führten, ein Schluß abgefaßt, daß sie allein die Streitfragen sollten aufwerfen dürfen. Dadurch glaubte der Römische Stuhl alle Angriffe abzuwehren, welche gegen ihn selbst gerichtet werden konnten; und der Hauptendzweck des Konziliums, die Verbesserung der Hierarchie, ging gleich durch die Schlüsse seiner ersten Sitzung verloren. Je mehr Mühe Philipp und die übrigen Fürsten anwendeten, dieses schädliche Dekret umzustößen, desto mehr bestärkten sie das Mißtrauen des Papstes, der nun nicht mehr zweifelte, daß es mit diesem Konzilium auf seine eigene Gerichtsbarkeit abgesehen sei, und die Legaten erhielten Befehl, mit der unerschütter-lichsten Beharrlichkeit auf diesem Artikel zu bestehen. Nichtsdestoweniger kamen einige sehr bedenkliche Fragen, vorzüglich über die Einsetzung

und den Wohnsitz der Bischöfe, in Bewegung, die schon Pauln den Dritten in Furcht gesetzt und seine ganze Politik angestrengt hatten; aber durch eine unermüdete Wachsamkeit, durch Bestechungen, Schmeicheleien und Drohungen, durch ununterbrochene geheime Unterhandlungen mit den Prälaten, hauptsächlich aber durch die tätige Mitwirkung der italienischen Bischöfe, die den übrigen an Anzahl weit überlegen und, als die ärmsten unter allen, in größerer Abhängigkeit von dem Römischen Stuhle standen, wußte er die Mehrheit der Stimmen überall auf seiner Seite zu erhalten, daß nicht nur kein Schluß zustande kam, der seine Macht einschränkte, sondern auch sogar einige wichtige Anmaßungen, deren Abschaffung von den Hauptzwecken des Konziliums gewesen, durch dasselbe Bestätigung empfangen. Diese offenbare Parteilichkeit der Synode, die durch ununterbrochene geheime Befehle von Rom aus in Fesseln gehalten wurde, gab den auswärtigen Gesandten und Prälaten zu bitteren Beschwerden Anlaß, denen man bald durch glatte und zweideutige Antworten auswich, bald die zuversichtlichste Dreistigkeit entgegensetzte. Katharina von Medicis verkaufte die französische Kirche dem Römischen Stuhl für eine schimpfliche Summe von 25000 Goldgulden, und Kaiser Ferdinand klagte bitter, daß man ihm kein ähnliches Gebot getan hatte. Das römische Gold wucherte reichlich in Trient, und die heiligen Väter ließen sich herab, dem Heiligen Stuhl als Spionen zu dienen. Aber dieser kostbare Gelbaufwand und die fortdauernde Anstrengung seiner Aufmerksamkeit ermüdeten zuletzt den Papst. Mit aller seiner Wachsamkeit konnte Pius der Vierte es nicht verhindern, daß nicht ein versänglicher Artikel den andern drängte, und die Insolenz der Prälaten ihn in immerwährender Furcht erhielt. Er gab also seinen Legaten Befehl, die Versammlung ohne Zeitverlust aufzuheben. Dieses geschah gegen das Ende des Jahres 1563 mit der unanständigsten Eifertigkeit, doch ohne eine merkliche Widersetzung von seiten der katholischen Fürsten, die ihre ehemaligen Erwartungen von dem Konzilium längst aufgegeben und nun deutlich einsahen, daß seine längere Fortsetzung das päpstliche Ansehen, anstatt es zu verringern, nur erweitern und befestigen würde. Davon überführten sie die letzten Schlüsse des Konziliums, die auf sein ganzes vorhergehendes willkürliches Verfahren vollends das Siegel drückten. Der erste enthielt, daß die Schlüsse, ehe sie in Kraft eines Gesetzes gälten, von dem Papst erst bestätigt werden müßten; der andere lautete, daß, welcher Ausdrücke man sich auch darin bedient haben möchte, keiner zum Nachteil des päpstlichen Ansehens dürfe gedeutet werden. Vier päpstliche Legaten, eilf Kardinäle, fünfundzwanzig Erzbischöfe, hundertundachtundsechzig Bischöfe, neununddreißig deputierte Minister und sieben Ordensgenerale unterzeichneten die Statuten. Der Papst, von dem glücklichen Ausschlag dieses so gefährdeten Konziliums auf das angenehmste überrascht, ließ öffentliche Dankgebete anstellen; die Bestätigungsbulle wurde ohne Verzug ausgefertigt, alle Prälaten und Fürsten darin aufgefordert, die Schlüsse des Konziliums gelten zu machen, und Erläuterungen derselben, welchen Namen sie auch haben mochten, ein für allemal untersagt. Der protestantischen Fürsten wurde gar nicht dabei gedacht; da sie so wenig Achtung gegen die Einladung

Bewiesen, so war nicht zu erwarten, daß die Bestätigungsbulle bei ihnen mehr Glück machen würde. Der römische Stuhl gab sie also stillschweigend auf.

In der That hatte das Resultat dieser Synode die schlechten Erwartungen der Letztern nur zu sehr bestätigt.“ —

§. 139. Die Anmerkung beschließt ursprünglich ein für Schillers geschichtliche Darstellungsart bemerkenswerter Gedanke: „Ob es diese Gründe allein, und nicht mitunter auch Rachsucht und Schadenfreude waren, welche den Prinzen zu diesem Schritte vermochten, bleibt dem Urtheil eines jedweden freigestellt. Genug, daß das Betragen des Prinzen aus dem bessern Beweggrunde hinreichend erklärt werden kann, ohne daß man nötig hätte, den Schlechtern zu Hilfe zu nehmen, und daß in seinem Charakter wenigstens kein Grund liegt, warum man diese Handlung lieber aus schlimmen, als aus guten Quellen herleiten sollte.“

§. 143. §. 32. Das Buch schloß ursprünglich mit den Worten: „der auf der einen Seite Stärke genug besaß, um ihrem Wankelmuth nachzuhelfen, und Nachgiebigkeit genug auf der andern, um sich mit ihrer empfindlichen Eitelkeit zu vertragen.“ — Dazu die Anmerkung: „Der königliche Anhang im Staatsrat, mit diesem Opfer noch nicht zufrieden, verlangte noch von dem Grafen von Egmont, daß er sich laut und bestimmt für die Inquisition und die Edikte erklären sollte. „Ihr habt gut reden,“ antwortete ihnen der Graf; „aber erwäget ihr auch, wie viel ich durch das jetzige schon meiner Ehre vergeben, wie vielen zweideutigen Urtheilen ich mich ausgesetzt habe, und wie viele Vorwürfe mir täglich von meinen Freunden darüber gemacht werden?“ Hopper., 66.

Drittes Buch.

§. 149. §. 8f. „Ich bin Brederode, kein geringer Ruhm für das holländische Volk, mehr als ein Geschichtsblatt erzählt von meiner Tapferkeit.“

§. 161. §. 9. Hier ist fortgefallen: „Ihnen könne der Ausbruch einer Rebellion weniger als allen andern gleichgültig sein, weil ihr ganzes Vermögen im offenen Felde läge und von einem Aufstand zunächst leiden würde.“

§. 162. §. 14. Hier ist die Anmerkung weggefallen: „Und sonach war er ihnen, wenn sie es genau nehmen wollten, noch großen Dank dafür schuldig, daß sie es über sich genommen, ihn gegen seine eigenen Anstalten zu verteidigen, denn anders sagte der Inhalt des Kompromisses doch wohl nichts. Sie trennten, spitzfindig genug, das Werk von seinem Urheber, betrachteten die Inquisition als eine gemeinschaftliche Feindin seiner und ihrer und taten, als wüßten sie nicht, daß er selbst es war, der sie ihnen aufdrang, und daß es also nur auf ihn allein ankam, sie davon zu befreien.“

§. 163. §. 34. Hierzu folgte ursprünglich die Note: „An dem Bilde des Königs wurden die aufgeschwollenen Lippen und die funkelnden Augen seines Geschlechts nicht vergessen.“

§. 177. §. 8. Drossard: Drost, Amtshauptmann.

Viertes Buch.

S. 189. Z. 23. Hier und bald darauf wieder (S. 192. Z. 3) wurde eine Stelle gestrichen, welche auf das Mitspielen überirdischer Mächte hindeutete, was Schiller doch wohl vermeiden wollte.

S. 191. Z. 29. Nach einem halben Jahrhundert, soll heißen nach etwa einem Jahrhundert, denn das Frühere war 1464 geschehen.

S. 196. Z. 22. Die Väter = die katholischen Patres, Mönche.

S. 242. Z. 41. Höchst interessant für Schillers Auffassung, für die reine Größe seiner Gesichtspunkte ist hierhinter der ursprüngliche Zusatz: Den wahren Gehalt aller Unternehmungen entscheidet ihr Ende. Eine Brederodische Verschwörung mußte in das Nichts zurückkehren, woraus sie hervorgegangen war; aber was sie Gutes und Gründliches hatte, war und blieb über alle Zufälle erhaben.

S. 264. Note 2. Ad Fatibulum! = An den Galgen!

S. 265. Note 1. Non curamus Vestros Privilegios = Wir kümmern uns nicht um eure Privilegien.

S. 270. Z. 35. Italienische Politik — wie sie der Italiener Nicolo Machiavelli vertritt in seinem „Il principe“.

Anmerkungen zu Teil 10.

Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

Wie aus der Entstehungsgeschichte des zweiten großen Schillerschen Geschichtswerkes hervorgeht, konnte es nicht in Schillers Absicht liegen, ein Werk von wissenschaftlicher Gründlichkeit und Genauigkeit zu schreiben; vielmehr wollte er „die Behandlung bloß auf die Liebhaber berechnen“. Entsprechend ist auch seine Stellung zu seinen Quellen: er wählte sie so aus, daß er sich einigermaßen auf die Richtigkeit ihrer Angaben verlassen zu können glaubte, prüfte dann aber nicht mehr, ob sie etwa in Einzelheiten Fehler enthielten. Nur an den Stellen, wo seine Gewährsleute in ihren Angaben nicht übereinstimmten, sah er sich zur Bildung eines eigenen Urteils genötigt. Aber seine Haupttätigkeit bestand darin, den Stoff passend zu gruppieren und das Ganze mit dem Gewande einer lebhaften Darstellung zu bekleiden. Immer wieder zeigt sich in der Auffassung der einzelnen Persönlichkeiten der Dichter: in der Art, wie er ihre Ideen und Bestrebungen, ihre Absichten und Handlungen in den großen Zusammenhang eingliedert und seine Helden dabei doch in ungemein plastischer Weise charakterisiert. Allerdings hat Schiller, durch seine Quellen verleitet, vielfach Widersprüche in die Schilderung der Hauptpersonen hineingetragen. Am meisten fällt dieses bei Gustav Adolf auf, bei dessen Schilderung ihm zuerst Mauvillon als Gewährsmann diente, von dessen einseitig schwedischem Standpunkt aus Gustav Adolf als ein herrlicher Held, ein edelmütiger Retter erscheint; später benutzte Schiller wieder die Geschichte der Deutschen von Michael Ignaz Schmidt mehr, und mit ihr sah er Gustav Adolf als einen ehrgeizigen Eroberer an. — Ähnlich wie hier läßt sich der Einfluß der Quellen durch das ganze Werk nachweisen. Es würde aber nicht in den Rahmen dieser Anmerkungen passen, wenn wir hier ausführliche Einzeluntersuchungen vornähmen. Zur genaueren Orientierung möchte ich auf die Ausführungen von Th. Kückhaus im VII. Bande der Bellermannschen Schillerausgabe verweisen. — Im wesentlichen stützte sich Schillers Darstellung auf folgende Quellen:

Michael Ignaz Schmidt, Geschichte der Deutschen. Ulm 1785/91.

Bougeant, Histoire des 30jährigen Krieges. Übersetzt von Friedrich Rambach. Halle 1758.

In der Vorrede dieser Übersetzung brachte Rambach auch die Schrift Sarazins, „La conspiration de Valstein“ in deutscher Übersetzung.

Murr, Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, insonderheit des Zustandes der Reichsstadt Nürnberg. Nürnberg 1790.

Mauvillon, Histoire de Gustave Adolphe, Roi de Suède. Amsterdam 1764.

Nevenhiller, Annales Ferdinandei, Teil X—XII, Leipzig 1724 bis 1726.

Pufendorf, Commentarium de rebus Suedicis, libri XXVI. Utrecht 1686.

Pufendorf, Histoire de Suède. Amsterdam 1732.

B. Schirach, Leben Albrecht Wallensteins, Herzogs von Friedland. Biographie der Deutschen, 5. Bd. Halle 1773.

Friedrich Spanheim, Le Soldat Suédois. Rouen 1634.

Die französische Übersetzung des italienischen Werkes von Gualdo Priorato: Histoire des dernières Campagnes de Gustave Adolphe.

Theatrum Europaeum. Frankfurt 1635.

Chemnitz, Königlich Schwedischer in Deutschland geführter Krieg. Alten—Stettin 1648.

An diese Quellen hat sich Schiller streng gehalten; die einzelnen sachlichen Irrtümer, die er aus ihnen mit übernommen hat, beziehen sich fast nur auf Kleinigkeiten; es würde nicht der Mühe wert sein, sie einzeln aufzuführen.

S. 11. Z. 19. Der erste Krieg der Meerens gegen Spanien hatte die gewaltsame Durchführung einer neuen Steuer zum Anlaß. Philipp hatte bestimmt, daß beim Verkauf von Gütern der zehnte bzw. der zwanzigste Pfennig als Steuer erhoben werden sollte.

S. 14. Z. 10. Das weltliche Gut der Kirche.

S. 21. Z. 37. Spolienklagen sind Klagen über Säkularisierung geistlicher Fürstentümer.

S. 23. Z. 41. Konkordienwerke sind dogmatische Einigungsschriften der Protestanten.

S. 47. Z. 28. Ferdinand von Aragonien hatte erst durch die Heirat mit Isabella von Kastilien ganz Spanien unter seiner Krone vereinigt. Später fielen unter seine Regierung die Entdeckungen und Eroberungen in Amerika, ferner erwarb er Neapel.

S. 73. Z. 32. Der Graf Drugeth de Homonna hatte mit Kosaken einen Überfall auf Ungarn gemacht und das kleine Heer eines Unterfeldherrn Bethlen Gabor's fast aufgerieben.

S. 77. Z. 12. Es soll heißen: Der Beistand der Union für Friedrich sollte sich nicht auf mehr als auf seine pfälzischen Länder erstrecken. Es lag eine wechselseitige Verpflichtung der Union und Lige vor, ihren Besitz nicht anzugreifen.

S. 139. Z. 40. Schamade ist das Übergabesignal.

Inhaltsverzeichnis zu allen zehn Teilen.

Erster Teil.	Seite
Lebensbild	XXI
Gedichte I	11
Gedichte II	245
Alphabetisches Verzeichniß der Gedichte nach Anfängen und Überschriften	433

Zweiter Teil.	
Semele	5
Die Räuber	25
Die Verschwörung des Fiesko zu Genua	145

Dritter Teil.	
Kabale und Liebe	5
Don Karlos, Infant von Spanien	107

Vierter Teil.	
Wallenstein, ein dramatisches Gedicht	5
Wallensteins Lager	25
Die Piccolomini	61
Wallensteins Tod	141

Fünfter Teil.	
Maria Stuart	5
Die Jungfrau von Orleans	129
Die Braut von Messina	243

Sechster Teil.	Seite
Wilhelm Tell	5
Die Hulbigung der Künste	115
Demetrius	129
Unterhaltungsschriften	181
Der Spaziergang unter den Linden	201
Eine großmütige Handlung	205
Der Jüngling und der Greis	208
Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache	210
Der Verbrecher aus verlorener Ehre	243
Der Geisterseher	264
Spiel des Schicksals	365
Haoh=Kiöh=Tschen	375
Siebenter Teil.	
Übersetzungen	
Aus Virgils Aeneis	21
Iphigenie in Aulis	81
Szenen aus den Phönizierinnen	135
Macbeth	155
Turandot, Prinzessin von China	225
Der Nefte als Onkel	301
Der Parasit	345
Britannicus	409
Phädra	417
Achter Teil.	
Über die ästhetische Erziehung des Menschen	5
Über naive und sentimentalische Dichtung	105
Neunter Teil.	
Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung	5
Zehnter Teil.	
Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs	5

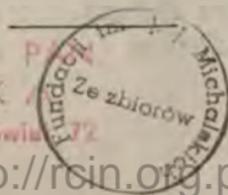
Anmerkungen.

INSTITUT

BIBLIOTEK

00-330 Warszawa, ul. Nowy Świat 72

Tel. 26-68-68

<http://rcin.org.pl>

F

24.138/8-10